

Knauer

Thomas Görden

Die Krypta

R o m a n





Thomas Görden
Die Krypta

Vor dem Kölner Dom liegt eine schwarz gekleidete Leiche.
Kriminalkommissarin Susanne Wendland sieht sofort,
dass dieser Mord alles andere als ein Routinefall ist:
Der Tote ist Weihbischof Oster, und in den Mordfall scheint
alles verwickelt zu sein, was in Köln Rang und Namen hat.
Im Laufe ihrer Ermittlungen stößt die Kommissarin
auf eine verborgene Krypta, von der eine jahrhundertealte
Gefahr ausgeht ...

Eine gelungene Mischung aus Stephen King und
Wolfgang Hohlbein – ein meisterhafter Mystery-Thriller!

ISBN N 3-426-61870-2

€ 8,90
(D)

9 783426 618707

www.knaur.de

Von Thomas Görden sind außerdem erschienen

Schattenwolfe Die Seelenlosen Schattenzone

Über den Autor

Thomas Görden wurde 1964 in Wuppertal geboren. Er studierte Anglistik und Neuere Geschichte. Seit vielen Jahren ist er als freiberuflicher Übersetzer und Autor tätig. Sein Roman *Schattenwolfe* verschaffte ihm seinen bisher größten Bekanntheitsgrad.

Thomas Görden

Die Krypta

Roman

scanned by ghostreader60

Knaur

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe 2002
Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München
Copyright © 1999 by Weitbrecht Verlag
in K.Thienemanns Verlag, Stuttgart - Wien - Bern
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur
mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Image Bank, München
Satz: Ventura Publisher im Verlag
Druck und Bindung: Clausen &, Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-426-61870-2

5 4 3 2

»Gering ist das Fleisch der Erde wie das Fleisch eines Weibes. Darum fürchtet Euch nicht vor Hexerei und erdgebundenen Geistern. Fürchtet nur den HERRN, unseren allmächtigen VATER hoch oben im Himmel. Gürtet Euch mit SEINEM Schwert und macht Euch die Erde Untertan ...«

Geheime Annalen zu Köln Kopie einer Handschrift
aus dem 13. Jahrhundert

Eins

Selbst in einer so großen Stadt wie Köln gibt es nachts irgendwann zwischen ein und vier Uhr eine Zeit, in der es still ist. In dieser Zeit wirkt das Schweigen, das der Dom ausstrahlt, besonders gewaltig. Wie ein unsichtbarer Nebel schwebt es über der weiten, leeren Fläche der Domplatte. Hannes und Karla waren auf müden, kalten, schlecht durchbluteten Füßen durch die Hohe Straße und über den Wallraffplatz geschlurft. Jetzt standen sie am Rand der Domplatte, wo sich tagsüber die Touristen tummelten und Straßenmaler süßliche Madonnenbilder auf die rauen Pflastersteine zeichneten. Hannes legte den Kopf in den Nacken und blickte hinauf zu den beiden gotischen Türmen, die über ihm im Nachthimmel verschwanden.

Er hustete rasselnd und schmerzhaft, dann sagte er: »Wenn ich nicht wüsste, dass Menschen wie unsereins damals Stein auf Stein gesetzt haben, könnte man denken, der Dom ist natürlich gewachsen, so wie die Alpen oder der Ayers Rock in Australien.«

In dieser Nacht war es wirklich sehr still, so dass Hannes ein wenig über seine eigene Stimme erschrak. Immer hatte er das Bedürfnis etwas Bedeutungsvolles zu sagen, wenn er mit Karla hier stand. Wenn er mit den Brüdern am Bahnhof oder am Rhein trank, zogen sie ihn damit auf, dass er ein richtiger Dom-Fan geworden sei. Ja, sagte er dann achselzuckend, aber nur wegen Karla. Früher hatten solche blöden Bemerkungen ihn leicht aus der Haut fahren lassen, und wenn er zugeschlagen hatte, waren Nasenbeine und Gebisse zu Bruch gegangen. Aber heute konnte er sich keine Wutausbrüche mehr leisten. Wer mit über fünfzig immer noch auf der Straße lebte, musste mit seinen Kräften haushalten. »Du warst doch nie in Australien«, sagte Karla, die auch dann lallend und mühsam sprach, wenn sie, wie jetzt, schon etliche Stunden nichts mehr getrunken hatte. Natürlich war Hannes damals mit dem uralten Frachtkahn, auf dem er angeheuert hatte, in Australien gewesen, wenn auch nicht am Ayers Rock, nur in Sydney, doch Karla glaubte es ihm sowieso nicht. Sie hatte ihn bei der Hand genommen, immer legte sie ihre kleine, kalte Hand in seine, wenn sie vor dem Dom standen. Wenigstens waren seine Hände noch warm, im Gegensatz zu seinen Füßen, die in letzter Zeit immer kalt waren. Ein schlechtes Zeichen. Vermutlich sterbe ich nicht auf einen Schlag, sondern Stück für Stück, dachte er. Von unten nach oben.

»Ich kann sie wieder sehen«, sagte Karla und ging langsam auf das Hauptportal des Doms mit den vielen schattenhaften Figuren und Verzierungen zu. »Ich mache die Augen fast zu, so dass kaum noch Licht durchkommt. Dann kann ich sie sehen. «

Natürlich. Hannes trottete neben ihr her. Karla wurde immer verrückter im Kopf. Ihr nächtliches Rendezvous mit dem Dom war längst zu einer fixen Idee geworden, einer Marotte. Jede Nacht ging das jetzt so, selbst wenn sie ein halbwegs warmes Plätzchen und eine Flasche hatten. Irgendwann nach Mitternacht wurde Karla unruhig: Hannes, komm, Hannes. Lass uns zum Dom gehen, bitte. Wenn er Nein sagte, fing sie an zu weinen und brabbelte schluchzend vor sich hin. Karla blieb stehen und zeigte auf die Steingestalten über dem Portal, die allen Dombesuchern ernst entgegenblickten. »Nachts werden sie immer lebendig«, lallte Karla. »Siehst du nicht, wie sich ihre Gesichter bewegen? Die Heiligen und die Engel haben Angst vor den Dämonen. Und die Dämonen wollen die Heiligen und die Engel vertreiben, weil sie schon viel länger hier sind und glauben, dass ihnen dieser Platz allein gehört. Die Kirche kann nichts machen gegen die Dämonen, sie sind viel älter und mächtiger. Aber die Dämonen können auch die Engel nicht vertreiben. Sie kommen einfach nicht voneinander los.«

Anfangs hatte Hannes sich noch die Mühe gemacht, Karla daran zu erinnern, dass ihre Engel und Dämonen bloß, in kalten Stein gemeißelte Phantasiegeschöpfe waren, aber das hatte er längst aufgegeben. Sie konnte endlos so weiterreden, von herumgeisternden toten Erzbischöfen, Engeln, Dämonen und Feen - aber immer nur, wenn er mit ihr nachts hier vor dem Dom stand. Sonst stierte sie oft den ganzen Tag stumm vor sich hin. Der Alkohol ist der wirkliche Dämon, dachte Hannes, der schlimmste aller Teufel. Er ist schuld an unserem Elend. Karla hat er den Verstand kaputtgemacht und mir die Leber. Hannes war wirklich in einer schlimmen Verfassung. Er fühlte sich scheußlich, wenn er trank. Und er fühlte sich scheußlich, wenn er nicht trank. Vermutlich ist meine Leber restlos hinüber, dachte er. Für einen Augenblick hatte er so etwas wie eine Vision. Er sah Karla, wie sie vor zwanzig Jahren ausgesehen haben musste. Damals hätte er sie gerne gekannt und geliebt. Ihr Haar war nicht grau und strähnig und verfilzt, sondern voll und gelockt, schimmernd im Licht der Scheinwerfer, die das Domportal anstrahlten. Er beugte sich zu Karlas Gesicht herunter, das in dieser sonderbaren Verzauberung zu den verwitternden Steinen hinauf starrte, und flüsterte ihr ins Ohr: »Ich wünschte, du wärst einer von den Engeln da oben. Du bist genauso schön wie sie, oder sogar noch schöner. Alle Touristen

würden dich bewundern und fotografieren und du müsstest nicht mehr frieren. Steine frieren nicht... « Hannes wusste nicht, ob sie ihn gehört hatte. Manchmal bekam sie mit, was man sagte, manchmal nicht. »Komm«, sagte er, »wir suchen uns irgendwo ein warmes Plätzchen. Vielleicht finden wir ja noch einen Bruder mit einer Flasche. « Er zog sanft an Karlas Hand, und sie ließ sich von ihm wegführen. Sie gingen um den Südturm des Doms herum, so dass Hannes den verlassen daliegenden Roncalliplatz vor dem Römisch-Germanischen Museum überblicken konnte. Als sie gerade zwischen dem Brunnen und dem Toilettenhäuschen hindurchgingen, blieb Karla plötzlich stehen und zeigte hinüber zum in den Platz hineinragenden südlichen Querhaus der Kathedrale. »Südliches Querhaus«. Hannes kannte alle diese Begriffe genau. Er hatte für Karla einen Domführer vom Wühltisch vor einer Buchhandlung geklaut und ihn ihr von vorne bis hinten vorlesen müssen. Karla konnte ohne Brille nicht mehr lesen und eine Brille besaß sie natürlich nicht.

»Da kommen Gespenster aus dem Dom«, sagte sie mit schwerer Zunge. »Bestimmt machen die Waldfeen und Kobolde Jagd auf die toten Bischöfe und die Bischöfe flüchten nach draußen. «

Hannes' Augen waren das, was seiner Ansicht nach an seinem Körper noch am besten funktionierte. Ein Stück vor dem Querhaus gab es in der mächtigen Seitenwand des Doms eine im Vergleich zu den großen Portalen winzige Tür. Hannes kannte diese Tür gut, weil er einmal morgens ein paar Meter vor ihr aufgewacht war, unter den spärlichen Bäumen, die dort standen, und mit dem Gestank des nahen Toilettenhäuschens in der Nase. Oder vielleicht war es auch sein eigener gewesen. Jedenfalls fand er die Ecke scheußlich, mit diesen merkwürdigen, schmutziggrauen Holzplatten, die dort aus unerfindlichen Gründen die Außenwand des Doms verschanzelten. Also hatte er gemacht, dass er weiterkam. Jetzt stand diese Tür offen. Zwei Gestalten schleppten etwas Schweres heraus und schauten sich dabei nervös um. Offenbar reichte ihr Blick aber nicht weit genug, um Hannes und Karla zu bemerken, die einsam und verloren neben dem wasserlosen Brunnen standen. Die beiden Gestalten, soweit Hannes sehen konnte Männer in dunklen Anzügen, trugen das Schwere, das Hannes inzwischen als menschlichen Körper identifiziert hatte, ein paar Meter von der Tür weg und legten es auf den Boden. Sie machten kehrt und verschwanden eilig in der Türöffnung. Mit einem dumpfen Schlag, der weit über den leeren Platz hallte, fiel die Tür zu. Dann war es wieder still.

»Keine Gespenster«, flüsterte Hannes. Karla schwieg. Vielleicht hatten die

Domschweizer, die Nachtwache schoben, irgendwo drinnen in einer der tausend Ecken des Doms einen Bruder entdeckt, dem es gelungen war, sich einschließen zu lassen. Normalerweise gelang das keinem, denn wenn die Domschweizer ihre Runde machten, passten sie auf wie die Luchse. Aber möglicherweise hatte dieser hier es doch geschafft, unter irgendeinem Heiligenbild seinen Rausch ausgeschlafen und war nun unsanft nach draußen befördert worden. Die beiden Männer hatten sich sehr beeilt und wollten ganz offensichtlich nicht gesehen werden. Warum, wenn sie einfach nur einen stinkenden Penner nach draußen befördert hatten?

Karla sagte schleppend: »Die Toten ... finden im Dom keine Ruhe. Es sind ... böse Männer, die dort begraben sind. Keine Heiligen. Die Erde ... will sie nicht. Darum lässt sie sie nicht schlafen. Die Erde ... ist unruhig, seit ein paar Tagen schon. Merkst du nicht, wie sie zittert?«

»Ach was, Karla, *du* zitterst, weil's kalt ist und wir nichts zu trinken haben.« Hannes zitterte auch, und er war nicht sicher, ob das an seinem niedrigen Alkoholpegel lag. Der Körper dort rührte sich nicht. Betrunkene wachen auf, wenn man sie herumträgt, Tote nicht. Hannes wusste, wie es aussieht, wenn Tote getragen werden. Dazu lebte er lange genug auf der Straße.

Er schaute sich um. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Der Körper da vorn geht uns gar nichts an, wir sind frei, wir können uns einfach umdrehen und weggehen, dachte er. Dann tauchte ein anderer Gedanke auf. Hannes fühlte, dass es ein hässlicher Gedanke war, der sich aber nicht verscheuchen ließ: Durst. Ein Portmonee, vielleicht eine Brieftasche. Karla und er würden sich aneinander und am Schnaps wärmen. Vielleicht würde sie dann einmal eine Nacht durchschlafen und ihn nicht wieder hierher schleifen ... Und wenn der Mann, der dort lag, wirklich nur voll war - oder verletzt? Wohin waren die beiden Männer verschwunden? Hannes' Knie fühlten sich weich an. Besser, wir hauen ab, dachte er. Karla ließ seine Hand los und ging langsam auf den Körper zu. »Scheiße«, zischte Hannes. »Nicht, Karla, warte ...« »Vielleicht«, lallte sie, »kann der Tote uns sagen, warum die Erde neuerdings ... so unruhig ist.« Hannes war stärker als Karla. Er hätte sie zurückhalten können, aber er wollte ihr niemals wehtun. »Warte«, murmelte er und schlurfte ihr nach, sich alt und hilflos fühlend. Jemand hatte dem Mann den Schädel eingeschlagen. Es war ein gepflegter, silberhaariger Mann mit gutem Anzug. Hannes fand, dass er wie ein Geistlicher aussah.

Karla ging in die Hocke und legte sanft die Hände an Gesicht und Hals des Mannes. Hannes' Herz schlug heftig. Er hatte Angst, dass jemand plötzlich die Tür aufriss. Was waren das für Männer gewesen? Einbrecher? In den Dom war

schon öfter eingebrochen worden.

Karla hielt noch immer ihre Hand an die Wange des Toten. Sie schaute zu Hannes hoch und sagte: »Er ist noch ein bisschen warm. Kann noch nicht lange tot sein.« Sie klang sehr ruhig und klar, ganz anders als sonst. Offenbar war für einen kurzen Moment eine frühere, nüchterne Karla in ihr aufgewacht. Verdammt, dachte Hannes, ich sollte rasch seine Taschen durchwühlen, mir das Geld greifen, wenn welches da ist, Karla bei der Hand nehmen und wegrennen. Ich war doch früher so schnell und wusste mich durchzuschlagen. Aber sein Herz klopfte heftig und seine Füße waren kalt und taub.

»Nimm deine dreckigen Finger von ihm weg!« Ein Scharfen tauchte aus der Dunkelheit auf, eine Gestalt stürzte sich auf Karla, ein Mann, der sie grob hochzog und ihr eine schallende Ohrfeige versetzte. Karla schrie. Für eine Sekunde glaubte Hannes, sein Herz würde zerspringen, dann erwachte in ihm plötzlich die alte Wut, die er schon lange nicht mehr gespürt hatte. Niemand durfte Karla wehtun! Der Mann war zierlich gebaut, ein schwächliches Jüngelchen, und in Hannes war immer noch ein wenig von dem großen, breitschultrigen Bärenkerl übrig, der er einmal gewesen war. Er zerrte das Jüngelchen von Karla weg und versetzte ihm einen Hieb. Es war kein besonders guter Schlag, aber das Jüngelchen stöhnte auf und fiel hin. Hannes' Herz hämmerte, doch er kümmerte sich nicht darum. »Komm!«, rief er und zog Karla hinter sich her. Sie rannten

keuchend über die Domplatte. Hannes war überrascht, dass er noch so rennen konnte.

Dann verschluckte sie die Schwärze drüben am Römisch-Germanischen Museum.

Der zierliche junge Mann saß neben der Leiche auf dem Boden und tupfte sich seine blutende Lippe mit einem Taschentuch ab. Er schluchzte leise. Als sich von weitem Schritte näherten, sprang er auf.

»He, was ist denn da los?«, rief eine Stimme. »Brauchen Sie Hilfe?«

Einen Moment wirkte er kopflos, schien nicht zu wissen, wohin er fliehen sollte. Dann rannte er am Portal des Querhauses vorbei in die dunkle Gasse zwischen Dombauhütte und Museum, durch die tagsüber die Sprünge der Skateboarder hallten. Niemand folgte ihm.

Als das Telefon klingelte, stand Susanne Wendland am Fenster ihrer Dachwohnung nahe dem Chlodwigplatz. Hier hatte sie immer gestanden, eine Zigarette geraucht und hinaus auf die Stadtlichter geschaut, wenn sie nicht schlafen konnte.

Sie *konnte* hinunter zum Automaten laufen, sich ein Päckchen ziehen; stattdessen ging sie zum Telefon. Wenn um diese Zeit jemand anrief, war es immer das Präsidium, deshalb ließ Susanne es gern eine Weile klingeln. Dann hob sie doch noch ab. Der Beamte vom Dienst teilte ihr mit, dass Tönsdorf auf dem Weg zu ihr war. Ein Mordfall am Dom. Ein paar Minuten später stand sie mit Winterjacke und Winterschuhen, fröstelnd und weißen Dampf in die Nachtluft pustend, unten vor dem Haus. Sie hoffte, dass der Frühling nicht mehr allzu weit entfernt war. Immerhin, die Kälte vertrieb Susannes Müdigkeit und verstärkte das Prickeln, das sie immer noch bei jedem neuen Mordfall empfand. Eigentlich müsste ich es doch mal leid werden, dachte sie. Tönsdorf schnipste einen Zigarettenstummel aus dem Seitenfenster. »Taxi ist da!«, brummte er. Während Susanne einstieg und sich anschnallte, steckte er sich die nächste Zigarette zwischen die Lippen. »Ich *könnte* dir eine anbieten ...« »Mach dich so früh am Morgen bloß nicht unbeliebt«, entgegnete Susanne knurrig. In den drei nikotinfreien Wochen, die sie bislang durchgehalten hatte, war ihre Nase außerordentlich empfindlich geworden, und jetzt reizte Tönsdorfs Qualm sie zum Husten. Am liebsten hätte sie ihn gebeten die Zigarette auszumachen, aber in Anbetracht der Rauchschwaden, mit denen sie selbst im Lauf der Jahre ihre Kollegen eingenebelt hatte, konnte sie eine solche Rücksichtnahme wohl kaum verlangen. Also unterdrückte sie den Husten und kurbelte das Seitenfenster ein Stück herunter. Früher hätte sie das kaum für möglich gehalten, aber sie vermisste Mallmann, der für sechs Wochen auf Lehrgang war. Als Ersatz hatte Antweiler ihr Tönsdorf zugeteilt. Tönsdorf war gerade aus der »Kur« zurück. Offiziell wurde nur von Kur geredet, aber alle Kollegen wussten natürlich, dass es sich um eine Entziehungskur gehandelt hatte. »Ich möchte, dass Sie Tönsdorf für eine Weile übernehmen«, hatte Antweiler zu Susanne gesagt, »und ihn, nun ja, ein bisschen im Auge behalten. Außerdem weiß ich, dass Sie nicht mit ihm in die Kneipe gehen und ihn zum Trinken verführen wie gewisse andere lebenswerte Kollegen.«

Ein Ersatz für Mallmann war Tönsdorf nicht, aber ein ganz passabler Polizist und Kollege, wenn er auch manchmal schrecklich viel redete. Der Alkohol war sein einziger echter Feind. »Was ist es denn?«, fragte Susanne. »Ein Penner?«

Tönsdorf, dessen Bierbauch in der Kur kein Stück kleiner geworden war, sondern immer noch fast das Lenkrad berührte, machte ein bedeutungsvolles Gesicht und bekreuzigte sich theatralisch. »O nein. Viel heiliger.« Susanne lachte. »Am Ende der Herr Erzbischof persönlich.« »Gar nicht so weit daneben. Der Dompropst. Weihbischof Josef Oster. Jemand hat ihm den Schädel

eingeschlagen.« »Heilige Scheiße!«, zischte Susanne. »Ziemlich heikel, das Ganze. Deswegen wollte der Alte auch, dass du die Sache übernimmst.«

Das gewaltigste Gebäude der rheinischen Christenheit tauchte vor ihnen aus der Dunkelheit auf. Tönsdorf lenkte den Wagen auf die Domplatte und parkte rechts vom Dom neben anderen Polizeiwagen. Etliche Beamte standen herum, und es war - zum Glück - noch keine Presse zu sehen. Als Susanne aus dem Wagen stieg, schlug sie sofort ihren Jackenkragen hoch - in ganz Köln gab es keinen zugigeren Ort als die Domplatte! Sie erwiderte das Kopfnicken einiger Polizisten und stieg mit Tönsdorf über das im eisigen Wind knatternde rote Absperrband, das um den Tatort gespannt war. Um die Kopfwunde besser betrachten zu können, ging sie neben dem toten Geistlichen in die Hocke. Aus dieser Position wirkte der Dom noch gewaltiger. Als Kind hatte Susanne die Kathedrale nie gemocht, an der die obligatorischen Sonntagsspaziergänge mit Vater und Bruder unvermeidlich vorbeiführten. Während ihr Vater dabei jedesmal mit sichtlichem Stolz das Wahrzeichen der Stadt betrachtete, hatte Susanne sich vor den vielen grauen Steinfiguren an den Portalen gefürchtet und sich gefragt, ob diese Gestalten mit den düsteren Gesichtern wohl nachts herumgeisterten und kleine Kinder erschreckten. Und sie hatte sich am Dom immer furchtbar winzig gefühlt. Vielleicht war sie deshalb später aus der Kirche ausgetreten - weil sie sich nicht mehr winzig fühlen wollte. Sie war sicher, dass ihr Vater ihr das bis zu seinem Tod nicht verziehen hatte. Der Dompropst, Susanne schätzte ihn auf Anfang sechzig, war ein ungewöhnlich gut aussehender Mann. Er hatte ein markant geschnittenes und zugleich um den Mund herum sanft wirkendes Gesicht, das von silbernen, gepflegten Locken gekrönt wurde. Sein großer, kräftiger Körper wirkte athletisch, ohne jeden Bauchansatz. Weiter sah sie, dass kaum Blut und Gewebeflüssigkeit aus der Kopfwunde ausgetreten war.

»Er ist nicht hier erschlagen worden«, sagte sie zu Tönsdorf, der sich mit einem leisen Schnaufen herabbeugte. »Fällt dir noch was auf?«

»Von vorn«, brummte Tönsdorf. Ja. So wie die Wunde lag, musste der Täter vor dem Propst gestanden haben, als er zuschlug.

Ein uniformierter Beamter führte einen kleinen, rundlichen Mann im schwarzen Anzug zu ihnen. Susanne richtete sich auf und überragte den Mann nun um fast einen Kopf. Was die persönliche Autorität anging, waren hundertvierundachtzig Zentimeter Körperlänge durchaus vorteilhaft. Sie blinzelte, weil der kalte Wind ihr in den Augen stach. »Das ist Weihbischof Dr. Scharenbroich, Frau Hauptkommissarin«, sagte der Beamte. »Der Domdechant.« Susanne, die sich in der Kirchenhierarchie nicht sonderlich

auskannte, fragte sich, wer wohl mehr zu sagen hatte, ein Propst oder ein Dechant.

Der kleine Mann gab ihr die Hand und sagte erläuternd: »Ich bin der Stellvertreter des Dompropstes.« Stimme und Händedruck wirkten eher weich. Der Dechant bemühte sich erkennbar um Fassung und vermied es, den Toten anzusehen.

»Wirklich furchtbar, diese Sache«, sagte er. »Zu was für schrecklichen Verbrechen der Mensch doch fähig ist. Dr. Oster hat den Dom sehr geliebt, wissen Sie. Ich will damit sagen, dass es gar nicht so ungewöhnlich war, ihn hier draußen anzutreffen. Der Dompropst war ein sehr ... spiritueller Mensch. Er hielt sich gerne im und am Dom auf, wenn er... das Gespräch mit Gott suchte.« Es klang, als hätte er sich diese Formulierungen sehr sorgfältig zurechtgelegt.

»Auch nachts?«, fragte Susanne.

»Nun ...« Jetzt riskierte Scharenbroich doch einen kurzen Blick auf den Toten.

»Dr. Oster war ein außergewöhnlicher Mensch. Warum sollte er nicht auch einmal nachts um den Dom spazieren, wenn er das Bedürfnis dazu hatte?«

»Ich gehe nicht davon aus, dass er hier an dieser Stelle ermordet wurde. Jemand hat ihn offenbar erst später hierher gebracht. Haben Sie dafür eine Erklärung?« Susanne sah, wie Scharenbroichs ohnehin nicht ausgeprägte Selbstsicherheit weiter nachließ.

»Das... überrascht mich«, sagte er leise, dann laut, so dass es alle Umstehenden hören konnten: »Ich habe gedacht, er ist hier spazieren gegangen und dabei überfallen worden.« Irgendwie wirkte seine Überraschung nicht echt. Er strich sich nervös durchs Haar. Susanne hatte deutlich den Eindruck, dass er überrascht *wirken* wollte, sich aber nicht besonders gut verstellen konnte. Wusste er etwas über die Hintergründe des Mordes?

Scharenbroich schien es plötzlich eilig zu haben, Susannes Blick zu entkommen. »Wenn Sie mich jetzt entschuldigen«, sagte er rasch. »Ich muss den Herrn Erzbischof informieren. Sie können mich heute den ganzen Tag drüben in der Dompropstei erreichen, sollten Sie weitere Fragen haben.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Im Namen des Domkapitels bitte ich Sie dringend, die nötige Diskretion zu wahren. Wir möchten auf keinen Fall, dass aus dieser Tragödie ein Medienspektakel wird.«

Susanne zuckte die Achseln. »Die Ermordung des Dompropstes ist für die Lokalpresse eine fette Schlagzeile, das ist für die ein gefundenes Fressen«, sagte sie nüchtern. »Ich kann nicht verhindern, dass die Zeitungen groß darüber berichten und ihre eigenen Spekulationen anstellen.« Nutze die

Gelegenheit, dachte sie sich und setzte schnell hinzu: »Umso wichtiger ist es, dass wir eng zusammenarbeiten und Sie uns alle erforderlichen Informationen zur Verfügung stellen, damit wir die Ermittlungen möglichst schnell erfolgreich abschließen können.«

Jetzt machte Scharenbroich ein richtig unglückliches Gesicht. »Da haben Sie selbstverständlich Recht«, sagte er, verabschiedete sich mit einem knappen Kopfnicken und ging. Susanne schaute ihm nach. Dass er ihr diese Theorie mit dem Überfall auftrug, an die er offenbar selbst nicht glaubte, ließ nur einen Schluss zu: Er musste etwas mit dem Mord zu tun haben. Oder hatte sie seine Reaktion eben falsch gedeutet? Hatte es sich einfach nur um Nervosität und Verwirrung angesichts des Todes eines nahe stehenden Menschen gehandelt? »Ähm, wir hätten da einen Zeugen«, meldete sich Tönsdorf zu Wort. »Wen?«

»Der Nachtportier vom *Hotel am Dom* hat etwas gesehen. Willst du selbst mit ihm reden, oder soll ich es in den Bericht ...«

»Natürlich will ich mit ihm reden!« Eine so überflüssige Frage hätte Mallmann sich verkniffen.

Tönsdorf winkte einen grauhaarigen Mann herbei, der etwas abseits gewartet hatte. Er nahm die Zigarette, die Tönsdorf ihm anbot - Susanne war wieder einmal von Rauchern umgeben - und fing an zu erzählen. Der Nachtportier wirkte bedächtig und solide, so, wie man sich einen zuverlässigen Zeugen wünschte.

»Ich ging zum Eingang, um eine Zigarette zu rauchen. Da sah ich den Mann hier am Boden liegen. Und da waren noch drei andere. Ein Großer ging gerade auf einen Kleineren, Dünneren los und hat ihn niedergeschlagen. Ich bin nicht sofort hin, weil ich dachte, es sei eine Schlägerei unter besoffenen Pennern ... Obdachlosen, meine ich. Da bekommt man leicht selber eins auf die Nase. Immerhin war ich allein. Ich konnte ja nicht ahnen, dass der Mann am Boden unser Dompropst ist... Die dritte Person war wohl eine Frau. Der große Mann und sie sind dann weggerannt...«

»Woher wissen Sie, dass es Obdachlose waren?«, fragte Susanne.

»Ach, das sieht man doch meistens schon von weitem. Aber der kleinere Mann war keiner. Er trug einen gepflegten dunklen Anzug. Als ich hinlief, um ihm zu helfen, ist er aufgesprungen und weggerannt. Da in der Gasse ist er verschwunden.« Er zeigte Richtung Dombauhütte. Tönsdorf kratzte sich am Kopf. »Ein großer Kerl und eine kleine schwächliche Frau ... Das könnten Hannes und Karla gewesen sein.«

Susanne schaute Tönsdorf fragend an. Er war der Penner-Experte im Kommissariat, vielleicht weil er selbst eine ausgeprägte Affinität zum Alkohol

hatte. »Dürfte nicht schwierig sein sie aufzutreiben. Ich kümmerge mich drum.« Er ging zu einem der Streifenwagen. Nachdem sich Susanne beim Portier bedankt hatte, wandte sie sich an Franziska von der Spurensicherung: »Ist der Propst ausgeraubt worden?«

Franziska schüttelte den Kopf und hielt ihr den Plastikbeutel mit dem Tascheninhalt des Toten hin. »Ein gut gefülltes Portmonee. Eine Brieftasche mit mehreren Kreditkarten. Auch die hohe Geistlichkeit nimmt am elektronischen Zahlungsverkehr teil.«

Susanne grinste. »Hatte er denn sein Handwerkszeug nicht dabei, ich meine, Bibel und Rosenkranz und dieses Zeug?« Sie musste sich eingestehen, dass sie neugierig war, was ein Priester so alles bei sich trug. Sie hatte noch nie die Taschen eines Geistlichen durchsucht.

Franziska war es offensichtlich genauso gegangen. Sie hob die Schultern. »Enttäuschend weltlicher Tascheninhalt, würde ich sagen. Eher wie bei einem Geschäftsmann. Allerdings trug er keine Schlüssel bei sich. Möglich, dass die ihm gestohlen wurden.«

»Was ist mit der Staatsanwaltschaft?«, fragte Susanne. Franziska machte eine wegwerfende Handbewegung. »Der alte Jendrik war kurz da, hat sich die Leiche angeguckt und ein paar Worte mit dem Domdechanten gewechselt. Als wir ihm gesagt haben, dass du die Ermittlungen leitest, meinte er, dann sei der Fall ja in guten Händen, und ist wieder abgedüst.« Dass die Kölner Staatsanwaltschaft sich am liebsten aus der Ermittlungsarbeit heraushielt, passte vielen von Susannes Kollegen überhaupt nicht, weil sie dadurch die ganze Verantwortung allein am Hals hatten. Susanne wusste dieses System aber zu schätzen. Sie zog es vor, bei der Arbeit freie Hand zu haben.

Sie schaute noch einmal zu dem Toten hinüber. Er war wirklich ein attraktiver Mann. Sie seufzte. »Okay, schafft ihn in die Pathologie.«

Am Dom gab es viele Schatten, in manchen mondlosen Nächten schien er geradezu aus Schatten gebaut zu sein. In einem dieser Schatten hatte er gestanden und beobachtet, wie die Polizei die Leiche abtransportierte.

Er sah das Erkennen, den Moment jähren Entsetzens in Osters Blick, als er den tödlichen Schlag ausführte. Im Grunde gab es keinen Tod, nur einen Wechsel von einem Energiezustand in einen anderen - vom Himmel in die Hölle oder umgekehrt. Für Osters Seele war es ohne Zweifel eine Erlösung gewesen, vom sündigen Fleisch befreit zu werden. Schlaff wie eine Stoffpuppe war die tote Hülle zu Boden gefallen. Er hatte sich gebückt, mit dem Finger etwas Blut aus Osters seidigem silbernem Haar gestrichen und daran geleckt. Ein unangenehm süßlicher Geschmack. Das Blut Christi hatte gewiss anders geschmeckt. Osters Blut war von Sünde verdorben, auch wenn sein Herz so unschuldig und rein gewesen sein mochte wie das eines Kindes. Natürlich hatte er ein wenig geweint, als er den Toten dort liegen sah, denn er liebte alle Menschen. Gerade darum hatte er dieses Leben auslöschen müssen. Oster war im Begriff gewesen das große Ziel zu gefährden. Nicht aus böser Absicht, das gewiss nicht. Aber es wäre unklug gewesen, ein derartiges Risiko einzugehen. Wenige Tage noch, dann war die große Stunde endlich da. Dann würde sich alle Energie in ihm konzentrieren. Er würde zum Engel mit dem Flammenschwert werden und Gottes Licht und Liebe zurück zu den Menschen bringen. Das Licht würde den Sieg davontragen im Kampf gegen die Finsternis. Mit leisen Schritten ging er davon, um zu beten.

Zwei

Als Maggie an der elektrischen Getreidemühle stand und für eine Kundin Weizen mahlte, sah sie, wie etwas Putz von der Decke rieselte - zum Glück in der Ecke, sodass nichts davon auf die Brote im Regal fiel. Das alte Haus *war* baufällig und vermutlich gab es sehr vernünftige Gründe dafür, dass der Besitzer, Roland Vandenberg, es abreißen und etwas Neues an seine Stelle bauen wollte. In den eineinhalb Jahren, die Maggie jetzt hier wohnte, hatte er der Kommune zweimal mit der polizeilichen Räumung gedroht, diese Drohung aber bislang nicht in die Tat umgesetzt. Warum, wusste Maggie nicht. Gutmütigkeit war es wohl kaum, bei solchen reichen Geldsäcken steckte hinter allem, was sie taten, irgendein Kalkül.

Maggie lächelte, während sie das Weizenmehl in eine Papiertüte füllte. Vielleicht sollte ich nicht so streng urteilen, dachte sie. Die Zeiten des harten Klassenkampfes gehören doch eigentlich der Vergangenheit an. Immerhin sind die Grünen inzwischen sogar in der Regierung. Möglicherweise fürchtete Vandenberg auch einfach den öffentlichen Wirbel, den eine gewaltsame Räumung des Hauses verursacht hätte. Es gab in Köln sonst praktisch keine besetzten Häuser mehr und das Ökotopia-Haus hatte für die Kölner Alternativszene einen hohen Symbolwert.

Als sie der Kundin, einer älteren Frau, die regelmäßig hier im Bioladen einkaufte, das Mehl auf die Ladentheke stellen wollte, spürte sie plötzlich eine eigenartige Vibration. Der Boden unter ihren Füßen zitterte und Maggie ließ die Tüte fallen. Sie platzte auf, sodass sich unter einer kleinen Staubwolke das Mehl auf dem Boden verteilte. »Mist!«, sagte sie. »Tut mir Leid. Ich mahle Ihnen sofort neues.« »Was das wohl gerade war?«, fragte die Kundin. »Sie haben es auch gemerkt, nicht?«

Maggie nickte. »Vielleicht ist ein schwerer Lastwagen vorbeigefahren«, sagte sie, dachte aber sofort, dass sie keinen Lastwagen gehört hatte und solche Erschütterungen sich anders anfühlten. Die Vibration schien von sehr tief unten gekommen zu sein, ein kurzes, schnelles Zittern im Erdboden. Doch jetzt war wieder alles ruhig. Vermutlich hatte irgendwo weiter weg eine Sprengung stattgefunden, drüben an der Großbaustelle des Media-Centers möglicherweise. Maggie mahlte neues Mehl, tippte dann die Preise der anderen Waren, die die Kundin auf die Theke gestellt hatte, in die Kasse. Dabei hörte sie, dass unten im Keller die kleine Tamara weinte. Maggie kassierte und rief dann

nach hinten in den Laden: »Gunda, löst du mich ab? Ich schau mal nach den Kindern!«

Gunda, groß, dick und rothaarig, stapfte heran. »Hast du das eben auch gespürt?«, fragte Maggie. Gunda grinste und sagte augenzwinkernd: »Ach, das waren bloß meine lastenschweren Schritte beim Kistenschleppen!« Maggie stieg die Kellertreppe hinunter. Heute Morgen war sie für die Kinderbetreuung eingeteilt, was aber in der Praxis bedeutete zwischendurch immer wieder im Laden mitzuhelfen. Maggie fand, dass sich durchaus sehen lassen konnte, was die Ökotopia-Kommune in diesem alten Kasten aufgebaut hatte, der sonst längst dem Abrissbagger zum Opfer gefallen wäre. Der Bioladen lief prima, zumal ein großer Teil der Szene aus Solidarität hier bei ihnen einkaufte. Und die Fahrradwerkstatt im Innenhof kam immer besser in Schwung. Vor einem guten halben Jahr hatten sie den Seminarraum im ersten Stock fertiggestellt, wo sich inzwischen etliche Gruppen und Initiativen trafen. Sie konnten wirklich zufrieden sein.

Die Kinder waren verdächtig still. Dann rief Lukas, ihr Sohn: » Maggie! Kommst du mal?«

Im vorderen Teil des Kellers wurden Vorräte für den Laden gelagert. Weiter hinten gab es einen halb leeren, halb mit altem Gerumpel gefüllten Raum, den die Kinder sich zum Abenteuerspielplatz auserkoren hatten. Durch ein kleines, hoch angebrachtes Gitterfenster drang etwas Tageslicht vom Hof herein und an der Decke hing eine Glühbirne. Sieben Kinder lebten hier in der Kommune. Die beiden größten waren in der Schule, um die Betreuung der Jüngeren kümmerte sich die Kommune selbst - sie würden noch früh genug von der Gesellschaft verbogen werden. In der Kommune träumte man auch von einer eigenen Schule, einer Grundschule wenigstens, aber das würde wohl noch für längere Zeit ein Traum bleiben.

Die Kinder hockten dicht zusammengekauert auf ihren Apfelsinenkisten. Die fünfjährige Tinka tröstete die schluchzende Tamara, ihre dreijährige Schwester. »He«, sagte Maggie, »ihr seht ja aus, als hättet ihr ein Gespenst gesehen!«

Lukas sprang auf, rannte zu Maggie und umklammerte ihre Beine. Sie nahm ihn auf den Arm und spürte, dass er zitterte. »Der Boden hat so komisch gewackelt«, sagte Tinka. »Das habe ich auch gemerkt«, erwiderte Maggie tröstend. »Aber das war bestimmt nichts Schlimmes.« »Aber da war dieses komische Licht!« Lukas schniefte.

»Was denn für ein Licht?«, fragte Maggie und streichelte ihm über den Kopf.

»Es ist aus dem Boden gekommen«, sagte Tinka. »So ein blaues Leuchten.

Ganz gruselig.«

Maggie schüttelte den Kopf. »Habt ihr euch wieder gegenseitig Angst eingejagt? In unserem Keller gibt's keine blauen Lichter! Kommt, wir gehen hoch in den Hof, Fangen spielen. Und wenn ihr wollt, könnt ihr Frank ein bisschen beim Fahrradreparieren zugucken.«

Die Kinder schienen tatsächlich froh zu sein, aus dem Keller ins Freie zu kommen, obwohl sie doch sonst so gerne dort unten zusammenhockten. Wenn sie sich Gruselgeschichten erzählten, *wussten* sie, dass sie sich selbst Angst einjagten, doch Maggie spürte deutlich, dass Lukas' Furcht echt war. Er hatte am ganzen Körper gezittert. Irgendetwas, das nicht bloß in ihrer Phantasie existierte, hatte den Kindern einen Schrecken eingejagt. Aber was?, fragte sich Maggie. Ein aus dem Boden dringendes blaues Licht - was um alles in der Welt sollte das gewesen sein?

Ein paar Minuten später tobten die Kinder schon wieder ausgelassen im Hof herum und hatten ihre Angst vergessen.

Vermutlich wäre niemand auf die Idee gekommen den weißlichgrauen Kasten aus Stahlbeton und Glas, in dem am Waidmarkt die Köhler Polizei residierte, schön zu nennen. Aber ein Polizeipräsidium sollte schließlich nicht einladend wirken wie ein Hotel.

Susanne genoss es, endlich ein Büro für sich alleine zu haben - und eine Sekretärin, die sie sich allerdings mit drei Kollegen teilen musste, sodass es streng genommen nur eine Viertel-Sekretärin war. Den Schreibtisch von Hauptkommissar Moeller, ihrem alten Guru, der inzwischen pensioniert war, hatte sie mitgenommen, obwohl das klobige Möbelstück mit seinem verwitterten Holz eigentlich gar nicht zu der übrigen Büroeinrichtung passte. Aber über diesen, nun aschenbecherfreien Tisch waren so viele faszinierende und erstaunliche Verbrechen gewandert - mehr als ein Vierteljahrhundert Kölner Kriminalgeschichte -, dass sie sich einfach nicht von ihm trennen konnte.

Von ihrem alten Fenster aus hatte Susanne St. Georg im Blick gehabt, die alte Basilika, was bei besonders grausigen Mordfällen vielleicht ein Trost hätte sein können, wenn Susanne religiös gewesen wäre. Vom neuen Fenster aus schaute sie wenigstens genau auf den einzigen Baum, der einsam den Parkplatz beschattete. Seit sie mit einer Schamanin befreundet war, sah sie Bäume in einem anderen Licht. Immerhin hatte sie sich von Chris sogar dazu überreden lassen, einen Baum zu umarmen, auch wenn sie sich dabei schrecklich albern vorgekommen war. Beim Gedanken an Chris Adrian musste Susanne unwillkürlich lächeln. Wie es ihr wohl ging? Es ist Zeit, dass wir uns wieder

sehen, dachte Susanne. Das letzte Mal war noch im Dezember gewesen, vor Weihnachten. Immerhin telefonierten sie gern und ausgedehnt. Sie fragte sich, wie Chris die neue Kurzhaarfrisur stand, und ob Chris wirklich so dramatisch dicker wurde, wie sie am Telefon behauptete.

Es klopfte. »Ja«, sagte Susanne.

Tönsdorfs Bierbauch schob sich ein Stück ins Büro hinein. Seine Zigarette hielt er demonstrativ nach draußen auf den Flur. »Wir haben sie.« Susanne schaute ihn fragend an. »Dom-Karla und Hannes, den Seebär.« »Ah, die beiden Penner!« Susanne sprang auf und zog ihre Jacke über. »Dann los!« Tönsdorf winkte ab. »Keine Hektik, die entwischen uns nicht. Der Hannes schläft offenbar einen mächtigen Rausch aus und ohne ihn bewegt sich Karla keinen Meter vom Fleck.«

Susanne schaute aus dem Fenster. Der dunstige Himmel sah nach Schnee aus. »Schon der dreiundzwanzigste März und immer noch Nachtfrost.« Sie schüttelte den Kopf. »Draußen schlafen - bei der Kälte!«

»Ach, der Hannes ist ein Überlebenskünstler«, meinte Tönsdorf, während sie zum Lift gingen. »Der findet immer ein halbwegs warmes Plätzchen.«

Hannes und Karla hatten sich bei einem Lüftungsschacht in der Nähe des Hauptbahnhofs verkrochen, gar nicht weit vom Dom entfernt.

Auf der Fahrt dorthin erzählte Tönsdorf, dass Hannes vor vielen Jahren Matrose gewesen war. Karla stammte aus Kalk, wo sie ihre Kindheit in völlig asozialen Verhältnissen zugebracht hatte. »Sie hat sogar mal das Abitur nachgemacht«, sagte Tönsdorf, »aber dann hat der Dreck, vor dem sie fliehen wollte, sie wieder eingeholt. Und heute irrt sie mit Hannes durch die Stadt und säuft sich tot.« Er räusperte sich und zündete sich rasch die nächste Zigarette an. Susanne kurbelte das Seitenfenster ein Stück weiter herunter. Als sie ihr Ziel erreicht hatten, hielt Tönsdorf an einem Taxistand und führte Susanne durch eine ganz aus Beton bestehende Umgebung, in der zahlreiche Spraydosen-Liebhaber sich ausgetobt hatten. Die Luft war erfüllt vom Lärm anrollender und bremsender Züge.

Zwei Streifenpolizisten erwarteten sie, der eine kam ihnen ein Stück entgegen. »Der Hannes ist tot«, sagte er aufgeregt über den Lärm hinweg. Er wirkte sehr jung und unerfahren. »Scheiße!«, stieß Tönsdorf hervor, »bist du sicher?« »Er ist eiskalt. Kein Puls.«

»Oh, Mann, das tut mir Leid.« Tönsdorf schnaufte, biss sich auf die Unterlippe und wandte sich ab. Susanne ließ, ihn einen Moment in Ruhe. Sie nickte dem zweiten, etwas älteren Beamten zu, ging ein paar Schritte weiter. Neben dem durch ein grünes Eisengitter abgedeckten Schacht sah sie das

Obdachlosenpärchen. Den Mann, der dort auf dem Boden lag, schätzte Susanne auf Mitte fünfzig. Sein Gesicht war weiß, der eingefallene, von einem struppigen Bart umrahmte Mund stand offen.

Die Frau war klein und schwächlig, ungefähr zehn Jahre jünger als er. Ihr aufgedunsenes Alkoholikergesicht schien einmal hübsch gewesen zu sein, ebenso ihr Haar. Sie starrte ins Leere und Susanne fragte sich, ob sie ihre Anwesenheit überhaupt bemerkte.

Sie ging in die Hocke, wartete einen Moment, bis der Lärm eines aus dem Bahnhof auf die Hohenzollernbrücke rollenden Zuges sich entfernte und sagte dann: »Karla? Ich bin Hauptkommissarin Wendland. Ich möchte gerne, dass Sie mit uns kommen.«

Karla hob den Kopf. »Hannes schläft heute länger als sonst«, sagte sie mit schwerer Zunge. »Ich habe Angst, dass er gar nicht mehr wach wird.« Sie schaute nach hinten, wo der Dom über ihnen aufragte. »Was mache ich, wenn er nicht aufwacht? Wer geht dann mit mir zum Dom?« »Es tut mir Leid, Karla. Hannes wird nicht mehr aufwachen«, sagte Susanne. »Es ist besser, wenn Sie mitkommen.« Karla schaute auf den Toten hinunter. »Er hat gesagt, er ist müde.« Wieder rumpelte über ihnen dröhnend ein Zug, auf der Rheinuferstraße brauste der Verkehr, auf dem Fluss tuckerten die Dieselmotoren der Frachtschiffe. Tönsdorf kam und stellte sich neben Susanne. Zum ersten Mal war sie froh über seine Anwesenheit. »Wenn du lieb bist und mitkommst, geh ich heute Abend mit dir zum Dom, Karla. Versprochen.«

Karla überlegte einen Moment. Schließlich sagte sie: »Gut.« Sie schaute Susanne an und streckte ihre Hand aus. Susanne zögerte, dann nahm sie die Hand, die klein, schmutzig und eiskalt war. Wie ein ängstliches Kind schlurfte Karla mit ihr zum Wagen.

Jonas ahnte schon, dass der Brief von der Kreisverwaltung nichts Gutes bedeutete. Jetzt schaute er vom Sofa im Wohnzimmer aus, auf dem er ein kleines Nachmittagsschläfchen gehalten hatte, in die Küche und sah, wie Chris, die gerade hereingekommen war, den Brief aufriss. Während sie las, verfinsterte sich ihr Gesicht zusehends. Sie war seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen, hatte mit dem Landrover in Gerolstein einen Damhirsch abgeholt, der das Rudel hier im Eifelwildpark ergänzen sollte, und trug noch ihre karierte Holzfällerjacke.

Wütend knallte sie den Brief auf den Tisch. »Dieser blöde Idiot!«, rief sie und stürmte nach draußen in den Garten, ohne die Hoftür hinter sich zuzumachen,

sodass ein eisiger Luftzug durch die Wohnung wehte.

Jonas stöhnte, stand auf, ging in die Küche und warf die Tür zu. Durchs Fenster sah er Chris draußen auf der Wiese durch den frischen Schnee stapfen. Es hatte bereits getaut, doch vor zwei Tagen war es plötzlich wieder deutlich kälter geworden.

Er nahm den Brief und las. Vom Landrat, wie er befürchtet hatte.«... habe ich, wie Sie wissen, Ihr Bestreben, den Eifelwildpark zu einem ökologischen Bildungs- und Forschungszentrum weiterzuentwickeln, stets uneingeschränkt unterstützt. Für das Renommee eines solchen Projektes ist jedoch absolute wissenschaftliche Seriosität erforderlich. Es kann nicht angehen, dass Sie nun, nachdem die beantragten Mittel vom Kreistag endlich bewilligt wurden, Ihre Funktion als Parkleiterin dazu missbrauchen, absonderliche esoterische Ideen zu propagieren, die jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehren. Immerhin wird Ihre Arbeit aus Steuergeldern finanziert, für deren ordnungsgemäße Verwendung ich den Kreistagsfraktionen Rede und Antwort stehen muss. Da Sie sich in unserem Gespräch uneinsichtig zeigten, untersage ich Ihnen hiermit bis auf weiteres alle öffentlichen Stellungnahmen und ebenso die Durchführung so genannter »schamanischer Seminare« auf dem Gelände des Wildparks. Sollten Sie diese Dienstanweisung missachten, müssen Sie mit den entsprechenden Konsequenzen rechnen. Hochachtungsvoll...« Warum musste Chris auch so dickköpfig sein? Dabei hatte sie sich so gefreut, als sie ihr vor einem Jahr die Stelle als Parkleiterin gegeben hatten. Sie wurde nicht üppig, aber doch ordentlich bezahlt, und zusätzlich erhielt sie diese große, bequeme Dienstwohnung hier im herrlichen alten Forsthaus. Dann hatte sie wie eine Löwin dafür gekämpft, dass der Kreis den Park aufstockte, damit der Park als ökologisches Schulungszentrum genutzt werden konnte. Nachdem es ihr endlich gelungen war, die schwerfälligen Kommunalpolitiker zu überzeugen, hätte sie hier wunderbar arbeiten können, doch was tat sie stattdessen? Jetzt war schon das dritte Zeitungsinterview erschienen, in dem sie freimütig über die Rituale berichtete, die sie praktizierte, und über ihr »schamanisches Weltbild«. Und mit den vom Kreistag bewilligten Geldern veranstaltete sie im Park Seminare, die sie »Heilungszeremonien für den Alltag« nannte, oder »mit Pflanzen und Tieren sprechen«! Wenn sie so weitermachte, war die Kündigung nur noch eine Frage der Zeit.

Das Telefon klingelte. Jonas ging in die Diele und hob den Hörer ab.

»Jonas? Hier ist Susanne Wendland. Wie geht's?« »Wir sind ziemlich eingeschnitten, würde ich sagen«, brummte er.

»Ach so? Ist Chris da?«

»Stapft draußen im Schnee herum. Vermutlich redet sie gerade mit einem Reh oder einer Blaumeise.« Susanne lachte. »Damit muss man bei ihr ja immer rechnen, stimmt's?« Offenbar hatte sie den bitteren Unterton in Jonas' Worten bemerkt, denn nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Sag mal, habt ihr Krach?«

»Ist halt manchmal nicht so einfach, mit einer Schamanin zusammenzuleben.« Als er dann fragte: »Was gibt's denn?«, klang seine Stimme schroff und abweisend, obwohl er das gar nicht beabsichtigt hatte.

»Sag Chris bitte, dass sie mich unbedingt gleich zurückrufen soll. Ist ziemlich wichtig. Ich bin noch im Präsidium. Meine neue Durchwahl hat sie ja.«

Nach dem Anruf zog sich Jonas die Schuhe an. Es war ohnehin Zeit, sich für den Dienst vorzubereiten. Einen Moment erwog er Chris einen Zettel neben des Telefon zu legen, beschloss dann aber sie doch lieber draußen zu suchen. Susannes »ziemlich wichtig« hatte wirklich ziemlich wichtig geklungen. Eigentlich seltsam, dass die beiden so dicke Freundinnen geworden waren - verschiedener als sie konnten Frauen doch kaum sein.

Chris hatte sich bei den Sträuchern am Waldrand herumgetrieben und steuerte bereits wieder auf das Haus zu. Jonas ging ihr entgegen. »Und ... was haben die Bäume dir zugeflüstert?«, fragte er. »Ein Eichhörnchen ist gekommen und hat sich von mir streicheln lassen. Sie spüren, wenn's mir nicht gut geht, und dann kommen sie, um mich aufzumuntern.« »Mit mir reden sie nicht«, sagt Jonas. Chris schüttelte den Kopf. »Du versuchst es ja auch gar nicht wirklich. Du sperrst dich dagegen.« Jonas wollte zu einer bissigen Erwiderung ansetzen, sagte dann aber nur: »Susanne bittet dich um Rückruf. Ihre neue Durchwahl im Präsidium kennst du ja offenbar.« Chris' Gesicht hellte sich sofort auf. »Oh! Ich ruf sie gleich mal zurück!«

Jonas sah ihr nach, wie sie zum Haus stapfte. Ihr Gang hatte sich verändert, wirkte breitbeinig und schwerfällig. Jonas mochte mollige Frauen, aber er fand, dass Chris es in letzter Zeit mit dem Essen wirklich übertrieb. Wenn sie so weitermachte, würde sie bald richtig dick und behäbig sein. Seltsamerweise wurde gleichzeitig ihr Temperament aufbrausender und unbeherrschter. Früher war sie ihm sanfter und ausgeglichener erschienen. Sie ist es doch, die sich verändert hat, überlegte er. Sie wird mir fremd. Oder war diese Fremdheit immer schon da und fällt mir erst jetzt stärker auf? Er hatte das Gefühl, dass er niemals Zugang zu der merkwürdigen Welt finden würde, in der Chris lebte. In dieser Welt werde ich immer nur am Rand stehen, dachte er. Damals, als sie sich ineinander verliebt hatten, hatte es ihm nichts ausgemacht, aber das war lange her.

Das Land sprach nicht mit ihm. Schweigend und kalt lag es unter der Schneedecke. Er wusste, dass er niemals jene Stimmen hören würde, die Chris hörte - oder zu hören glaubte. Der Garten und die bewaldeten Hügel dahinter erschienen ihm unwirtlich und leer. Ich kann mich in der Natur nicht so geborgen fühlen wie Chris, dachte er und ging missmutig ins Haus zurück.

Chris telefonierte wie immer ziemlich lange mit Susanne. Sie saß im Wohnzimmer und er achtete nicht auf das, was sie redeten, während er sich Kaffee kochte und Brote schmierte. Als sie fertig war, kam sie in die Küche, holte Wurst, Käse und Butter, die er gerade weggestellt hatte, wieder aus dem Kühlschrank, außerdem noch ein von gestern übrig gebliebenes Stück Torte. Sie schnitt sich zwei Brotscheiben ab, die sie sehr dick mit Butter bestrich und mit Salamischeiben belegte. Obendrauf kam noch reichlich Senf. »Guck nicht so«, sagte Chris mit vollem Mund. »Ich hab schon mindestens drei Stunden nichts mehr gegessen. Wir hatten so viel Stress mit diesem blöden, störrischen Damhirsch. Und dann noch der Scheiß-Brief! Wenn ich was Leckeres esse,ühl ich mich gleich besser.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Früher hast du mich einfach so akzeptiert, wie ich bin, statt ständig an mir herumzukritisieren.« »Ich habe doch gar nichts gesagt«, entgegnete Jonas, während er den Kaffee in die Thermoskanne füllte. Er mochte ihre neue Frisur nicht. Ihre wallende, blonde Löwenmähne hatte ihm besser gefallen. Mit diesem Kurzhaarschnitt und dem kleinen, albernen Zöpfchen, das über ihrer unken Schläfe herabbaumelte, sah sie aus wie eine Punkerin. Außerdem fiel dadurch noch viel mehr auf, wie breit und pausbäckig ihr Gesicht geworden war. Sie schnaubte. »Ja! Aber dieser Blick!« Er packte Brote und Thermoskanne in die Aktentasche und schnallte sich seine Dienstpistole um. »Tut mir übrigens Leid«, sagte Chris. »Das mit Morgen wird nichts. Ich muss nach Köln. Susanne hat mich um Hilfe gebeten. Sie hat Probleme mit einer Stadstreicherin. Die ist wichtige Zeugin in einem Mordfall. Da ist so ein hoher Bischof, oder was auch immer, ermordet worden. Die Leiche lag mitten vor dem Dom! Na, und diese Frau ist offenbar ziemlich wirr im Kopf« - Chris grinste -, »fast so wie ich. Jedenfalls möchte Susanne, dass ich mal mit ihr rede. Sie meint, ich könnte vielleicht einen Draht zu ihr finden.« Lahm und, wie Jonas fand, nicht sonderlich schuldbewusst setzte sie hinzu: »Ich hoffe, du bist nicht böse deshalb.« Sie schaffte es wieder einmal, ihn wütend zu machen. »Morgen ist mein freier Nachmittag«, sagte er mühsam beherrscht. »Wir wollten mit Peter und Martina ins Thermalbad fahren.« Sie warf ihm jenen Blick zu, der signalisierte, dass sie eine Entscheidung getroffen hatte und nicht diskutieren wollte. »Jonas, Susanne hat mich um meine Hilfe als Schamanin gebeten. Du

weiß, dass es meine Aufgabe ist zu helfen, wenn meine Fähigkeiten gebraucht werden. Außerdem freue ich mich auf Susanne. Wir haben uns schon über ein Vierteljahr nicht gesehen.«

»Natürlich«, stieß er hervor. »Nein, ich bin nicht böse! Warum auch?« Er packte seine Aktentasche und stürmte grußlos aus dem Haus.

Wäre er noch einmal umgekehrt, hätte er gesehen, wie Chris Tränen übers Gesicht liefen. Sie wischte sie rasch mit dem Handrücken ab und schnäuzte sich die Nase. Dann schlang sie noch zwei Brote hinunter und anschließend das Stück Torte.

Dunstige Abenddämmerung senkte sich über das flache Land nordwestlich von Köln. Die dunklen Umrisse der Braunkohlebagger erinnerten an gewaltige Dinosaurier. Dröhnend drangen die Fressgeräusche ihrer zwanzig Meter hohen Schaufelräder aus der Grube. Von dem Aussichtspunkt oben am Rand des Tagebaus Hambach reichte sein Blick weit über die bloßgelegten Erdschichten.

Der Geist herrscht über die Materie, dachte er. Das wird hier aufs Eindrucksvollste deutlich. Die Welt wird wieder in jenen Urzustand versetzt, in dem sie sich befand, als alles Land wüst und leer war und der Geist Gottes über den Wassern schwebte. Immer tieferfressen sich die Bagger hinab, Hunderte von Metern tief und entreißen dem Fleisch der Erde die Schätze, die Gott für dm Menschen darin versteckt hat.

Auf der Straße näherte sich ein Wagen. Er war sicher, dass sich eine Frau leichter töten ließ als ein Mann. Er verspürte bei dieser Vorstellung einen geringeren inneren Widerstand. Selbstverständlich waren auch Frauen Geschöpfe Gottes. Doch Geistigkeit konnten sie nur erlangen, wenn sie sich der männlichen Autorität unterwarfen. Die fleischlichen Versuchungen waren göttliche Prüfungen, die der Seele Läuterung und geistiges Wachstum ermöglichen sollten. Frauen waren der Erde naturgemäß näher als Männer und hatten daher weniger Anteil am Heiligen Geist. So war es von Gott beschlossen.

Der Wagen hielt vor einer Schautafel. Nur noch in der Erinnerung der früheren Bewohner existierende Dörfer, Felder und Waldstücke waren auf ihr eingezeichnet, Gespenster einer von den Schaufelrädern der Bagger aufgefrachten Landschaft. Er löste sich vom Geländer und ging mit ruhigen Schritten auf das Auto zu. Die Frau hinter dem Lenkrad kurbelte das Seitenfenster herunter. Er hatte sie ein paar Jahre nicht gesehen und es gab noch genug Licht, um zu erkennen, dass sie gealtert war. Frauen wurden im Alter unansehnlicher als Männer. Die Nähe zu irdischer Fleischlichkeit und Sinnlichkeit forderte ihren Preis, selbst wenn eine Frau aufrichtig nach Gott strebte, was auf diese hierin dem Auto zweifellos zutraf. Sie war Nonne, Oberin eines Klosters. Frauen gegenüber Liebe zu empfinden war nicht leicht, aber bei Nonnen war es ihm am ehesten möglich. Darum schenkte er ihr ein warmherziges, liebevolles Lächeln. »Eine gute Idee, diesen Ort als Treffpunkt zu

wählen«, sagte sie und erwiderte sein Lächeln. »Hier habe ich mich immer mit Dompropst Oster getroffen, wenn wir Dinge zu besprechen hatten, die unsere ... gemeinsame Verantwortung betrafen. Dort, wo jetzt dieses Loch gähnte, stand das Dorf, in dem ich geboren wurde.« »Ich weiß«, sagte er.

»Ich bin sehr froh, dass Sie mir Ihre Hilfe angeboten haben.« Er nickte. Frauen waren auf die Hilfe des Mannes angewiesen, um Erlösung finden zu können.

»Jetzt, wo der Dompropst tot ist, besteht kaum noch Hoffnung, die Sprengung der Klosterkirche zu verhindern«, sagte sie. »Wir wollten gemeinsam den Ministerpräsidenten aufsuchen, um in letzter Minute einen Aufschub zu erreichen. Wir waren bereit dafür unser Gelübde zu brechen. Welche andere Wahl blieb uns noch?« Ihre Stimme klang alt und müde. Sie sehnte sich nach Erlösung, dachte er, zog die Schultern hoch und rieb seine in leichten Lederhandschuhen steckenden Hände. »Der Wind hier draußen ist kalt. Darf ich mich zu Ihnen ins Auto setzen? Dann können wir in Ruhe besprechen, wie ich Ihnen am besten helfen kann.« Sie öffnete ihm die Beifahrertür. Als Nonne war sie auf dem Weg zum Heil weiterfortgeschritten als die meisten Frauen. Daher verdiente sie Barmherzigkeit. Er wollte sie nicht unnötig leiden lassen. Nachdem er die Pistole aus der Jacke gezogen hatte, bat er sie sehr ruhig und freundlich die Tabletten zu schlucken. Ihr Gesicht zeigte erst grenzenloses Erstaunen, dann panische Angst. Er musste sie einige Male ohrfeigen, aber das tat er voller Güte und Mitgefühl, wie ein Vater ein Kind züchtigt, das Folgsamkeit lernen soll. Schließlich fügte sie sich. Im fahlen Schein der Innenbeleuchtung sah er zu, wie ihr faltiger Hals sich beim Schlucken bewegte. Erfand, dass sie in diesem Moment große Demut ausstrahlte - demütig betende Mutter Gottes, die höchste Rolle, die einer Frau auf Erden zukam. Die Wirkung der Tabletten setzte schnell ein. Ihr Kopf sank nach vorn. Ihre Atemzüge wurden erst langsam und tief; dann leise und röchelnd. Nach wenigen Minuten erstarben sie. Diesmal stiegen ihm keine Tränen in die Augen. Vielleicht, weil sie nur eine Frau war. Doch die göttliche Liebe erfüllte ihn. Sie allein bestimmte all sein Handeln. Beinahe zärtlich berührte er den Hals der Ordensschwester. Kein Puls. Erstieg aus, ging hinüber zu seinem eigenen Wagen und fuhr davon.

Susanne schaute der Gestalt entgegen, die aus den Schatten am Museum aufgetaucht war und zielstrebig auf sie zusteuerte. Es war schon fast dunkel. Als die Gestalt näher kam, wurden Chris' vertraute, rundliche Konturen erkennbar. Sie winkte. Mit der neuen Frisur wirkte Chris im ersten Moment ein wenig fremd. Aber sie trug ihre gewohnte Holzfällerjacke, ihre schweren, braunen Wanderschuhe. Chris' stämmige Beine steckten wie immer in einer sandfarbenen Jeans, die aber offenbar an den Oberschenkeln ziemlich spannte. Über ein Vierteljahr hatten sie sich nicht gesehen. Entschieden zu lang, fand Susanne. Immer wieder hatte sie sich vorgenommen Chris in der Eifel zu

besuchen, diesen Besuch jedoch wegen der vielen Arbeit ständig verschoben. Sie umarmten sich lachend und Chris sagte etwas atemlos: »Sony, hab mich ein bisschen mit der Zeit verschätzt. Ich war noch bei McDonald's.« Sie grinste. »Ich weiß, das ist total unökologisch, aber ab und zu krieg ich einen Riesenhunger auf die Fisch-Mäcs. Die Remoulade schmeckt so gut. Und ich liebe die Erdbeer-Shakes!«

Susanne betrachtete ihre Freundin prüfend. Sie hatte den Eindruck, dass Chris merklich zugenommen hatte. Chris verzog das Gesicht. »Jetzt guckst du genau wie Jonas«, stöhnte sie. »Ich weiß, ich werde zum Nilpferd. Aber ich hab im Moment einfach dauernd Hunger. Außerdem ist Essen so beruhigend.«

Susanne schluckte ihre Bemerkung über Chris' Figur herunter und sagte stattdessen: »Deine neue Frisur ist cool. Dieses Zöpfchen ...« Durch die kurzen Haare wurde Chris' Gesicht stärker betont, das sehr schön war, auch mit Pausbacken und Doppelkinn.

Chris strahlte. »Endlich mal jemand, dem sie gefällt!« Sie schaute sich neugierig um. »Wo ist denn deine Spinnerin?« »Tönsdorf gibt ihr ein paar Schnäpse aus, passt aber auf, dass sie sich nicht völlig zuschüttet. Nüchtern ist sie überhaupt nicht zu gebrauchen.« Susanne erschrak etwas darüber, wie zynisch ihre Worte klangen. Sie empfand Mitleid mit Karla, aber wenn sie ehrlich war, musste sie zugeben, dass sie Alkoholiker verabscheute. Zumindest verabscheute sie das, was der Alkohol aus den Menschen machte. Chris legte den Arm um sie. »He«, sagte sie sanft. »Wenn diese Karla säuft, ist das ihr Problem. Sie ist selbst für ihr Leben verantwortlich.«

Susanne seufzte. »Ja. Natürlich. Da hast du Recht.« »Und du meinst also, sie hat das zweite Gesicht - so wie ich?« Susanne zuckte die Achseln. »Ihr Gerede klingt ziemlich wirr, aber ein wenig hört es sich an wie das, was du manchmal erzählst.« Als ihr bewusst wurde, dass sie ihrer Freundin damit unterstellte, mitunter wirr daherzureden, fügte sie rasch hinzu: »Natürlich bewegt sich das bei dir ... auf einem höheren Niveau. Seit du mir damals geholfen hast, weiß ich, dass es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die eine eingefleischte Rationalistin wie ich wohl niemals begreifen wird. Immerhin sind wir zusammen in die Geisterwelt gereist, wie du das nennst, und haben mein Krafttier gefunden - und nachher ging es mir besser.«

Susanne war damals beinahe erschossen worden. Sie hatte unglaubliches Glück gehabt. Die beiden Kugeln hatten keine inneren Organe verletzt und die körperlichen Wunden verheilten rasch. Doch noch Wochen nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus hatte sie sich seelisch wie tot gefühlt. Ihr früherer Kollege Jonas, mit dem sie durch die Ermittlungen im Genotec-Fall wieder in Kontakt stand, hatte sie und Chris damals zusammengebracht. »Versuch's doch wenigstens mal«, hatte er zu Susanne gesagt. »Vielleicht kann Chris dir helfen - mit ihrer Zauberei.« Voller Zweifel und Unbehagen war Susanne in die Eifel gefahren. Chris hatte für sie eine Heilungszeremonie durchgeführt - und seitdem waren sie Freundinnen.

»Wie geht's denn deinem Marder?«, fragte Chris. »Hab mich lange nicht mehr nach ihm erkundigt.« Susanne lächelte unsicher. »Gut, glaube ich«, sagte sie. »Im Moment hilft er mir dabei, vom Nikotin loszukommen.« Außer mit Chris sprach Susanne mit niemandem über den Marder. Sie wäre sich furchtbar lächerlich vorgekommen. Aber über ihrem Bett hing das große Foto eines Steinmarders, das sie aus einem Tierkalender ausgeschnitten hatte. Der Steinmarder war das Krafttier, das Chris damals für sie gefunden hatte. Und so verrückt es klang, seit der Zeremonie träumte Susanne häufig von einem Marder, mit dem sie im Wald von Baum zu Baum kletterte. Beim Aufwachen fühlte sie sich dann jedesmal erfrischt. Und jetzt, wenn das Verlangen nach einer Zigarette allzu groß wurde, bat sie den Marder leise ihr zu helfen, ihr Kraft zu geben. Und das wirkte tatsächlich. Sie war noch nicht rückfällig geworden. O Gott, dachte sie, wenn ich den Kollegen davon erzählte, würden sie mich für verrückt erklären! Chris legte den Kopf in den Nacken und schaute an den himmelstürmenden Steinen der Domtürme hinauf. »Du weißt, wie sehr ich Großstädte hasse«, sagte sie. »Aber der Dom hat was. Das spüre ich jedesmal, wenn ich in Köln bin.«

»Mir ist er zu groß«, sagte Susanne. »Zu viele dunkle Steine.« Susanne hatte Chris von der eigentümlichen Faszination berichtet, die die Kathedrale auf Karla ausübte. »Wenn ich nur wüsste, was Karla in dieser Nacht gesehen hat.« Sie zeigte auf den Seiteneingang vor dem südlichen Querhaus. »Dort wurde die Leiche gefunden. Wenn ich Karlas Gestammel richtig deute, haben zwei Männer den Toten aus dem Dom getragen. Sie behauptet natürlich, dass es Gespenster waren. Ich hoffe sehr, dass du ihr eine genaue Beschreibung der beiden entlocken kannst. Dieser Fall ist verdammt heikel. Wir stehen mächtig unter Druck und müssen rasch Ergebnisse liefern.«

Es war schon fast dunkel, als Tönsdorf endlich mit Karla auftauchte. Verdammt, dachte Susanne plötzlich, wieso habe ich überhaupt zugelassen,

dass er mit ihr in die Kneipe geht? Wenn er nun auch etwas getrunken hat? Doch man merkte ihm nichts an und er hatte auch keine Fahne. Karlas Augen dagegen schimmerten glasig.

Susanne zwang sich zu einem freundlichen Lächeln. »Karla, das ist meine Freundin Chris, von der ich dir erzählt habe. Sie hat die Gabe Dinge zu sehen, die andere nicht sehen können. So wie du auch.«

Karla wandte sich mit plötzlich erwachtem Interesse Chris zu. »Dann kannst du nachts auch die Engel und Dämonen sehen?«, fragte sie mit ihrer schleppenden, lallenden Stimme. Susanne konnte sie nicht mehr hören, nachdem sie zwei Stunden oder noch länger vergeblich versucht hatte Karla irgendeine brauchbare Aussage zu entlocken.

Chris war mit ihren einsdreiundsiebzig zwar ein ganzes Stück kleiner als Susanne, überragte Karla aber fast um einen Kopf. Zu Susannes Überraschung ging sie vor der kleinen Frau in die Hocke und schaute ihr lächelnd von unten in die Augen. »Manchmal«, sagte sie leise. Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Der Dom ist schön, nicht wahr?«

Karla nickte. »Besonders im Dunkeln«, lallte sie. »Du bist auch schön«, sagte Chris.

Karla kicherte und schüttelte den Kopf. »Quatsch. Ich bin hässlich von der Trinkerei.«

»Dein Herz ist schön«, sagte Chris. »Ich kann es sehen. Es leuchtet.«

Karla kicherte wieder und streckte ihre Hand aus. Chris ergriff sie, ohne zu zögern. »Was sagen denn die Engel und Dämonen so zu dir?«

»Ach, die Dämonen wollen die Engel vertreiben, aber das geht nicht. Sie kommen nicht voneinander los. Und die Toten finden keine Ruhe. Sie haben die Erde entweiht...« So eine Scheiße, dachte Susanne, die schon gar nicht mehr zuhören mochte, jetzt geht diese Litanei wieder los. Die ganze Zeit hatte Karla ihr und dem armen Tönsdorf von ihren Engeln und Dämonen und toten Bischöfen erzählt... Doch dann bemerkte sie eine Veränderung. Karlas Stimme klang fester - nüchterner. Sie hatte keine Ahnung, wie Chris das anstellte. Sie hielt einfach nur Karlas Hand und schaute ihr von unten in die Augen.

Plötzlich richtete Chris sich wieder auf. Komisch, dachte Susanne, ich weiß, dass Chris gut zehn Zentimeter kleiner ist als ich. Aber es gibt Augenblicke, da wirkt sie mindestens zwei Meter groß. Dann war Chris ihr fast ein bisschen unheimlich. Jetzt schien ihre stämmige Gestalt sehr groß vor der dunklen Kulisse des Doms aufzuragen. Vielleicht bin ich ja mit einer Bärin befreundet und weiß es gar nicht, schoss es Susanne durch den Kopf.

»Komm, Karla, zeig mir die Stelle, wo der tote Priester gelegen hat«, sagte

Chris. Hand in Hand gingen die beiden los. Susanne folgte ihnen mit Tönsdorf, der sehr skeptisch dreinblickte.

»Hier«, sagte Karla und blieb stehen. Sie blickte zu der Tür des Seiteneingangs, als könne sie sich jeden Moment öffnen. »Die Geister haben den Mann aus der Tür dort getragen?«, fragte Chris. »Wie haben sie denn ausgesehen?« Fasziniert beobachtete Susanne, dass Chris tatsächlich zu Karla durchdrang. Karla wirkte sonderbar klar. Und endlich, endlich beantwortete sie die Frage, die Susanne und Tönsdorf ihr immer wieder vergeblich gestellt hatten: »Heilige Männer«, sagte sie. »Heilige Männer mit schwarzen Anzügen.«

»Priester also«, sagte Susanne laut und biss sich auf die Lippe. Hoffentlich hatte sie den sonderbaren Zauber zwischen Chris und Karla jetzt nicht zerstört. Karla schaute sie an. »Ja. Heilige Männer. Einer war klein und rund, der andere dünn.«

Klein und rund - der Domdechant? Konnte es Scharenbroich gewesen sein? Das würde sich nur durch eine Gegenüberstellung klären lassen. »Danke, Karla«, sagte Chris.

Karla lächelte. Dann verzerrte sich ihr Gesicht plötzlich zu einer angstvollen Maske. Sie fasste sich an die Schläfen und wimmerte. »Sie zittert wieder!«, stieß sie hervor. »Merkt ihr denn gar nichts? Die Erde zittert! So stark war's noch nie. Sie hat... Fieber!« Davon, dass die Erde zitterte, spürte Susanne nichts, aber Karla bebte plötzlich am *ganzen* Körper. Sie wäre wohl hingefallen, wenn Tönsdorf sie nicht festgehalten hätte. »Susanne«, sagte Chris mit einem wachsamem, alarmierten Unterton in der Stimme. »Ich spüre auch etwas.« »Was denn?«, fragte Susanne. Sie selbst bemerkte keinerlei Veränderung, aber Chris bewegte sich unruhig und schaute sich nervös um.

»Ich weiß nicht, was es ist. Irgendeine ... Energie, eine Gefahr. Wenn ich ein wildes Tier wäre, würde ich machen, dass ich wegkomme ...«

Beunruhigt hörte Susanne, dass Chris' Stimme zitterte. Instinktiv wanderte Susannes Hand zu ihrer Pistole im Schulterhalfter. Auch Tönsdorf schaute sich wachsam um. »Ist jemand in der Nähe?«, fragte Susanne. »Jemand, der uns beobachtet?«

Chris entspannte sich wieder. »Seltsam«, sagte sie. »Es ist vorbei. Wir sind nicht beobachtet worden. Aber da war etwas *unter* uns, im Erdboden. Eine Art... Welle. So etwas habe ich noch nie gespürt. Ich habe keine Ahnung, was das war.« Sie fuhr sich verwirrt mit der Hand durch ihr kurzes Haar. Karla hatte aufgehört zu zittern. Doch was es auch gewesen sein mochte, das sie und Chris so erschreckt hatte - es hatte genügt, um Karla wieder in ihren

umnebelten Bewußtseinszustand zurückfallen zu lassen. Sie starrte ins Leere und brabbelte leise vor sich hin, diese Litanei, von der man nur einzelne Fetzen verstand.«... Engel und Dämonen ... sie finden keine Ruhe ... die Dämonen wollen sich rächen ...» »Seht mal«, sagte Chris plötzlich, »was ist denn mit den Tauben?«

Susanne hatte sich, offen gesagt, noch nie für die Tauben hier am Dom interessiert. Die Tauben waren einfach da, seit jeher, und machten eine Menge Dreck. Sie blickte hoch und

sah, dass die Tauben sich zu einem großen Schwärm vereinigt hatten, der hoch über der Domplatte kreiste. Dann drehte der ganze Schwärm nach Osten ab und flog über den Rhein.

»Die Tauben haben wohl auch was gespürt«, murmelte Chris nachdenklich.

»Das gefällt mir nicht.« Tönsdorf, der Chris' Interesse für die Domtauben offenbar nicht teilte, brummte: »Aus Karla werden wir heute wohl nichts mehr herausbekommen. Ich fahre sie weg, okay?« Susanne nickte, und er führte Karla zum Auto. »Wohin bringt er sie?«, fragte Chris. »Nach Nippes. Er hat da in einem Wohnheim, das von zwei katholischen Priestern geleitet wird, einen Platz für sie organisiert. Es hegt gleich neben einer schönen, alten Kirche. Vielleicht kommt sie ja dort ein bisschen zur Ruhe.« Chris rieb sich die Schultern. »Lass es uns wie die Tauben machen und von hier verschwinden«, sagte sie. »Ich fühle mich ziemlich unbehaglich.« »Fahren wir zu mir«, schlug Susanne vor. Chris wickelte ihren kleinen Zopf um den Zeigefinger. »Hast du denn was zu essen da?«

Susanne lachte. »Da ich wusste, dass du kommst, habe ich natürlich den Kühlschrank aufgefüllt.« Sie war mit Tönsdorf hergefahren, also hängte sie sich bei Chris ein und sie gingen zur Tiefgarage an der Philharmonie, wo Chris ihren Landrover abgestellt hatte.

Von Susannes Wohnung aus rief Chris Jonas an und sagte ihm, dass sie bei Susanne übernachten würde, wovon er offenbar nicht begeistert war. Einen Moment wirkte Chris geknickt, doch während sie zusammen kochten, besserte sich ihre Stimmung zusehends. Sie aßen viel und erzählten viel. Erst wollte Susanne ihre Freundin auf der Couch im Wohnzimmer unterbringen, doch dann dachte sie etwas wehmütig daran, dass sie schon sehr lange keinen warmen Körper mehr neben sich gespürt hatte.

»Kannst bei mir im Bett pennen, wenn du willst«, sagte Susanne.

Chris breitete die Arme aus. »Ich nehme aber inzwischen ziemlich viel Platz weg.«

Das stimmte, doch Susanne fand es trotzdem sehr gemütlich. Als sie gerade

dabei war, einzudösen, regte sich Chris' runder Körper noch einmal neben ihr. »Du, Susanne«, murmelte Chris, »wenn du morgen am Dom unterwegs bist, musst du unbedingt nachschauen, ob die Tauben zurückgekehrt sind.«

Als Maggie mitten in der Nacht aufwachte, wusste sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Es war völlig still, doch Unruhe erfüllte sie, der Drang aus dem Bett zu springen und davonzurennen. Seit Maggie in das Ökotopia-Haus gezogen war, hatte sie sich dort immer sehr wohl gefühlt. Die Stimmung in der Kommune war sehr angenehm, die Mitbewohner gut gelaunt, kreativ und voller Tatendrang. Maggie, früher ein ausgeprägter Morgenmuffel, wachte stets ausgeruht und frisch auf. Und der kleine Lukas, der anfangs ein sehr mageres, kränkliches Kind gewesen war, entwickelte sich neuerdings ganz prächtig.

Jetzt saß Maggie aufrecht im Bett, lauschte auf Lukas' leise Atemzüge und fragte sich, was diese plötzliche Unruhe bedeutete. Ihre Beine schienen geradezu aus dem Bett springen und laufen zu wollen.

Dann war da plötzlich ein sonderbarer Ton, leise zunächst und offenbar von tief unten aus der Erde kommend, eine Art wimmerndes Summen, das immer mehr anschwellte. Maggie hatte noch nie etwas Derartiges gehört. Begleitet wurde der

Ton von einer anfangs sehr feinen, kaum merklichen Schwingung.

Das Summen wurde innerhalb weniger Sekunden so laut, dass Maggie sich die Ohren zuhalten musste. Alles um sie herum schien durch dieses schier unerträgliche Wimmern in Schwingung versetzt zu werden. Das Ökotopia-Haus ächzte und stöhnte in allen Fugen und Lukas wachte schreiend auf. Endlich folgte Maggie dem Impuls in ihren Beinen, sprang aus dem Bett, nahm Lukas in die Arme und stürzte hinaus auf den Flur. Maggies Zimmer lag als einziges im Erdgeschoss, gleich hinter dem Bioladen. Um zur Haustür zu gelangen, musste sie an der offen stehenden Kellertür vorbei. Ungläubig sah sie das blaue Leuchten, das die Kinder beschrieben hatten. Kalt und fremd drang es von unten herauf und tauchte den Flur in einen gespenstischen Lichtschein. Wie bei einem Gewitter knisterte die Luft und roch nach Ozon.

Entsetzt sah, hörte, spürte Maggie, wie Mauerwerk und Balken des alten Hauses nachgaben. Sie stolperte und warf sich instinktiv über Lukas, um ihn mit ihrem Körper vor den herabstürzenden Trümmern zu schützen. Feuchter Staub drang ihr in die Lungen und raubte ihr den Atem. Das Letzte, was sie sah, war Gunda, die schreiend und blutend die Treppe herabtaumelte und unter einem Regen aus gesplittertem Holz und Steinen begraben wurde. Dann fiel Maggie in tiefe Dunkelheit.

Drei

Die Dompropstei befand sich in einem modernen Backsteingebäude in Sichtweite des Doms. Hinter dieser schmucklos nüchternen Fassade hätte Susanne eher strengen norddeutschen Protestantismus als rheinischen Katholizismus erwartet. Vermutlich schämten die Domkapitulare des aufgeklärten zwanzigsten Jahrhunderts sich ein wenig für die gotische Formen-Orgie ihres Gotteshauses und hatten, gewissermaßen als Entschuldigung, diesen nüchternen Zweckbau errichten lassen. Amüsiert registrierte Susanne, dass sich schräg gegenüber ein Fotobuchladen befand, dessen Schaufenster schrille, obszöne Fotos zierte: bunt angemalte Dildos zum Beispiel.

Susanne drückte auf die Klingel neben einem hohen Holztor, das von einer Kamera überwacht wurde. Drinnen betätigte jemand den Türöffner und Susanne gelangte durch einen schmalen Durchgang ins Innere des Gebäudes, vorbei an einem vor den Blicken der Öffentlichkeit verborgenen Garten. Die etwas derb wirkende Mittvierzigerin im Vorzimmer des Domdechanten ließ Susanne auf einem nicht sonderlich bequemen Plastikstuhl Platz nehmen, bot ihr aber immerhin einen Kaffee an. Der Kaffee war gut. Susanne trank in kleinen Schlucken und wippte nervös mit dem Fuß. Sie hatte *großes* Verlangen nach einer Zigarette und bat in Gedanken den Marder ihr Kraft zu geben. Die Sekretärin fuhr fort am Telefon Klatschgeschichten mit einer Freundin auszutauschen, ohne sich dabei im Geringsten von Susannes Anwesenheit stören zu lassen. Sie redeten auch über das baufällige Haus, das letzte Nacht in der Machabäerstraße eingestürzt war. Susanne hatte einen Bericht darüber im Radio gehört.

»Wenn du mich fragst«, sagte die Sekretärin, »hatte der Vandenberg da seine Finger im Spiel. Ich meine, jetzt wo die jungen Leute ihm nicht mehr im Weg sind, kann er endlich sein Bürohaus hochziehen ... Ach, was heißt das schon, anständige, alteingesessene Familie? Wenn du mich fragst, sind die Vandenbergs so eine Sippe, die überall ihre Finger drin hat ... Ja, zugegeben, Hausbesetzung ist ungesetzlich ... Nein, so schlampig und gammelig waren die jungen Leute da gar nicht. Die haben wirklich was aus dem alten Kasten gemacht. Und der Bioladen war sehr ordentlich geführt. Das sagt jedenfalls meine Tochter. Die hat immer da eingekauft. Ich selber halte ja nicht viel von diesem Biozeug,

aber ...« Das Gespräch wandte sich nun dem zu, was die Tochter der Sekretärin beim Kochen und in der Kindererziehung nach Auffassung ihrer Mutter alles falsch machte. Susanne hörte nicht länger hin. Die Mutmaßung, Vandenberg, dem die ganze Häuserzeile gehörte, habe bei dem Einsturz seine Finger im Spiel gehabt, war bereits von dem Lokalreporter geäußert worden, der im Radio von der Unglücksstelle berichtet hatte. Die Vandenburgs waren alter Kölner Bürgeradel, sehr einflussreich. Ihnen gehörte zwar nicht gerade die halbe, aber doch mindestens ein Viertel der Stadt. Susanne hielt es für unwahrscheinlich, dass solche Leute so dumm waren sich durch einen absichtlich herbeigeführten Hauseinsturz die Finger schmutzig zu machen. Zumal sie das Haus doch jederzeit ganz legal hätten polizeilich räumen lassen können.

Von den Bewohnern hatten nur eine junge Frau und ihr kleiner Sohn überlebt. Susanne schauderte bei dem Gedanken, was für ein schrecklicher Tod es sein mochte, unter Trümmern begraben zu werden.

Ein junger Mann kam aus dem Büro des Dechanten. Er war zierlich, dunkelhaarig, mit großen, schönen, etwas entrückt wirkenden Augen. Hübsch, dachte Susanne, aber in seinen Bewegungen zu weich, zu feminin. Er schien nervlich arg mitgenommen, bleich, dunkle Ränder unter den Augen. Seine zarte rechte Hand spielte zittrig und fahrig mit einem Rosenkranz, die andere steckte in der Hosentasche seines schwarzen Anzugs. Susanne fiel auf, dass an seiner Unterlippe ein kleines Pflaster klebte.

»Die Frau Kommissarin möchte gleich hereinkommen«, sagte er mit dünner Stimme zu der Sekretärin. »Würden Sie für mich im Generalvikariat Bescheid sagen? Ich gehe heute nicht zu der Besprechung. Ich fühle mich nicht wohl und möchte mich etwas hinlegen.«

»Natürlich«, sagte die Sekretärin. »Ruhen Sie sich ein wenig aus. Ich kann verstehen, was das für ein Schock für Sie gewesen sein muss.«

Als der junge Mann zur Tür hinaus war, fragte Susanne: »Ein Mitarbeiter des Dompropstes?«

Die Sekretärin sagte mit wichtiger Miene: »Martin Hatheyer war ein enger Vertrauter von Weihbischof Oster, müssen Sie wissen.« Ihr schiefer Blick und die Art, wie sie den Satz betonte, weckten Susannes Interesse. Sie wollte nachfragen, doch Scharenbroich stand plötzlich in der Tür seines Büros und warf der Sekretärin einen strafenden Blick zu. Sie senkte den Kopf und raschelte sichtlich verlegen mit den Papieren auf ihrem Tisch. Susanne nahm sich vor, diesen Martin später genauer unter die Lupe zu nehmen.

Scharenbroichs Büro war nüchtern, aber hochwertig eingerichtet. Ein

moderner Schreibtisch mit Glasplatte, schwarze Ledermöbel, der heutzutage unvermeidliche Computer, an der Wand ein schlichtes Holzkreuz und ein Foto von Johannes Paul II., das den Papst in seinen besseren Tagen zeigte. Der Dechant bot ihr einen Platz an und fragte, ob sie noch einen Kaffee wolle, was Susanne dankend ablehnte. »Ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht«, stöhnte Scharenbroich. »Dieser schreckliche Todesfall. Und dann haben die beiden Domschweizer, die letzte Nacht Dienst hatten, auch noch eine sonderbare Erschütterung bemerkt, so etwas wie einen kurzen Erdstoß. Unsere neue Dombaumeisterin hat heute Morgen schon ganz früh mit den Ingenieuren der Dombauhütte einen Rundgang gemacht, aber gottlob keine Schäden festgestellt.«

Unbehaglich dachte Susanne an das sonderbare Erlebnis mit Chris und Karla auf der Domplatte. Ob da ein Zusammenhang bestand?

Scharenbroich seufzte. »Da Sie mich vermutlich sowieso danach fragen werden, sage ich Ihnen besser gleich, wer der junge Mann eben war: Dr. Martin Hatheyer, ein wirklich begabter junger Theologe, der hier am Priesterseminar unterrichtet.«

»Und er und Weihbischof Oster standen sich nahe?« Der Dechant betrachtete seine gefaltet auf der Tischplatte liegenden Hände. »Unser Dompropst war von Martins Fähigkeiten sehr angetan und hat ihn nach Kräften gefördert. Er war sein Mentor, und gewiss auch so etwas wie ein väterlicher Freund. Die beiden haben lange Gespräche über... theologische Fragen geführt. Weihbischof Oster schätzte solche Gespräche sehr. Wie geht es denn mit Ihren Ermittlungen voran?«

Susanne beugte sich im ledergepolsterten Besuchersessel vor. »Wir haben eine Zeugin gefunden.« Scharenbroich machte ein irritiertes Gesicht. »Wie? Eine Zeugin, die den Mord beobachtet hat?« »Das nicht. Aber sie hat gesehen, wie zwei Männer die Leiche *aus dem Dom* getragen haben.«

Scharenbroich wurde blass. Einen Moment rang er sichtlich um Fassung. Dann sagte er zögernd: »Aber das würde ja bedeuten, dass der Mord ... Nein, ausgeschlossen. Er kann nicht im Dom stattgefunden haben. Wer sollte denn imstande sein, in unserem Gotteshaus einen Mord zu begehen? Außerdem hat doch nachts niemand Zugang ... Die Domschweizer ... Ausgeschlossen, die Zeugin muss sich irren.« Susanne sah die feinen Schweißperlen auf seiner Oberlippe und seinen Schläfen. Einer der beiden Männer war klein und rundlich, hatte Karla gesagt. Dunkle Anzüge. Scharenbroich trug auch jetzt einen dunklen Anzug. Sie spürte einen leichten Adrenalinstoß - wie eine Jägerin, die ihrer Beute ganz nahe ist.

»Wir sind dabei, eine Liste verdächtiger Personen zu erstellen, die für eine Gegenüberstellung infrage kommen«, sagte sie. »Dabei hoffe ich auf Ihre Mithilfe.« Scharenbroich schüttelte den Kopf. »Ein Mord im Dom? Wie zuverlässig ist denn diese Zeugin? Ich meine, wer sich nachts um diese Zeit auf der Domplatte herumtreibt...« Verdammt, damit hatte er genau Susannes wunden Punkt getroffen. Eine obdachlose, geistig verwirrte Alkoholikerin war keine zuverlässige Zeugin. »Nun, wir gehen allen Hinweisen nach.« Mist! Susanne sah, wie Scharenbroich sich wieder etwas entspannte. Er konnte sich jetzt ausrechnen, dass Susannes Zeugin nicht viel taugte. Scharenbroich sagte: »Ich versichere Ihnen, dass der Täter nicht unter den Domgeistlichen und unseren anderen Mitarbeitern zu suchen ist.« »Wie können Sie sich da so sicher sein?« »Weihbischof Oster war ein allseits beliebter und geachteter Mann. Er hatte keine Feinde. Und für unsere Mitarbeiter lege ich meine Hand ins Feuer.« Er warf einen nervösen Blick zu dem Holzkreuz an der Wand.

Die Hand, die er Susanne wenig später zum Abschied reichte, fühlte sich nicht so an, als hätte er sie für irgendjemanden ins Feuer gelegt. Sie war kalt und schweißnass. Hatten Hatheyer und Oster wirklich nur »theologische Gespräche« geführt? Sie dachte an Osters schönen Körper und daran, wie zart und feminin Hatheyer wirkte.

Als Susanne nach dem Gespräch mit Scharenbroich zur U-Bahn-Station vor dem Hauptportal des Doms ging, erappte sie sich dabei, dass sie die graue Steinmasse der Kathedrale und den Platz nach Tauben absuchte. Das mit den Tauben hatte Chris sehr beunruhigt. Susanne hoffte die Vögel wieder in Scharen herumflattern zu sehen. Doch sie entdeckte keine Einzige. Die Tauben waren nicht zurückgekehrt. Susanne fröstelte und zog ihre Jacke enger um die Schultern, um sich vor dem kalten Wind zu schützen.

In der Eifel stand Chris Adrian am Gartenzaun des alten Forsthauses und sah zu, wie das Fernsteam seine Ausrüstung in den Kleinbus lud. Der Regisseur kam noch einmal zu ihr und drückte ihre Hand. »Wann wird der Bericht gesendet?«, fragte Chris. »Oh, das hatte ich Ihnen noch gar nicht gesagt! Schon morgen. Er war erst für nächste Woche eingeplant, doch in der Sendung morgen ist noch Platz, also wurde er vorverlegt.« Chris schaute ihn an. Er war jung, trug ein schwarzes Kölner City-Outfit. Auch seine kurzen Haare waren schwarz, mit Gel darin. »Ganz ehrlich«, sagte sie. »Sie glauben doch kein Wort von dem, was ich Ihnen erzählt habe. Sie halten mich für eine Spinnerin.«

Einen Moment blickte er verlegen zu Boden, dann sah er auf und grinste unsicher. »Ich glaube an gar nichts«, sagte er. »Ich filme einfach das, was da ist. Dann können die Leute sich selbst eine Meinung bilden.« »Aber was ist Ihre Meinung?«

Er zuckte die Achseln. »Ich finde die Welt zu verwirrend, um mir eine Meinung zu bilden.«

Er wünschte ihr noch viel Glück, ehe er rasch zum Kleinbus ging. Der Kameramann winkte Chris zu, dann sah sie den Bus davonrollen. Sie schaute zum Forsthaus und dachte wehmütig daran, wie wohl sie sich hier gefühlt hatte, wenigstens zeitweise. Langsam ging sie durch den Kräutergarten, den sie letzten Sommer so hingebungsvoll gepflegt hatte, zurück zur Küchentür. Wenn Jonas erfährt, dass ich dieses Fernsehinterview gegeben habe, bekommen wir den größten Krach unserer bisherigen Beziehung, dachte sie und ging in ihr kleines Arbeitszimmer. Dort setzte sie sich hinter den wie immer unaufgeräumten Schreibtisch und holte Silver Bears Abschiedsbrief aus der Schublade. Alter, verrückter Indianer, dachte sie. Du bist schuld, dass ich nur gerade höchstwahrscheinlich meine berufliche Zukunft ruiniert habe. Sie schloss die Augen und für einen Moment befand sie sich wieder in Kanada. Sie erinnerte sich an einen Frühlingsabend, an dem sie mit Silver Bear langsam durch das zerstörte heilige Land seines Volkes gegangen war. Der Lärm der Motorsägen und Bulldozer war verstummt, die Luft erfüllt vom süßlichen Harzgeruch gefälltter Bäume. In den folgenden Tagen hatte Chris hilflos mit ansehen müssen, wie der hoch gewachsene weißhaarige Mediziner zum gebrochenen, gebeugten Greis wurde, dessen Wurzeln zerstört waren. Als vor sechs Wochen ein Brief aus Kanada gekommen war, ahnte Chris, was er enthielt. Silver Bears Tochter schrieb, ihr Vater sei zuletzt so schwach gewesen, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Eines Morgens hätte er darum gebeten, zu einer bestimmten Stelle im Wald gefahren zu werden, einem besonderen Hügel. Dort sei er dann friedlich eingeschlafen. Neben dem Brief von Silver Bears Tochter enthielt das Kuvert die letzte Botschaft des alten Mediziners an seine weiße Schülerin. Chris hatte diese Botschaft in den vergangenen Wochen immer wieder gelesen, in der Hoffnung, dadurch größere Klarheit über ihren zukünftigen Weg zu gewinnen. Jetzt hielt sie das Blatt Papier erneut in der Hand, betrachtete das Medizinrad, das Silver Bear mit Filzstiften auf die Rückseite gemalt hatte, drehte das Blatt um und las seine klare, sichere Schrift. Seine Hand hatte bis zuletzt nicht gezittert, und die Worte waren in tadellosem Englisch geschrieben, das er besser beherrscht hatte als die meisten weißen Kanadier.

Schwester Wolfsträumerin,

wenn du meinen Brief erhältst, werde ich fort sein. Meine Stimme wird in den Zweigen der sterbenden Bäume flüstern und mein Leib in der Geisterwelt wandern. Im Grunde bin ich ja immer schon ein Wanderer zwischen den Welten gewesen. Viele traditionelle Indianer betrachteten mich als Verräter, weil ich unser altes Wissen an Weiße weitergab. Und andererseits war ich nicht sonderlich erfolgreich in meinem Bemühen, möglichst viele Weiße in der Kunst auszubilden, wie man auf fruchtbare Weise mit der Erde kommuniziert. Ich hatte immer gehofft, wenn ich nur die richtigen Worte fände, würden viele Menschen mir zuhören - und mich verstehen. Doch es haben mir nur wenige Weiße zugehört, und noch weniger haben mich verstanden. (Unter diesen warst du, meine schöne Wolfsträumerin, mir besonders lieb und teuer.) Die meisten Weißen (und immer mehr Indianer) wollen nicht zuhören und wollen nicht verstehen. Die alte Tradition, in der ich aufwuchs, stirbt aus. Meine Hoffnung ruht jetzt auf dir, Chris, und meinen anderen in der weißen Kultur aufgewachsenen Schamanenschülern. Um unsere Beziehung zur Natur zu heilen, müsst ihr neue Wege finden, Mensch und Erde zusammenzubringen, die mehr dem modernen menschlichen Bewusstsein entsprechen. Ich danke dir für die Zeit, die du mit mir geteilt hast. So weit ich es vermag, werde ich dir aus der Geisterwelt Hilfe schicken, wann immer du sie benötigst. Zögere also nicht darum zu bitten. Wir werden uns wiedersehen.

SilverBear

Wie sollte sie die Hoffnung erfüllen, die Silver Bear in sie gesetzt hatte? Neue Wege, Mensch und Erde zusammenzubringen. Die Beziehung zwischen Mensch und Natur heilen. Wenn sie die Arbeit, die ihr Lehrer begonnen hatte, fortsetzen wollte, musste sie an die Öffentlichkeit gehen. Nur so konnte sie andere Menschen erreichen. Schließlich leben wir im Medienzeitalter, überlegte Chris, das ist charakteristisch für das moderne menschliche Bewusstsein. Sie legte den Brief in die Schublade zurück. Noch niemandem hatte sie davon erzählt, dass Silver Bear gestorben war. Niemandem hatte sie den Brief gezeigt. Eigentlich hätte ich wenigstens mit Susanne darüber sprechen können, als ich in Köln war, dachte sie. Warum meine ich immer, mit solchen Dingen ganz allein fertig werden zu müssen? Das war es ja, was Jonas ihr oft vorwarf. Dass sie ihn nicht wirklich an ihrem Leben teilnehmen ließ, daran, was in ihr vorging. Mit einem Seufzer stand sie auf und ging ins Schlafzimmer, um sich für den Park umzuziehen. Als sie sich schnaufend in ihre Arbeitsjeans zwängte, merkte sie, dass ihr wieder einmal eine Hose zu eng geworden war. Verdammter Mist, sie musste unbedingt weniger essen! Silver Bear hatte ihr prophezeit, dass sie später sehr dick werden würde, aber damals in Kanada

hatte sie darüber gelacht, denn trotz ihres Appetits war ihr Körper vom vielen Wandern, Reiten und Kajakfahren straff und durchtrainiert gewesen. Nun, ihr ganzer Lebensrhythmus hatte sich eben verändert. Nachdem sie sich umgezogen hatte, ging sie unter den hohen, alten, noch winterlich kahlen Bäumen, über denen schwarze Krähen kreisten, hinüber zum Wirtschaftsgebäude des Parks, um sich um die Futterbestellungen zu kümmern. Unterwegs streichelte sie einem Schaf über den Kopf, das hinter dem Gatter stand und sie, wie es ihr schien, fragend anschaute. Unbehaglich überlegte Chris, ob sie Jonas von dem Fernsehinterview erzählen sollte. Besser, ich sage es ihm gleich, dachte sie. Wenn er es später auf andere Weise erfährt, ist er umso wütender.

Vielleicht würde ja doch noch alles gut werden. Dieser Landrat war zwar ein Rindvieh und es war gut möglich, dass er ihr übermorgen nach der Ausstrahlung des Interviews gleich die Kündigung schickte. Aber vielleicht sah er nach dem Interview endlich ein, dass es überhaupt keinen Widerspruch zwischen ihrer Arbeit als Zoologin hier im Park und ihrer Bestimmung als Schamanin gab. Sie hatte sich vor der Fernsehkamera wirklich alle Mühe gegeben deutlich zu machen, dass schamanisches Bewusstsein ökologisches Bewusstsein war. Und der Park bot ideale Voraussetzungen, um Menschen, die den Kontakt zur Natur verloren hatten, durch die Begegnung mit Tieren und Pflanzen neue Einsichten zu vermitteln. Der Landrat und die Leute im Kreistag *mussten* doch einfach kapieren, dass die Arbeit, die Chris hier machte, sinnvoll war!

Susanne fragte sich, was ihr Chef von ihr wollte. Vermutlich hatte er bereits Druck von der Staatsanwaltschaft bekommen, weil es noch keine Neuigkeiten in Sachen Dompropst gab. Als sie eintrat, lächelte Antweiler - ein gutes Zeichen. Trotz Antweilers im ganzen Präsidium gefürchteter Arbeitswut war sein Schreibtisch stets perfekt aufgeräumt. »Wie läuft's im Propstfall?«, erkundigte er sich. Die Perfektion setzte sich bei Antweilers Sakko, den makellos gescheitelten Haaren und dem Dressman-Gesicht fort. Seine Brille passte so vollkommen, dass sie kaum auffiel. Böse Zungen behaupteten, der Chef funktioniere vollelektronisch und würde das Präsidium außerhalb der Dienststunden nicht verlassen, sondern vom Hausmeister abgeschaltet und in einem geheimen Schrank im Keller abgestellt. Susanne wusste aber, dass an diesem Gerücht nichts dran war, da sie zu der kleinen Schar auserwählter Kollegen gehörte, die von Antweiler einmal im Jahr an seinem Geburtstag zu sich nach Hause eingeladen wurden. Er wohnte allein in einer hellen, asiatisch-

nüchtern wirkenden Dachwohnung in Köln-Deutz, mit herrlichem Blick auf Rhein, Hohenzollernbrücke und Dom. Seine Küche war so perfekt aufgeräumt wie sein Schreibtisch und er kochte ganz vorzüglich. »Noch nicht zufriedenstellend«, antwortete sie. »Ich habe eine Zeugin, die gesehen hat, dass zwei Männer die Leiche aus dem Dom trugen. Die Beschreibung des einen passt auf Scharenbroich, den Dechanten. Aber die Zeugin ist obdachlos - delirierende Alkoholikerin.« Antweiler winkte ab. »Dann können Sie sie vergessen.« Susanne seufzte. »Meine einzige Hoffnung ist, dass Scharenbroich sich irgendwie verrät. Er ist sehr nervös und scheint etwas verbergen zu wollen. Dann ist da noch ein junger Theologe. Martin Hatheyer. Schwul, meiner Meinung nach. Er und Oster haben sich offenbar sehr nahe gestanden ...«

Antweiler hob die Brauen. »Sie meinen, er hat dem Propst den Arsch gefickt?« Antweilers Wortwahl war mitunter nicht so makellos wie sein Äußeres. »Gut möglich«, sagte Susanne. »Jedenfalls werde ich ihm heute auf den Zahn fühlen. Er ist offenbar in tiefer Trauer. Und der Beschreibung nach könnte Hatheyer der Mann sein, den der Hotelportier wegreissen sah.« »Was hat die Obduktion ergeben?«

Susanne hob die Schultern. »Nicht viel. Wie ich vermutet hatte, ist Oster von vorn erschlagen worden.« »Vermutlich mit einer Bibel...«

Sie lachte. »Nein, mit einem länglichen, schweren Metallgegenstand. Ein großer Kerzenleuchter vielleicht. Möglich, dass er den Täter gekannt hat. Im Moment wird seine Kleidung nach Spuren untersucht. Sie haben aber noch nichts Brauchbares gefunden.«

»Es wäre gut, wenn wir bald ein bisschen Futter für die Staatsanwaltschaft bekämen.« Antweiler rückte seine Brille zurecht. »Aber ich wollte Sie noch aus einem anderen Grund sprechen. Sie haben doch kein nennenswertes Privatleben, nicht wahr, Wendland?« »Nicht dass ich wüsste«, sagte Susanne zähneknirschend. »Wann denn auch?« Solche Bemerkungen des Chefs bedeuteten meistens Überstunden. Noch mehr Überstunden. »Von dem Hauseinsturz in der Machabäerstraße haben Sie gehört, nehme ich an? Schlimme Sache. Bis jetzt sieben Tote. Nun, Oberstaatsanwalt Herkenrath ist ein guter Freund der Familie Vandenberg. Hat mit Vandenberg senior, der vor drei Jahren an einem Herzinfarkt gestorben ist, die Schulbank gedrückt. Sie wissen vermutlich auch, dass in der Stadt darüber spekuliert wird, Vandenberg junior könnte bei dem Einsturz die Finger im Spiel gehabt haben ...« »Kann ich mir nicht vorstellen«, unterbrach Susanne ihn kopfschüttelnd, »da müsste Vandenberg junior ja ein kompletter Idiot sein. Er hätte doch

jederzeit polizeilich räumen lassen können.«

»Herkenrath hält es ebenfalls für ausgeschlossen. Er hat mich aber gebeten einmal vorsichtig nachzufühlen. Keine offiziellen Ermittlungen. Kein schriftlicher Bericht. Nur ein bisschen nachforschen und die Ergebnisse mündlich an ihn weitergeben. Natürlich will er, dass die öffentlich gegen Vandenberg erhobenen Vorwürfe möglichst schnell entkräftet werden und der gute Ruf der Familie keinen Schaden nimmt. Er hat ausdrücklich darum gebeten, dass Sie das übernehmen. Er weiß eben, dass Sie hier den höchsten Intelligenzquotienten haben.« Trocken fügte er hinzu: »Nach mir, natürlich.«

Susanne grinste. »Haarscharf am Dienstweg vorbei. Kein Bericht, keine Akte.«

»Genau. Machen Sie's allein. Lassen Sie Tönsdorf im Büro.« »Gottverdammter Kölscher Klüngel«, knurrte sie. Antweiler seufzte. »Meine liebe Wendland, Sie haben als waschechte Kölnerin immerhin den Vorteil, dass Sie in diesem trüben rheinischen Milieu aufgewachsen sind. Ich als zugereister Norddeutscher musste mir die einschlägigen Kenntnisse erst mühsam erarbeiten.«

»Na gut«, sagte Susanne. »Einverstanden. Aber nur, wenn Sie mich dieses Jahr wieder zum Essen einladen.«

Antweiler machte ein zufriedenes Gesicht. »Sie dürfen sogar das Dessert auswählen«, versprach er großzügig.

Nach dem Mittagsgebet, noch bevor der Chor des Domes wieder für Besucher geöffnet wurde, ging Weihbischof Scharenbroich allein in den Binnenchor und betrachtete schweigend den golden schimmernden Schrein der Heiligen Drei Könige, kostbarster Reliquienbehälter des Abendlandes, Verkörperung von Macht und Glanz des Kölner Erzbistums. Sehr weltlich und unheilig waren die Interessen gewesen, die das Handeln der Domherren im Mittelalter bestimmt hatten, damals als der gewaltige Chorbau des Domes in den Himmel wuchs. Stets war es ihnen um politische und wirtschaftliche Macht gegangen. Das Sakrale blieb den Mystikern vorbehalten oder diente bei der Sonntagspredigt zur Erbauung des gemeinen Volkes.

Scharenbroich legte den Kopf in den Nacken und blickte zu den von schlanken Säulen getragenen Buntglasfenstern im Obergaden empor, die an diesem grauen Märztag nur matt leuchteten. Die lichten Weiten des Himmels sind für mich wohl unerreichbar, aber auf das Profane verstehe ich mich gut, dachte Scharenbroich, der sich, halb im Scherz, gerne als »Bürokrat Gottes« bezeichnete. Zahlenkolonnen und Organisationspläne waren seine Welt, hier fühlte er sich sicher. Die mystische Verzückung, wie sie manchmal in Martin

Hatheyers Augen aufleuchtete, würde ihm immer fremd bleiben, das wusste er. Und nie hatte er Josef Oster auf dessen geistigen Höhenflügen in die abstrakte Welt von Theologie und Philosophie folgen können.

Er wusste, dass Gebete nicht halfen, dass Gott sich nicht um schöne Worte kümmerte. Natürlich hatte Scharenbroich im Laufe seiner kirchlichen Karriere diesbezüglich recht überzeugend zu heucheln gelernt, aber stolz war er auf diese schauspielerische Begabung nicht. Er wusste, dass Menschen wie ihm nur der Verstand blieb. Mit Hilfe des Verstandes konnte man Probleme lösen, ohne auf das im Allgemeinen höchst unzuverlässige Eingreifen höherer Mächte bauen zu müssen. In dieser Hinsicht fühlte sich Scharenbroich den Kirchenlenkern des Mittelalters nahe, die keine religiösen Schwärmer, sondern nüchterne Verstandesmenschen gewesen waren.

Wirklich? Plötzlich musste er an das denken, was sich unter seinen Füßen befand. Tief unter dem Fundament des alten gotischen Hochaltars. Und damit standen ihm schlagartig die Eindrücke dieser schrecklichen Nacht vor Augen, die er sein ganzes Leben nicht mehr vergessen würde. Die klaffende, blutende Wunde auf Josef Osters hoher Denkerstirn. Er sah sich wieder die Stufen zur Krypta hinabsteigen, neben dem vor Panik zitternden Martin. Trotz der Eiseskälte im Dom brach ihm der Schweiß aus. Er ächzte leise und stützte sich schwer auf die Schranke des mittelalterlichen Chorgestühls. Warum die Schnitzereien auf diesem Chorgestühl so viele dämonische Gestalten zeigten, hatte er nie begriffen: von Blattwerk umgebene Koboldfratzen, fauchende Drachenköpfe ...

»Herr Weihbischof, isset Ihnen nit jut?« Die Stimme von Küpper, einem der Domschweizer.

Scharenbroich atmete tief durch und richtete sich wieder auf. Er musste Ruhe bewahren. Nur sein Verstand konnte ihm in dieser Situation weiter helfen. Es galt, sich auf das zu konzentrieren, was aufgrund vernünftiger Überlegungen jetzt als Nächstes zu tun war. Langsam ging er am Gerokreuz vorbei zur Sakramentskapelle. »Ich erwarte Dr. Hatheyer in der Kapelle zu einem vertraulichen seelsorgerischen Gespräch. Lassen Sie außer ihm niemanden herein.« Der Domschweizer schloss mit einem gehorsamen Kopfnicken die schwere Tür der Kapelle hinter Scharenbroich.

Hier war es still. Die raunenden Stimmen der Besucher, die nun wieder das dämmerige Halbrund des Chorumgangs durchwanderten, drangen nicht herein. Scharenbroich fühlte sich gleich besser, als er in die Kerzenflammen vor dem Altar schaute. Vertraute Dinge waren beruhigend, Tradition war beruhigend. Aber worauf gründete diese Tradition? Er stöhnte, zog sein Taschentuch hervor

und tupfte sich damit die Stirn ab. Und dann war da der Diebstahl, der alles noch viel schlimmer machte. Erbrauchte das Buch, erbrauchte es unbedingt. Sonst wusste er nicht, wie es weitergehen sollte. Wenn Martin es an sich genommen hatte ... Nach ein paar Minuten betrat Martin die Kapelle. »Warum wollen Sie mich schon wieder sprechen?«, fragte er. »Es geht mir nicht gut. Ich hatte mich hingelegt.« Sie setzten sich in eine Bank. Scharenbroich nahm seine Brille ab und putzte sie. Er hatte sich seine Worte sorgfältig zurechtgelegt, lange über den möglichen Verlauf des Gesprächs nachgedacht. »Martin, ich hoffe, du bist dir über die Verantwortung im Klaren, die nach Josefs Tod auf uns beiden lastet. Du musst mir alles erzählen, was du weißt.« »Alles worüber?«, fragte Martin, der starr nach vorn zum Altar schaute. Seit er die Kapelle betreten hatte, war er Scharenbroichs Blick ausgewichen. »Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich angerufen wurde. Die Stimme war verstellt, verzerrt. Daraufhin bin ich runter ... und habe ihn gefunden. Natürlich halten mich jetzt alle, die über unsere Liebe Bescheid wussten, für den Mörder.« Er lachte bitter. »Mord aus übergroßer Liebe! Bestimmt wird die Polizei mich bald verhaften.« »Ich glaube dir«, sagte Scharenbroich, ohne sich dessen völlig sicher zu sein. War Martin fähig einen Mord zu begehen? Er holte tief Luft. »Ich will mit dir nicht über Josefs Tod sprechen, sondern über die Geheimnisse, in die Josef dich eingeweiht hat, obwohl er das niemals hätte tun dürfen.« Jetzt schaute Martin ihn an. In seinem Gesicht zuckte es. »Er hat mir vertraut. Und immerhin haben Sie selbst mich mit ihm verkuppelt, vergessen Sie das nicht!«, entgegnete er wütend.

Scharenbroich senkte betroffen den Kopf. *Verkuppelt*. Was für ein schreckliches Wort. Aber der Junge hatte natürlich Recht. »Vergiss du nicht, was du mir alles verdankst. Ich wollte, dass Josef seine... abartigen Neigungen auf eine Weise auslebt, die sich unter Kontrolle halten lassen. Nicht auszudenken, wenn er sich mit irgendwelchen Strichjungen eingelassen hätte. Wenn ich allerdings vorausgesehen hätte, dass ihr beide euch derartig unsterblich, *unvernünftig* ineinander verlieben würdet...«

»Was verstehen Sie denn auch von der Liebe?«, stieß Martin verächtlich hervor.

Nein, in der Tat, von der Liebe verstand Scharenbroich nichts - und er wollte es auch gar nicht. Liebe machte die Leute verrückt, vernebelte ihnen den Verstand. »Ich hatte gehofft, er würde mit dir lediglich seine ... körperlichen Bedürfnisse befriedigen.«

Martin lachte bitter. »Wie sollte ein phantasieloser Verwaltungsmensch wie Sie begreifen können, welche Gefühle Josef und ich teilten, zu welchen Höhen wir

uns gemeinsam aufgeschwungen haben ...«

»Es war sündig. Unmoralisch!« Ruhig, dachte Scharenbroich, du musst ruhig bleiben. Du brauchst Martin, du bist auf ihn angewiesen. Im Moment jedenfalls. »Wir haben uns *geliebt!* Und was ist denn wohl die wichtigste Botschaft Jesu?« Martins Stimme zitterte vor Wut. Scharenbroich legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Wir wollen nicht streiten. Lass uns vernünftig miteinander reden. Gemeinsam überlegen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Polizei herausfindet, dass wir beide Josefs Leiche nach draußen getragen haben« - er schüttelte den Kopf - »mein Gott, wir waren doch so durcheinander! Ich habe nur gedacht: Nicht hier im Dom, die Leiche darf nicht hier gefunden werden, noch dazu in der Bischofskrypta, in der Nähe der... Geheimtür. Die Kommissarin, die heute Morgen bei mir war, wird bestimmt auch zu dir kommen.« »Ich werde schweigen«, sagte Martin. »Von mir erfährt sie nichts. Das bin ich Josef schuldig.« »Es geht nicht nur um die Polizei. Martin, ich *muss* wissen, was Josef dir über die Geheime Zunft erzählt hat.« »Warum schauen Sie nicht im Buch nach?«, fragte Martin, beinahe spöttisch, wie es Scharenbroich schien. »Da Sie jetzt so schnell und unverhofft Josefs Nachfolger geworden sind, dürfen Sie es doch an sich nehmen.« Hat er es gestohlen?, fragte sich Scharenbroich. Und wenn nicht er, wer dann? »Das Buch ist nicht an seinem Platz.« »So?«, sagte Martin. »Wie dumm für Sie. Nun sind Sie also Geheimnisträger und kennen das Geheimnis gar nicht, das Sie zu tragen haben.« »Das ist nicht komisch, Martin!« »Von mir erfahren Sie jedenfalls nichts. Ich habe Josef versprochen mit niemandem über die Dinge zu sprechen, in die er mich eingeweiht hat. An dieses Versprechen halte ich mich.«

»Warum hast du mich in der Nacht denn dann überhaupt aus dem Bett geklingelt?«

Martin zuckte die Achseln. »Ich war verwirrt und in Panik. Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte.« Scharenbroich hatte das Gefühl, dass ihm alles entglitt. Er bemühte sich einen klaren Gedanken zu fassen. »Du hast das Buch an dich genommen, nicht wahr? Ich bitte dich es mir zu geben. Ich verspreche, dass niemand von dem Diebstahl erfahren wird. Es geht doch nicht nur um uns beide. Wir wissen nicht, was hier möglicherweise auf dem Spiel steht. Was ist dort unten, Martin, was hat Josef dir darüber erzählt? Sein Tod muss etwas mit der Geheimen Zunft zu tun haben.« »Wenn Sie den Schlüssel hätten, könnten Sie selbst die Geheimtür öffnen, die Treppe hinabsteigen und nachschauen«, sagte Martin eisig. »Aber dazu wären Sie viel zu feige.« Er sprang auf. »Menschen wie Sie werden niemals verstehen, was wirklich

wichtig ist!«

Er wollte gehen, doch Scharenbroich hielt ihn fest. »Warte, Martin. Ich *brauche* das Buch, und ich werde es mir beschaffen!«

Aber Martin riss sich los und rannte wortlos aus der Kapelle. Scharenbroich schaute ihm schwer atmend hinterher. Was geht nur im Kopf dieses Jungen vor? Und wenn er doch der Mörder ist? Vielleicht haben sie sich gestritten und es ist im Affekt geschehen ... Nein, er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Martin fähig war einen Menschen zu töten, noch dazu seinen Geliebten.

Scharenbroich verließ die Kapelle und ging langsam, sich schwach und zittrig fühlend, durch den Dom. Vor der Schmuckmadonna im Nordquerhaus blieb er stehen und starrte grübelnd in das kleine Meer aus Kerzenflammen. Er erinnerte sich an dieses sonderbare Gespräch mit Josef, das nun schon fast ein Jahr zurücklag. Der Dompropst, der sonst stets eine unerschütterliche Ruhe ausstrahlte, hatte an jenem Abend äußerst beunruhigt gewirkt. »Gut möglich, dass ich dir in den nächsten Tagen erlaube das Siegel zu brechen, und dich einweihe, Albert«, hatte er gesagt. »Ich glaube, wir müssen das Geheimnis auf mehr Schultern verteilen. Einige Leute sind dabei, eine entsetzliche Dummheit zu begehen und damit eine schreckliche Gefahr für die ganze Stadt heraufzubeschwören.«

Das war gewesen, bevor Josef sich völlig in seinen Liebesrausch mit Martin gestürzt und sich, wie es Scharenbroich erschienen war, kaum noch für andere Dinge interessiert hatte. Scharenbroich, der wie immer sehr beschäftigt gewesen war, hatte Josefs ominöse Andeutung rasch vergessen oder verdrängt. Jetzt hatte er die Worte wieder deutlich im Ohr. Was für eine Gefahr hatte Josef damals gemeint? O heilige Madonna, hilf mir, auch wenn du bloß ein Stück totes Holz bist!, dachte er. Ich kenne ja kaum die weltlichen Mitglieder der Geheimen Zunft, weil ich mich bisher nie für diese Dinge interessiert habe. Falls es überhaupt noch irgendwelche weltlichen Mitglieder gibt, die abstrus erscheinenden mittelalterlichen Geheimnissen eine Bedeutung beimessen. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. Wie hatte er das in der ganzen Aufregung nur vergessen können? Das Kloster! Der Dom und das Kloster! Die Oberin des Klosters war eingeweiht. Seit dem Mittelalter waren alle Oberinnen des Klosters eingeweiht gewesen, auch wenn Scharenbroich nicht wusste, warum. Er würde mit der Oberin des Klosters in Bischofsweiler sprechen. Mit Schwester Hildegardis.

Zehn Minuten später saß er an seinem Schreibtisch in der Dompropstei und ließ sich von seiner Sekretärin mit dem Kloster Bethlehem verbinden. »Weihbischof Scharenbroich«, sagte er zu der Nonne, die sich am anderen Ende

der Leitung meldete. »Ich muss die Oberin sprechen. Schwester Hildegardis. Es ist dringend.«

»Ja, dann weiß man es in Köln noch gar nicht?«, fragte die Nonne. Ihre Stimme zitterte.

»Was?«

»Schwester Hildegardis ist verschwunden. Wir machen uns alle große Sorgen. Die ...«Der Nonne blieb einen Moment die Stimme weg. Sie räusperte sich.«... Die Polizei ist gerade im Haus.«

»Die Polizei?«

»Wir fürchten, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Sie ist gestern Abend noch weggefahren, um sich mit jemandem zu treffen. Seitdem haben wir sie nicht mehr gesehen.«

»Sich treffen? Mit wem denn?«

»Das wissen wir nicht. Sie hat es uns nicht gesagt.«

Scharenbroich schien es, als ob sich die Glasplatte seines Schreibtischs in einen tiefen Abgrund verwandelte, in den er hinabzustürzen drohte.

Erst als Schmickler ihr die Zigarette angezündet und sie einen ersten Zug genommen hatte, merkte Susanne plötzlich, was sie da tat. Prompt wurde sie von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt. Hastig warf sie die Zigarette auf den Boden und trat mit der Schuhspitze die Glut aus. Schmickler schaute sie erstaunt an.

»Entschuldigung«, sagte Susanne, als sie wieder zu Atem gekommen war.

»Ich versuche gerade es mir abzugewöhnen.«

Schmickler zuckte die Achseln. »Tut mir Leid. Ich wollte Sie nicht in Versuchung führen.« Er sog tief an seiner Zigarette. Der Mann war Experte für Hauseinstürze beim Amt für Katastrophenschutz, und der Anblick, der sich Susanne bot, war so trostlos, dass sie sich sehnlichst Tabakgeschmack auf der Zunge wünschte und das beruhigende Gefühl Rauchschwaden in die kalte Luft zu blasen. Aber ihr Körper schien inzwischen regelrecht allergisch auf Tabak zu reagieren. Vielleicht hatte ja ihr Krafttier, der Marder, seine geheimnisvollen Pfoten dabei im Spiel.

Von dem Haus war kaum etwas übrig, es schien regelrecht zerbröselt zu sein wie ein mürber, trockener Kuchen. Da die Häuser nebenan noch standen, sah es aus, als hätte jemand aus einer intakten Reihe von Zähnen einen herausgebrochen. Susanne konnte kaum glauben, dass unter diesem Trümmerhaufen überhaupt ein Mensch überlebt hatte. »Sind die angrenzenden Häuser gar nicht beschädigt?«, fragte sie, um ihre Sprachlosigkeit zu

überwinden. Nachts plötzlich aufzuwachen und zu spüren, wie der Fußboden unter einem nachgab und die Decke auf einen herabstürzte ... Susanne schauderte.

»Wir haben ein paar Risse gefunden, die sind aber nicht der Rede wert. Allerdings ist die Bausubstanz dieser Häuser auch erheblich besser«, antwortete Schmickler. Mit seinem gebeugten Rücken und den tiefen Furchen im Gesicht hatte er selbst etwas von einem alten, windschiefen, baufälligen Haus. Vermutlich hatte er in seinen zahlreichen Dienstjahren ein paar Katastrophen zu viel gesehen. Susanne bewegte mit der Fußspitze einen kleinen Steinbrocken und fragte sich, in der Wand welchen Zimmers er wohl gesteckt hatte. »Haben Sie denn schon eine Idee bezüglich der Einsturzursache?«

Schmickler sog mit zusammengekniffenen Augen an seiner Zigarette. »Nun ... Das Haus war extrem baufällig. Andererseits war es aber nicht so baufällig, dass es einfach von selbst eingestürzt wäre, auch wenn das bei alten Häusern manchmal vorkommt.« »Wie alt war es denn?«

»Spätes neunzehntes Jahrhundert. Hat bereits damals den Vandenbergs gehört. Der alte Wilhelm Vandenberg hat es gebaut. Die anderen Häuser in der Machabäerstraße sind viel neuer, zumindest teilweise. Wurden nach dem Krieg wieder hochgezogen, teilweise mit neuem Material.« Für Köln hatte der Krieg vor allem bedeutet: Bomben, Bomben, Bomben. »Komisch«, wunderte sich Susanne, »dass ein einziges Haus in der Straße die Bombenangriffe heil überstanden hat.«

»Ja«, Schmickler nickte, »darüber haben die Leute damals auch gestaunt. Hab im Archiv nachgeschaut und ein altes Foto entdeckt. Die ganze Machabäerstraße war praktisch platt, nur das Vandenberg-Haus stand wie eine Eins, war lediglich am Dachstuhl ein bisschen angesengt.« Er schüttelte den Kopf. »Aber das hat ihm jetzt auch nichts mehr genützt.«

»Gas?«, fragte Susanne. Wenn heutzutage Häuser einstürzten, dann meistens wegen einer Gasexplosion. Schmickler schnippte seine Zigarette in die Trümmer. »Das ist es ja!«, sagte er wütend. »Auf den ersten Blick sieht es aus wie eine Explosion. Aber es war keine. Ich habe, verdammt noch mal, nicht die leiseste Ahnung, was es war!« Er schüttelte heftig den Kopf. »Glauben Sie mir, ich bin mit meinen Kollegen alle normalerweise infrage kommenden Einsturzursachen immer wieder durchgegangen, und es ist ganz sicher keine davon. Alles, was ich sagen kann, ist, dass eine ...Kraft auf das Haus eingewirkt hat und dass diese Kraft von unten gekommen sein muss ...« »Eine Kraft von unten? Also doch ein Erdstoß?« Schmickler stöhnte. »Glauben Sie

mir, ich wäre froh, wenn's so wäre. Dann hätten wir wenigstens eine schöne logische Erklärung.« Er bückte sich und hob ein kleines Stück Mauerrest auf. Er hielt es Susanne unter die Nase und rieb daran. Die graue Masse zerbröselte zwischen seinen Fingern. »Irgendetwas hat die Mauern dieses Hauses in Mürbeteig verwandelt«, knurrte er, »und, verdammt, ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie das möglich ist. Ich habe jetzt fast dreißig Berufsjahre auf dem Buckel, aber etwas Derartiges ist mir noch nie untergekommen!«

»Halten Sie es denn für möglich, dass der Hauseigentümer etwas mit dem Einsturz zu tun haben könnte?« Keine Akte, dachte Susanne, alles mündlich, haarscharf am Dienstweg vorbei. Sie sehnte sich danach, sich gedanklich mit dem Dessert zu beschäftigen, das sie für Antweilers Geburtstagsessen aussuchen würde.

»Tja.« Schmickler steckte sich eine neue Zigarette in den Mund. Während er sie anzündete, sagte er durch die halb geschlossenen Lippen: »Wenn, dann müsste der gute Herr Vandenberg ein neues technisches Verfahren zum schnellen Abriss von Häusern entwickelt haben, dass er sich unbedingt patentieren lassen sollte.« Auf Susannes ratlosen Blick hin fuhr er fort: »Es hat offenbar eine sehr schnelle, hochfrequente Vibration auf das Haus eingewirkt. Die Quelle dieser Vibration muss sich genau unter dem Haus befinden haben.«

»Warum sind die beiden Häuser nebenan nicht auch eingestürzt?«, fragte Susanne. »Keine Ahnung. Vielleicht weil ihre Bausubstanz neuer ist, oder weil sie weiter von der Schwingungsquelle entfernt standen.«

Susanne zeigte auf das Loch, das man im Zentrum des Trümmerhaufens freigebaggert hatte, sodass an dieser Stelle der Blick auf die Reste der Kellerfundamente frei war. »Und was haben sie dort unten gefunden?«

»Das ist es ja!«, stöhnte Schmickler, sichtlich entnervt. »Gar nichts! Nur stinknormalen Kölner Erdboden. Vermutlich werde ich mit diesem Rätsel in Pension gehen und den Rest meines Lebens darüber nachgrübeln!«

Von der Machabäerstraße aus fuhr Susanne zum Elisabeth-Krankenhaus. Ihre Überzeugung, dass Vandenberg nichts mit dem Einsturz zu tun haben konnte, hatte sich weiter verfestigt. Abgesehen davon, dass es töricht gewesen wäre, stellte sich nun auch die Frage, wie er es technisch hätte bewerkstelligen sollen. Wie hätte er diese eigenartige Vibration erzeugen sollen, von der Schmickler gesprochen hatte? Susanne erinnerte sich beunruhigt daran, dass Domdechant Scharenbroich am Morgen von sonderbaren Erschütterungen im Dom gesprochen hatte. Bestand da ein Zusammenhang? Doch nirgendwo sonst

in der Stadt waren Schäden gemeldet worden. Vielleicht hatte aber auch einfach niemand die Schäden bemerkt, weil die Häuser in besserem Zustand waren und nur ein paar kleine Risse aufwiesen. Andererseits hatte Schmickler einen Erdstoß als Ursache ausgeschlossen ...

Susanne beendete die fruchtlose Grübeleien und parkte ihren Dienstwagen der Einfachheit halber auf dem Taxistand vor dem Krankenseingang. Der Taxifahrer, dem sie den Platz weggeschnappt hatte, wollte zu einer rheinischen Schimpfkanonade ansetzen, doch sie hielt ihm wortlos ihren Dienstaussweis unter die Nase, worauf er den Mund rasch wieder zumachte.

Sie atmete tief durch und tauchte in die weiße, sterile Atmosphäre hinter den Glastüren ein. Margarete Bertram, die mit ihrem kleinen Sohn als Einzige lebend aus den Trümmern gefischt worden war, lag in einem Akutpflegezimmer gleich neben der Intensivstation.

»Weiß sie, dass ihre Mitbewohner alle tot sind?«, fragte Susanne die junge Ärztin, die sie zu dem Zimmer führte. »Wir haben es ihr bisher nicht gesagt, aber ich denke, sie ahnt es.«

Ehe sie das Zimmer betraten, fasste die Ärztin Susanne am Arm. »Hören Sie, vor einer halben Stunde ist ihr Sohn gestorben. Das weiß sie nicht und sie darf es auch noch nicht erfahren.«

Susanne spürte ein Ziehen in der Magengrube. Mein Gott! »Drei Minuten«, sagte die Ärztin. »Sie heißt übrigens Maggie. Jedenfalls möchte sie so genannt werden.« Maggies Körper unter der weißen Decke war an ein EKG und mehrere Infusionsflaschen angeschlossen. Die hüpfenden Zacken auf dem Monitor und die elektronischen Töne, die das Gerät von sich gab, machten Susanne nervös. Vor noch gar nicht so langer Zeit war sie selbst, nachdem zwei Kugeln ihren Körper durchschlagen hatten, in einem solchen Zimmer aufgewacht, hatte sich gewundert, dass sie noch lebte und ihre Beine noch spüren konnte. Von Maggies bandagiertem Kopf waren nur Augen, Nase und Mund sichtbar. Die Augen starrten zur Decke, die Pupillen bewegten sich unruhig. »Maggie? Sind Sie wach?«

Die Frau stöhnte leise, dann antwortete sie: »Ja. Und bestimmt werde ich nie wieder schlafen können.«

»Ich bin von der Polizei. Ich möchte Ihnen ein paar Fragen stellen. Zu dem ... Unglück.«

»Erst will ich wissen, wie es meinem Sohn geht. Wann kann ich ihn endlich sehen? Niemand sagt mir etwas.« Susanne schluckte. In der Hosentasche umklammerten ihre kalten Finger den Autoschlüssel. »Es geht ihm... besser. Sie dürfen ihn bestimmt bald sehen.« Sie wusste, dass sie furchtbar schlecht

log. Ich müsste nicht hier sein, dachte sie. Ich hätte mich weigern können. Antweiler hat mich lediglich um einen Gefallen gebeten.

Maggie atmete spürbar auf. Offenbar hatte sie den unechten Klang in Susannes Stimme nicht bemerkt - oder nicht bemerken wollen. »Gut. Fragen Sie.«

»Haben Sie irgendeine Erinnerung an die Momente vor dem Einsturz?«

»Die werde ich bestimmt nie vergessen. Aber was ich vor allem nie vergessen werde, ist das blaue Licht.« »Ein blaues Licht?«, erkundigte sich Susanne verwundert. »Ja. Es kam aus dem Keller.« »Haben Sie eine Idee, was das gewesen sein könnte?« »Nein«, sagte Maggie leise. Einen Moment presste sie die blassen Lippen zusammen, dann fügte sie heftig hinzu: »Aber ich wette, Vandenberg steckt dahinter! Er hat uns mit der Räumung gedroht. Und einmal hat er gesagt, wenn wir nicht freiwillig gehen, würde er uns das Haus unter dem Hintern wegsprengen. Ich habe es selbst gehört. Ich war dabei!« Der Tanz der Zacken und Linien auf Maggies EKG-Monitor hatte sich merklich beschleunigt. Die Zimmertür ging auf, die junge Ärztin steckte ihren Kopf herein. »Die Zeit ist um, Frau Kommissarin. Frau Bertram braucht Ruhe.« Susanne überlegte fieberhaft, welche Frage sie noch schnell anbringen konnte. »Wann genau war das?«

Die Ärztin warf ihr einen wütenden Blick zu. Maggie wollte offenbar ihre Hand unter der Bettdecke bewegen, eine automatische Geste. Sie zuckte vor Schmerz zusammen und stöhnte laut auf. »Gehen Sie jetzt«, sagte die Ärztin sichtlich verärgert. »Vor ... vor etwa drei Monaten. Da ist er zuletzt bei uns gewesen. Er war sehr wütend. Ist richtig ausgerastet. Die anderen können das bestätigen, die waren auch dabei. Die ... anderen ...« Sie schloss die Augen, und Susanne sah, wie unter den Lidern Tränen hervorschossen. Die Ärztin fasste Susanne bei den Schultern, schob sie ziemlich unsanft aus dem Zimmer und machte die Tür von innen zu. Als Susanne durch die langen, nach Chemie riechenden Krankenhausflure zum Wagen zurückging, fühlte sie sich ziemlich schlecht. Blöder Kölscher Klüngel. Die arme Maggie würde diese Befragung noch einmal über sich ergehen lassen müssen. Dann offiziell, mit schriftlichem Bericht und Akte. Jetzt draußen eine rauchen, ehe ich ins Auto steige, dachte sie sehnsüchtig. Irgendwo hinten in ihrem Kopf turnte der Marder herum, hüpfte auf einen Ast und schaute sie wachsam an. Na gut, dachte sie. Keine Zigarette. Ehe sie sich hinters Steuer setzte, sagte sie sich grimmig: Okay, es ist unwahrscheinlich, dass Vandenberg etwas mit dem Einsturz zu tun hat. Aber sollte sich herausstellen, dass er doch dahintersteckt, bringe ich ihn hinter Gitter! Mag Herkenrath auch noch so sehr um den guten Ruf der Familie besorgt sein.

Das blaue Licht, von dem Maggie gesprochen hatte, konnte Susanne nirgendwo einordnen und schrieb es einstweilen einer Sinnestäuschung zu. Immerhin war die Frau schwer verletzt und stand unter Schock.

Chris hatte erwartet, dass Jonas wütend werden würde, wenn sie ihm von dem Fernsehinterview erzählte. Doch er schwieg und rührte wortlos in seinem Nachmittagskaffee herum. Sie saßen am Küchentisch. Der alte Kühlschrank summte vor sich hin. Draußen vor dem Fenster verschwanden die Eifelhügel hinter einem grauen Schneeregen. Mit diesem Schweigen hatte Chris nicht gerechnet. Sie versuchte irgendetwas aus seinem Mienenspiel abzulesen, was ihr aber nicht gelang. Er trank seinen Kaffee aus und schaute aus dem Fenster. Das Schweigen fing an schmerzhaft zu werden. »Ich nehme an, du findest es ziemlich bescheuert, was ich da gemacht habe«, tastete sie sich ein Stück vor. Er seufzte und zuckte die Achseln. »Spielt es denn eine Rolle, wie ich es finde? Du hast es doch längst getan, und du hättest es auch getan, wenn ich dir vorher davon abgeraten hätte. Allerdings ...« »Ja?«

Jetzt schaute er sie endlich an, aber der Blick wirkte resigniert. »... verstehe ich es nicht. Was willst du anfangen, wenn sie dich rausschmeißen?« Seine Stimme klang leise und weit weg, als befände er sich unter Wasser. »Ich bin sicher, dass zwei Tage nach der Sendung dem Kündigungsschreiben im Briefkasten liegt. Ich verstehe nicht, warum du über ein Jahr lang für dem Projekt hier im Park kämpfst und dir jetzt selbst alles kaputtmachst.« Er schüttelte langsam den Kopf. »Für mich ergibt das keinen Sinn. Ich glaube, ich habe dich früher besser verstanden.«

Chris starrte auf ihre leere Tasse und drehte sie langsam zwischen ihren Fingern hin und her. »Ich ... versuche doch nur meinem Weg zu folgen.«

»Aber wo soll er denn hinführen, dieser Weg? Das würde ich gerne mal wissen.« Nach einem kurzen, unbehaglichen Schweigen fügte er hinzu: »Du hast selbst keine Ahnung, stimmt's? Du folgst einem unerfüllbaren Ideal, das du" dieser alte Indianer in den Kopf gesetzt hat und das kein normaler Mensch nachvollziehen kann.«

Er schien nicht hier bei ihr in der Küche zu sein, sondern woanders, vielleicht auf seiner Dienststelle. Sie atmete tief durch und versuchte ihrer Stimme einen lockeren Klang zu geben. »Lass uns jetzt nicht mehr davon reden, okay? Nachher streiten wir uns bloß wieder, und das möchte ich nicht.« Sie setzte ein Lächeln auf, hatte aber das Gefühl, dass es ziemlich schief aussah. »Weißt du was? Lass uns doch heute Abend nach Blankenburg fahren und ins Kino gehen. Wir waren schon lange nicht mehr im Kino ...« Sein Blick wanderte wieder zum Fenster. »Nette Idee«, sagte er. »Aber sorry: Ich hab schon was vor. Bin mit

Schöntges und Toni in *der Pfeffermühle* verabredet.« Er stand auf, wusch seine Tasse aus und stellte sie ins Spülbecken. Dann ging er wortlos hinüber ins Wohnzimmer. Sie hörte, wie er den Fernseher einschaltete.

Nun wäre es Chris fast lieber gewesen, sie hätten sich heftig gestritten. Es schien ihr kein gutes Zeichen zu sein, dass er nicht einmal mehr wütend wurde. Ich mag diese drückende Stille nicht, dachte sie. Wasser tropfte ins Spülbecken. Ich möchte, dass es zwischen uns wieder so ist wie früher. Da hat er mich so gewollt, wie ich bin, und es war ihm egal, ob die anderen mich für verrückt halten. Warum kann ich ihn nicht mehr verzaubern?

Das Tropfen ging ihr auf die Nerven. Sie stand auf und drehte den Hahn über der Spüle fester zu. Dann zog sie in der Diele Wanderschuhe und Jacke an und ging in den Garten. Der Niederschlag hatte nachgelassen. Während sie auf den Waldrand zustapfte, hielt sie krampfhaft nach etwas Lebendigem Ausschau. Doch der Garten wirkte leer, wollte offenbar nicht mit ihr reden. Da war nicht dieses geheimnisvolle, viel versprechende Leuchten hinter den Dingen, wie an den guten Tagen. Die Bäume sahen heute wie Skelette aus und spendeten keinen Trost.

Die »Vandenberg - Kölnische Hochbau KG« residierte in einem altherwürdigen, aus dem neunzehnten Jahrhundert stammenden Geschäftshaus am Gereonswall, dessen prächtig gestaltete Fassade vom Reichtum dieses Kölner Bürgerclans zeugte. Wie es heute um diesen Reichtum bestellt war, wusste Susanne nicht, aber das Haus wirkte sehr gepflegt und gut erhalten.

Ehe Susanne aus dem Wagen stieg, zögerte sie einen Moment und dachte nach. Sie war ohne Rücksprache mit Antweiler hierher gefahren. Dass sie bei Vandenberg auftauchte und ihm dumme Fragen stellte, war wohl nicht gerade das, was sich Oberstaatsanwalt Herkenrath unter einer kleinen, unauffälligen, inoffiziellen Informationsbeschaffung vorstellte. Andererseits hatte Herkenrath ausdrücklich darum gebeten, dass sie die Sache übernahm, und Antweiler hatte ihm das offensichtlich nicht ausgedrückt. Sie lächelte grimmig. Herkenrath musste wissen, worauf er sich einließ, wenn er Susanne Wendland einen solchen Fall anvertraute. Dazu war er schließlich lange genug bei der Kölner Staatsanwaltschaft. Das Bild der wie eine Mumie einbandagierten jungen Frau, die noch nicht wusste, dass ihr kleiner Sohn tot war, ging Susanne nicht aus dem Kopf. Ich bin jetzt persönlich an diesem Fall interessiert, dachte sie, ich muss mir einen Eindruck verschaffen, was dieser Roland Vandenberg junior für einer ist. Entschlossen stieg sie aus dem Wagen und ging auf das

von zwei steinernen Löwen bewachte und mit einem alten Familienwappen verzierte Säulenportal des Hauses zu. Einen Moment betrachtete Susanne das Wappen. Es stammte offenbar aus dem Mittelalter und wirkte sehr kunstvoll. Um einen goldenen Schlüssel in der Mitte waren drei Symbole angeordnet: ein Buch, ein blauer Kreis und eine Art Stock oder Stab, dessen Bedeutung, ebenso wie die des Kreissymbols Susanne nicht zu deuten wusste. Die vandenbergschen Büros lagen im ersten Stock - hohe, holzgetäfelte Räume, in denen dunkle Möbel standen. Susanne glaubte fast, alte mechanische Schreibmaschinen klappern und alte Wählscheibentelefone kungeln zu hören. Doch die hellen Plastikgehäuse der Computer und Drucker, die Pieps- und Summtöne der modernen Elektronik zerstörten die Illusion.

Eine Sekretärin führte sie zu Vandenbergs Vorzimmer. Seine Vorzimmerdame war weißhaarig und schien so alt zu sein wie der schwere Schreibtisch, an dem sie saß. Falls es eine Sprechanlage gab, benutzte sie sie nicht, stand auf, ging gemessenen Schrittes zu einer getäfelten Tür, an die sie wohl eher pro forma anklopfte, da man dieses Klopfen drinnen wohl kaum hören konnte. Sie steckte den Kopf in das Büro und kündigte eine »Frau Kommissarin von der Kripo« an. »Okay«, sagte drinnen eine leise Stimme. In dem Büro fühlte sich Susanne endgültig ins neunzehnte Jahrhundert versetzt. Offenbar hatte hier bereits Roland Vandenbergs Urgroßvater residiert. Zwei Wände waren mit einer Galerie alter Schwarzweißfotos geschmückt. Darauf sah man Gebäude, die wohl von den Vandenbergs in und um Köln errichtet worden waren: Respekt einflößende Geschäftshäuser, herrschaftliche Villen und, zu Susannes Überraschung, auch einige Kirchen. Hinter dem mächtigen Schreibtisch hing hinter Glas eine große Konstruktionszeichnung, die Susanne nicht sofort identifizieren konnte, bis ihr klar wurde, dass es sich um einen gewaltigen Braunkohlebagger handelte. Im Braunkohletagebau hatte die Familie Vandenberg also offenbar auch ihre Finger drin.

Der jetzige Hausherr saß nicht hinter dem Schreibtisch, wie Susanne erwartet hatte, sondern auf der Fensterbank und schaute durch das weit geöffnete Fenster hinunter auf den über den Gereonswall strömenden Verkehr. Es war ziemlich kalt in dem Büro.

Jetzt schloss er das Fenster, sagte in lockerem Tonfall: »Hallo«, kam auf Susanne zu und gab ihr die Hand. Es überraschte sie, wie jung er war. Sie hatte einen Mann mindestens in den Vierzigern erwartet, doch nun schätzte sie Roland Vandenberg auf höchstens dreißig oder einunddreißig, jünger als sie selbst mit ihren vierunddreißig. Sein Lächeln hatte etwas Jungenhaftes. Statt des in diesem Ambiente zu erwartenden schwarzen Anzugs trug er

Jeans, ein schlichtes, aber gewiss nicht billiges hellbraunes Sakko und unterhalb des offenen Hemdkragens einen Wollpullover mit Cardiganmuster. Susanne fiel ein, dass er ja Bauunternehmer war und daher wohl ein Outfit brauchte, das auch zu Baustellenschlamm und Gummistiefeln kompatibel war, dennoch erschien ihr sein Äußeres angesichts dieser altehrwürdigen Räume ein bisschen respektlos. Er bot ihr Platz in einem Ledersessel an, der aus einem englischen Salon zu stammen schien.

Vandenberg war groß und schlank, seine geschmeidigen Bewegungen deuteten darauf hin, dass er in seiner Freizeit viel Sport trieb. Als er um den Schreibtisch herumging, runzelte er die Stirn, und Susanne schien es, dass er zögerte, ehe er sich in den Sessel setzte, als gehöre er gar nicht hierhin, als sei das gar nicht sein Büro. Aber bestimmt deute ich das falsch, dachte sie, immerhin ist er der Chef hier, oder? Um den Platz hinter diesem dunklen Schreibtischungetüm angemessen auszufüllen, war er allerdings mindestens zwanzig Jahre zu jung.

»Sie haben sich ja sorgfältig umgeschaut. Was halten Sie also von diesen heiligen Hallen?« Seine Stimme klang sonor. Angenehm. Aber die Frage kam unerwartet. Seine Augen, in denen es spöttisch aufgeblitzt hatte, als er die Frage stellte, musterten Susanne jetzt aufmerksam. »Nun ... In der Tat sehr heilig, würde ich sagen.« »Finden Sie es nicht ein bisschen düster? Dieser Baustil war damals nun einmal in Mode. Ich weiß aber, dass mein Urgroßvater auch gerne ganz andere Sachen gebaut hätte. Viele seiner Entwürfe waren wirklich faszinierend. Manchmal spiele ich mit dem Gedanken den alten Kasten abzureißen und etwas Neues hierhin zu stellen. Eine Verbindung von Tradition und Moderne. Eine Kombination aus gotischen Gewölben mit modernen Materialien vielleicht. Hoch und leicht, mit viel Glas, sodass Licht hereinkommt. Aber dafür müsste ich jede Menge Beamte im Denkmalschutzamt bestechen. Das ist mir zu teuer.«

Susanne musste unwillkürlich grinsen. Vandenberg hatte einen ziemlich schrägen Humor. Trotz dieses typisch rheinischen Witzes sprach er aber perfektes Hochdeutsch, das er vermutlich auf irgendeiner teuren Privatschule gelernt hatte. Vandenberg's Augen wurden schmal. Er senkte den Blick. »Natürlich wollen Sie sich mit mir nicht über Architektur unterhalten.«

»Nein, natürlich nicht. Waren Sie schon bei dem eingestürzten Haus?« »Ja. Gleich heute Morgen. Eine schlimme Sache.« Sein Gesicht blieb ausdruckslos und erlaubte keine Rückschlüsse darauf, was in ihm vorging. Die gepflegten Hände ruhten entspannt auf dem Tisch.

»Wissen Sie auch schon, dass Maggie Bertram jetzt die einzige Überlebende ist?

Ihr kleiner Sohn ist vorhin gestorben.« »Das tut mir aufrichtig Leid.« Sein Gesicht blieb weiter ausdruckslos, aber er stand auf und ging wieder zum Fenster. Den Blick hinunter auf die Straße gerichtet, sagte er: »Ich weiß, das klingt in diesem Moment hart, aber die könnten alle noch am Leben sein, wenn sie meiner mehrmaligen Aufforderung nachgekommen wären, das Haus zu räumen.« »Mehr fällt Ihnen dazu nicht ein?«

Er drehte sich zu Susanne um und verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie glauben doch wohl nicht die Lügen, die heute Morgen im *Kölner Kurier* standen und im Radio verbreitet wurden? Sind Sie deshalb hergekommen?« Susanne hatte sich erkundigt. Die beiden Häuser links und rechts des Einsturzhauses, die ebenfalls Vandenberg gehörten, standen schon seit gut einem Jahr leer. Die Planung, dort einen neuen Komplex mit Geschäften und Eigentumswohnungen zu errichten, war längst abgeschlossen. Vom Auto aus hatte Susanne mit dem Bauamt telefoniert. Der zuständige Beamte dort hatte ihr erzählt, er habe sich schon länger darüber gewundert, warum Vandenberg das besetzte Haus nicht endlich räumen ließ, um es abreißen und mit dem Neubau beginnen zu können. Das sagte sie ihm. Zum ersten Mal zeigte er eine emotionale Reaktion. »Ach, was geht das den Brockmüller vom Bauamt an! Das sind meine Häuser, und ich kann abreißen, wann ich will!« Er ging zurück hinter den Schreibtisch, ließ sich in den Sessel fallen und schaute Susanne herausfordernd an, »Ich habe zwar selbst noch keine Kinder, aber bei dem Gedanken, dass man mir zutraut, ich hätte diese Kommuneleute und ihre kleinen Kinder in den Tod geschickt, dreht sich mir der Magen um. Außerdem müsste ich ja völlig verrückt sein. Ich hätte doch jederzeit von Ihren uniformierten Kollegen räumen lassen können. Ganz legal.«

Da hatte er allerdings Recht. »Warum haben Sie es nicht getan?«

Plötzlich wirkte er unsicher. Er senkte den Blick, schaute auf seine Hände. Als er weitersprach, klang seine Stimme sehr jung: »Das ist schwer zu erklären. Ich glaube, es war einfach Sentimentalität. Logisch erklären kann ich es im Grunde auch nicht. Ich wollte nicht in einem Haus, das von meinem Urgroßvater gebaut wurde, die Polizei einmarschieren und Gewalt anwenden lassen. Das erschien mir irgendwie ... hässlich. Daher habe ich die Entscheidung, das Haus abzureißen, lange vor mir hergeschoben. Es war ein sehr schönes Haus. Mein Urgroßvater war ein ausgezeichnete Architekt.« Er zuckte die Achseln. »Na ja, jetzt ist mir die Entscheidung abgenommen worden. Aber so habe ich es natürlich nicht gewollt.«

Es klang durchaus glaubwürdig. Aber konnte sich ein Geschäftsmann wie er tatsächlich solche Sentimentalitäten leisten? Was Susanne wunderte, war,

dass er sich überhaupt auf dieses Frage-und-Antwort-Spiel einließ. Das war keine offizielle, protokollierte Vernehmung. Er hätte mit seinen guten Beziehungen zur Staatsanwaltschaft drohen oder sie einfach achtkantig hinauswerfen können. War er in diesen Dingen unerfahren oder spielte er ihr etwas vor? Na gut, sie beschloss aufs Ganze zu gehen, damit Herkenrath auch wirklich Grund hatte, Antweiler morgen früh die Laune zu verderben - falls Vandenberg sich überhaupt bei Herkenrath über sie beschwerte. Im Moment wirkte er sehr jungenhaft unschuldig, zu keiner Schandtat fähig. »Maggie Bertram beschuldigt Sie aber für den Einsturz verantwortlich zu sein.«

Er schüttelte den Kopf. »Wie kann sie so was behaupten? Natürlich ist sie in einer schlimmen Lage. Ich mache ihr keinen Vorwurf.«

»Immerhin haben Sie unter Zeugen damit gedroht, den Kommunenleuten das Haus unter dem Hintern wegzusprenge...« »Ach das!« Er sprang auf, ging zum Fenster und wieder zum Schreibtisch zurück. »Da ist mir der Faden gerissen. Die waren ... unverschämt, haben meine Familie beleidigt. Immerhin war es das vierte Mal, dass ich bei ihnen war und sie zur Räumung aufgefordert hatte.«

»Warum sind Sie denn überhaupt noch persönlich hingegangen?«

Er schaute wieder auf seine Hände. »Ich wollte eine gütliche Einigung. Ich habe ihnen sogar Geld angeboten. Aber das waren so verdammt dickköpfige Idealisten.« Susanne spürte, dass sie ihm nicht mehr entlocken würde -falls er überhaupt etwas zu verbergen hatte. »Einstweilen habe ich keine weiteren Fragen an Sie. Ich danke Ihnen für Ihre Kooperation.«

»Ich bin wirklich sehr gespannt, was die Experten bezüglich der Einsturzursache herausfinden. Glauben Sie mir, das Ganze ist mir ein Rätsel.«

Als er sie zur Tür begleitete, fiel Susanne die sonderbare Bemerkung ein, die Maggie gemacht hatte. Dieses blaue Licht, dass sie angeblich gesehen haben wollte. »Frau Bertram hat übrigens gesagt, sie hätte im Keller ein blaues Licht gesehen. Haben Sie eine Idee, was das gewesen sein könnte?« Er schaute Susanne verwundert an. Dann veränderte sich etwas in seinem Gesicht, wie ein Schatten, der darüber hinwegzog. »Sonderbar«, sagte er leise. »Keine Ahnung, was sie da gesehen hat.« Er strich sich durch sein volles, gepflegtes Haar. Als er ihr die Hand schüttelte, wirkte er seltsam gedankenverloren. Susanne hatte den Eindruck, dass er etwas über dieses Licht wusste. Hatte er also am Ende doch etwas mit dem Einsturz des Hauses zu tun? Auf jeden Fall hatte er gute Nerven. Seine Hand war beim Abschied genauso warm und trocken wie bei der Begrüßung. Verwirrt ging Susanne zurück zum Auto. Es war ihr nicht gelungen, sich ein klares Bild von Roland Vandenberg zu machen.

Und er hatte eine Eigenschaft, die ihr bei potenziellen Tatverdächtigen überhaupt nicht gefiel: Sie fand ihn verdammt attraktiv.

Heike Vandenberg betätigte den Knopf der Fernbedienung und sah im Rückspiegel, wie das mächtige, mit Pflanzenornamenten verzierte Tor hinter ihr zuglitt. Langsam steuerte sie den Wagen unter alten Zedern zur Villa. Heike stellte den Wagen, einen komfortablen Volvo Kombi mit dicken Lederpolstern, in der Auffahrt ab. Sie liebte dieses Auto. Man saß darin schön geborgen. Es gab eine Klimaanlage und jede Menge elektrischer Spielereien. Für sie, deren Vater nie über einen alten, verrosteten Opel Kadett hinausgekommen war, bedeutete dieser ganze Luxus immer noch sehr viel. Meine Eltern haben mir nichts mitgegeben außer meinem Gesicht und meinem Körper, dachte sie. Das ist mein einziges Kapital.

Rolands roter Porsche parkte auf dem weißen Kies vor den noch kahlen Rosenbeeten. Er war also schon zu Hause. Als gestern Morgen der Anruf gekommen war, hatte er es erst gar nicht glauben wollen. Er hatte am Telefon gestanden und wütend gerufen: »Nein, das ist unmöglich! Ein Vandenberg-Haus stürzt nicht ein, egal wie alt es ist!« Und dann diese schrecklichen Anschuldigungen im Radio und der Lokalpresse!

Langsam stieg Heike die Stufen *zum* Eingang hoch. Ihre Einstellung zu dem riesigen Haus blieb zwiespältig. An manchen Tagen kam es ihr wie ein Traum vor, mit dem Mann verheiratet zu sein, dem das alles gehörte. Als Kind, wenn ihre Eltern sich wegen des Geldes für die Miete oder wegen Vaters Trinkerei stritten, hatte Heike sich oft in eine Phantasiewelt geflüchtet, in der sie in einem großen, prächtigen Haus lebte, wo die Leute immer leise und höflich miteinander sprachen und von Dienstboten umsorgt wurden. Nun brauchte Heike tatsächlich keine Hand zu rühren. Es gab eine Köchin, ein Hausmädchen, einen Gärtner.

An sonnigen Tagen, wenn das Buntglas in den gotischen Fensterrosetten der Eingangshalle leuchtete, liebte sie die Villa ganz besonders. Dann saß sie in einem der alten Ledersessel, schaute dem Spiel des Lichts in diesen faszinierenden Fenstern zu, die Rolands Urgroßvater geschaffen hatte, trank Tee und träumte. Oder sie ging mit Ahriman draußen im Park spazieren.

Heute war der Himmel wolkenverhangen, sodass die große Halle mit ihrem bis unter das Dach reichenden gotischen Gewölbe düster wirkte. Es war einer dieser Tage, an denen Heike sich zwischen all der architektonischen Pracht klein und verloren fühlte. War es nicht eigentlich eine Verschwendung, dass zwei Menschen allein ein so gewaltiges Haus bewohnten? Sie musste an das kleine

Zimmer denken, dass sie sich früher mit ihrer Schwester hatte teilen müssen. Nicht einmal die Dienstmoten wohnten noch hier. Sie kamen nur zum Arbeiten in die Villa, die für sie vorgesehenen Räume standen leer, ebenso wie das Gärtnerhaus im Park, seit der Gärtner mit seiner Familie ins Haus seiner Schwiegereltern draußen bei Brühl umgezogen war.

Heike wünschte sich, in den großen Zimmern Kinderlachen zu hören. Als sie noch als Fotomodell gearbeitet hatte, waren Kinder kein Thema gewesen. Sie ruinierten die Figur und standen der Karriere im Weg. Aber seit sie in der Villa lebte, spürte sie, wie ihre Einstellung zu Kindern sich wandelte. Sie verstand nicht, warum Roland noch keine Kinder wollte. Kinder würden Leben ins Haus bringen, und sie hatte das Gefühl, dass ihr Körper bereit dafür war. Möglicherweise gab es in diesem Haus eine besondere, fruchtbare Energie. Immerhin hatte Rolands Mutter vier Kinder geboren und auch die früheren Generationen der Vandenbergs waren stets kinderreich gewesen.

Ahriman hatte vor dem Kamin gelegen und gedöst. Jetzt lief er herbei, um Heike zu begrüßen. Sie ging in die Hocke und der schwarze Riesenhund leckte ihre Hände und gab ihr einen feuchten Kuss auf die Nase. »Vielleicht bist du ja mein Ersatzkind«, sagte sie, »ein ziemlich großes noch dazu.« Sie war sicher, dass dieser Hund jedes ihrer Worte verstand. Eigentlich hatte sie ihn gar nicht haben wollen. Roland hatte ihn ihr vor zwei Jahren geradezu aufgedrängt, als Beschützer, wenn er nicht da war. Damals war Ahriman erst fünf Monate alt gewesen. Der ungewöhnliche Namensvorschlag stammte von Onkel Harald, der ja selber auch ziemlich ungewöhnlich war, und vielleicht hatte Heike Rolands Patenonkel gerade deshalb ins Herz geschlossen. Aus der Küche, wo Frau Runde das Abendessen zubereitete, drangen angenehme Gerüche. Roland kam aus seinem Arbeitszimmer. Wie gut er aussieht, dachte Heike. Es wurde ihr nie langweilig, ihn anzuschauen. Sie liebte seinen großen, schlanken, sportlichen Körper. Er kam und nahm sie in die Arme. »Tut mir Leid«, sagte er. »Ich muss noch mal weg.«

Sie war enttäuscht. »Ich dachte, wir würden zusammen essen.« In letzter Zeit arbeitete er sehr viel, sodass sie sich immer weniger sahen.

Er gab ihr einen zärtlichen Kuss. »Morgen verbringen wir den Abend zusammen, das verspreche ich dir. Und am Samstag gehen wir schön aus. Ehrenwort.«

Sie erwiderte den Kuss. »Gibt es etwas Neues wegen dem Hauseinsturz?«

Sein Gesicht verdunkelte sich. »Heute war's eigentlich ruhig. Ich hatte schon gedacht, die Polizei würde wieder aufkreuzen, nachdem diese Kommissarin mich gestern ausgefragt hat. Na, es wird sich wohl rasch aufklären, dass ich gar nichts mit dem Einsturz zu tun haben kann. Wie war euer Esoterik-

Nachmittag?»

Roland betrachtete Heikes, wie er das nannte, »Esoterik-Fimmel« mit gutmütiger Skepsis. Immerhin ließ er sie gewähren und wollte sogar, dass sie ihm ausführlich von ihren Ausflügen in diese sonderbare Welt berichtete. Sie lächelte. »Ach, nicht so spannend. Corinna hat eine Art Indianer-Tarot mitgebracht, bei dem indianische Krafttiere auf den Karten abgebildet sind.« »Und was hast du für eine Karte gezogen?« Heike zuckte die Achseln. »Einen Falken. In der Erläuterung zu der Karte stand, dass ich mir den Scharfblick des Falken zu Eigen machen und mich vor Illusionen und Täuschungen hüten soll. Keine Ahnung, worauf sich das beziehen könnte.« Roland knuffte sie spielerisch in die Seite. »Vielleicht sitzt du zu viel im Sessel und träumst«, sagte er. Dann streichelte er kurz Ahriman über den Kopf und ging.

Nachdem Frau Runde Heike das Abendessen serviert hatte, machte die Köchin sich auf den Heimweg, sodass Heike mit Ahriman allein im Haus blieb. Hinterher setzte sie sich ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Das Wohnzimmer hatte man auf Heikes ausdrücklichen Wunsch in der früheren Bibliothek von Rolands Großvater eingerichtet, weswegen zwei Wände immer noch mit hohen Bücherregalen bedeckt waren. Heike liebte den Geruch der alten Bücher. Heikes Eltern hatten sich nichts aus Büchern gemacht und auf dieses Interesse ihrer Tochter mit proletarischer Verachtung herabgesehen.

Außerdem war das Wohnzimmer der einzige relativ kleine und behagliche Raum im Erdgeschoss. Sie fühlte sich darin geborgener als in der repräsentativen Weite der anderen Räume. Heikes Blick wanderte über die Fernsehseite der Tageszeitung. Beim Regionalprogramm fiel ihr eine Notiz auf: »Gibt es Schamanismus nur in exotischen Gegenden? Weit gefehlt! NRW regional bringt heute Abend ein Porträt der Eifel-Schamanin Chris Adrian. In die Lehre ging die junge Biologin vom Eifelwildpark bei einem alten Indianer-Medizinmann in Kanada ...«

Heike schaute auf die Uhr. NRW regional begann in einer Viertelstunde. Plötzlich war sie sehr gespannt. Da brachte Corinna vorhin überraschend dieses Indianer-Tarot mit und nun kam ein solcher Bericht im Fernsehen ... Sie ging in die Küche, kochte sich Matetee und kam dann mit dampfender Kanne und einer Tasse wieder zurück ins Wohnzimmer. Während sie auf den Beginn der Sendung wartete, kraulte sie Ahriman, der vor dem Sofa auf dem Teppich lag, den Kopf.

Es waren zwei Veränderungen, die das Haus in ihr ausgelöst hatte: ihr Wunsch bald Mutter zu werden und diese Faszination für Esoterik. Heike war sicher, dass es an dem Einfluss lag, den die Villa auf sie ausübte. Es gab hier eine

besondere Energie. Das meinte auch Corinna, die eine Ader für so was hatte. Früher hatte Heike sich nie für spirituelle Dinge interessiert, aber nach ihrem Einzug hier in der Villa fühlte sie sich magisch von den geheimnisvollen alten Büchern in der Bibliothek angezogen, las darin mysteriöse Geschichten über Astralreisen, Engel, Dämonen und Naturgeister. Damit hatte es angefangen, und schon bald hungerte sie nach neuem esoterischen Lesestoff. Sie wurde zur Stammkundin in der Horus-Buchhandlung. Dort hatte sie auch ihr esoterisches Kaffeekränzchen kennen gelernt - Corinna, Anke und Svenja. Seltsamerweise hatte Heike in letzter Zeit das Gefühl, dass die Energie in der Villa sich veränderte. Heike spürte eine innere Unruhe, wachte nachts häufig auf. Vielleicht trieb diese Veränderung ja Roland dazu an, so viel zu arbeiten. Und Ahriman hielt sich jetzt tagsüber fast immer draußen auf, wo er sich im Park austoben konnte.

Der Bericht begann mit ein paar Landschaftsimpressionen aus der Eifel. Den Eifelwildpark kannte sie, weil sie dorthin vor Jahren einmal einen Schulausflug mitgemacht hatte. Eine junge Frau kam ins Bild, die einen Baum umarmte. Anschließend sah man, wie sie in einer kleinen Schale etwas anzündete und den Rauch mit einer großen Vogelfeder in verschiedene Richtungen fächerte. Offenbar betete sie, die Worte waren aber so leise, dass Heike sie nicht verstehen konnte. Die Kamera schwenkte auf ein altes, gemütliches Forsthaus. Nun saß der Reporter mit Chris Adrian, der Schamanin, in der Küche und interviewte sie. Sie erzählte, eigentlich sei sie Biologin und habe in Kanada an einem Projekt zur Erforschung der Wölfe mitgearbeitet. Dort habe sie Silver Bear kennen gelernt, einen alten indianischen Medizinmann. Er sei ihr Lehrer geworden. Sie schüttelte lachend den Kopf. »Erst wollte ich gar nicht«, sagte sie, »habe mich gegen das gestraubt, was angeblich meine Bestimmung sein sollte, aber er ließ nicht locker. Er wollte sein Wissen unbedingt an Weiße weitergeben, damit sie es in die westliche Zivilisation hineintragen.« Sie zuckte die Achseln. »Damit habe ich mir ganz schön was aufgehalst.« »Und was ist die Botschaft dieses alten Indianers an die westliche Zivilisation?«, fragte der Reporter. Heike fand den kleinen Zopf süß, der Chris Adrian über der Schläfe herabbaumelte. Jetzt wickelte sie ihn sich mit nachdenklicher Miene um den Zeigefinger. »Na ja, vor allem wohl, dass das alles dort draußen« - sie deutete mit einer Geste zum Fenster - »lebendig ist. Damit meine ich nicht bloß die Tiere und Pflanzen, sondern auch die Steine, das Land. Ja sogar die Erde selbst. Das ist alles ein zusammenhängender Organismus. Und wir sind nicht davon abgetrennt, sondern sind Zellen dieses Organismus.«

»Aber so, wie wir mit der Erde umgehen, sind wir dann wohl eher so etwas wie Krebszellen«, meinte der Reporter. Chris seufzte. »Ja, leider.« Dann leuchteten ihre Augen auf. Heike gefiel dieser hellwach funkelnde Blick. Ihr Gesicht wirkte offen und gutmütig. »Aber wir können dazulernen, nicht wahr? Das war Silver Bears Hoffnung. Na, und ich gebe die Hoffnung auch noch nicht auf. Ich möchte hier im Park gerne schamanische Seminare veranstalten, für Erwachsene, aber auch, das ist mir besonders wichtig, für Kinder. Damit sie lernen sich als Teil der Erde zu fühlen. Leider halten die Verantwortlichen hier im Park das für unwissenschaftlichen Hokuspokus und erlauben es mir bis jetzt nicht« - die Art, wie sie dabei plötzlich die Stirn runzelte, ließ auf ein ziemlich heftiges Temperament schließen -, »aber ich hoffe, ich kann sie doch noch überzeugen. Letzten Endes ist Schamanismus angewandte Ökologie.«

»Wie können wir denn diese Verbindung zur Erde herstellen?«, fragte der Reporter.

»Durch Kommunikation«, antwortete Chris Adrian. »Indem wir lernen mit den Tieren, Pflanzen und Steinen zu sprechen.« Sie lachte. »Ich weiß, das klingt, als hätte ich einen an der Marmelade. Aber, ob Sie's mir nun glauben oder nicht, alle lebendigen Dinge haben ihr eigenes Bewusstsein. Und dieses Bewusstsein ist gar nicht so verschieden von unserem. Wir können lernen mit ihnen Verbindung aufzunehmen. Und die Tiere, Pflanzen und Steine freuen sich darüber. Sie haben *Botschaften* für uns. Auf diese Weise können wir intelligent mit der Natur zusammenarbeiten, statt gegen sie Krieg zu führen.« Chris zog die Nase kraus. »Krieg führen ist was für Dummköpfe. Kooperation ist der Schlüssel, hat Silver Bear immer gesagt. Er war übrigens kein primitiver Wilder aus dem Busch oder was sich manche Leute sonst unter einem Indianer vorstellen. Er hatte Doktorgrade in Psychologie und Medizin und hat viele Jahre als Dozent an einer Universität gearbeitet.«

Nach kaum zehn Minuten war das Interview schon wieder vorbei. Heike hätte Chris Adrian gerne noch viel länger zugehört. Die Reportage endete damit, dass Chris auf einem Hügel stand und das Ritual erläuterte, das man bereits zu Beginn des Films gesehen hatte: Sie verbrannte Salbei in einer Steinschale und fächerte den Rauch mit einer Feder in die vier Himmelsrichtungen, über den eigenen Körper und zum Boden hin. »Es ist ein Rauchopfer«, sagte sie. »Ein Weg, dem Land, das uns ernährt, unsere Dankbarkeit zu zeigen. So wird unsere Verbindung mit dem Land enger und wir können seine Botschaften besser verstehen.«

Chris war recht kräftig gebaut, und man sah ihr an, dass sie, wenn sie sich nicht gerade ihren schamanischen Ritualen widmete, bestimmt gerne aß.

Heike fand sie sehr sympathisch. Ihr rundliches Gesicht hatte etwas Kindliches und zugleich Wissendes. Heike ärgerte sich, dass sie den Bericht nicht auf Video aufgezeichnet hatte. Die zehn Minuten waren wie im Flug vergangen. Sie hätte sich gerne ein zweites Mal angehört, was Chris Adrian über die Botschaft dieses Silver Bear gesagt hatte.

Anschließend zappte Heike lustlos durch das an diesem Abend ziemlich öde Angebot auf den diversen Kabelkanälen. Sie schaltete den Fernseher aus und fischte sich ein Buch, das sie vor einigen Wochen gekauft hatte, aus dem Stapel neben dem Sofa. *In Die Weisheit der Indianer standen ganz ähnliche Dinge.* Aber bei Chris hatte es irgendwie lebendiger geklungen. Man spürte, dass sie aus persönlicher Erfahrung sprach. Im Grunde ist unser Kaffeekränzchen ein reiner Theorieverein, dachte Heike. Wir reden über Dinge, die wir in irgendwelchen Büchern gelesen haben, und spielen kleine, alberne Spielchen mit Pendeln und Tarotkarten. Diese Frau ist tatsächlich in Kanada gewesen und bei einem alten Indianer in die Lehre gegangen. Sie hat echte spirituelle Erfahrungen gemacht. Heike schloss die Augen und sehnte sich plötzlich danach, Chris Adrian persönlich kennen zu lernen. Vielleicht kann sie mir helfen, dachte Heike. Vielleicht kann sie mir zeigen, wie ich mit meinem Leben besser klar komme.

Er kniete vor dem kleinen Altar, den er neben seinem Bett errichtet hatte, und betete. Vor ihm auf dem Altar stand das Kreuz -zwei im rechten Winkel übereinander gelegte Geraden als Verkörperung des reinen, von irdischen Bindungen befreiten Geistes, der ausschließlich den Gesetzen abstrakter, göttlicher Vernunft unterworfen war. Daneben lag eine kleine goldene Sonnenscheibe -Symbol für das Licht Gottes, das alle Materie durchdrang und demjenigen Erlösung brachte, der sein Herz für die himmlische Liebe und Weisheit öffnete.

»Ich danke dir, Gott«, betete er, »dass deine himmlische Weisheit und Liebe mich erfüllen. In der klaren Weite des Himmels leuchtet dein ewiges Licht als Kontrast zur Finsternis dieser Welt. Schon bald werde ich deine Liebe zu den Menschen bringen. Mit meinem Flammenschwert werde ich Aberglauben und fleischliche Sünde ausmerzen und den Menschen Gerechtigkeit und Frieden bringen. Ich danke dir, dass du mich auserwählt hast. Amen.« Das Gebet erfüllte ihn mit neuer Kraft. Die Liebe Gottes durchströmte ihn. Er wusste, dass er sich auf dem richtigen Weg befand. Nun sprach er eine leise Fürbitte für die Seelen von Dompropst Oster und Schwester Hildegardis, die er erlöst hatte. Spontan entschloss er sich auch für das Seelenheil jener bemitleidenswerten Frau zu beten, die er vorhin im Fernsehen gesehen hatte. Sie hatte sich völlig in den Fallen der Welt verstrickt. Er spürte, wie sein Körper sich beim Gedanken an diese Frau anspannte, wie sich die Knöchel

seiner im Gebet gefalteten Hände gegeneinander pressten. Der Körper war schwach. Der Körper gehörte der fleischlichen Welt an.

Zur Zeit der Inquisition wäre sie dem Feuer des Scheiterhaufens überantwortet worden. So hätte man ihr Gelegenheit gegeben in den reinigenden Flammen ihre Seele zu lauten. Die Absichten der Heiligen Inquisition wurden von der modernen Geschichtsforschung, von Frauen vor allem, völlig falsch dargestellt. Mit einer bewussten Willensanstrengung gelang es ihm, seinen Körper wieder zu lockern und seinen Atem zu beruhigen. Er konzentrierte sich auf den reinigenden Duft des Weihrauchs, den er in einem kleinen silbernen Räuchergefäß verbrannte.

Sein Blick war an der Ankündigung in der Zeitung haften geblieben. Eine Schamanin in der Eifel. Eine HEXE. Schamanismus war ein neumodisches Wort, das heutzutage gerne von Anthropologen benutzt wurde. Er hatte sich die Sendung ansehen müssen. Er hatte sich die Anfangszeit dick mit rotem Filzstift in seinem Terminkalender notiert und war mit langen Schritten vom Dom zu seiner Wohnung geeilt, um sie auf keinen Fall zu versäumen. Diese Frau benötigte wirklich sehr viel Barmherzigkeit und Fürbitte. Wer so dem Aberglauben verfallen war, würde in diesem Leben gewiss keine Erlösung finden. Mit Tieren, Pflanzen und Steinen zu sprechen, auf ihre Botschaften zu hören, war der Weg ins Verderben. Statt ihr Gesicht zum Himmel, zu Gott zu erheben, machte sich die Frau zum Werkzeug dämonischer, erdgebundener Kräfte. Diesen gefährlichen Falschglauben hatte die Kirche im Mittelalter bekämpft. Das war nur mit harter, züchtigender Hand möglich - und mit sehr viel Liebe für die Gestrachelten. Viel zu rund und sinnlich hatte sie ausgesehen. Große Brüste, schweres, erdgebundenes Fleisch. Sie war weit vom Himmel entfernt. Aber er würde die göttliche Gnade auf die Erde zurückbringen, Reinigung und Läuterung. Er würde den Menschen beweisen, wie sehr Gott sie liebte. Und er beschloss sich zu gegebener Zeit mit dieser so genannten Schamanin zu befassen, die mit ihren abergläubischen Ritualen die Menschen in Versuchung führte. Doch im Moment gab es Wichtigeres zu tun. Er löschte die Kerzen auf dem Altar und ging zu Bett. Rasch schlief er ein, im Herzen ein warmes Gefühl der Liebe zu allen Menschen. Sicher und geborgen im Schöße Gottes schlief er den Schlaf des Gerechten und erwachte am nächsten Morgen frisch und ausgeruht.

Vier

Tönsdorf steuerte den Dienst-Opel, während Susanne im Beifahrersitz zurückgelehnt versuchte sich zu entspannen. Die Landschaft hier draußen zwischen Bergheim und Jülich war weit und eben. Eine bunte Mischung aus Äckern, Weiden und Gewerbegebieten prägte das Bild, wobei sich, wie fast überall, die Landwirtschaft auf dem Rückzug, die Gewerbegebiete auf dem Vormarsch befanden. Immerhin ragten zwischendrin noch recht viele alte Bäume in den Himmel. Darüber würde Chris sich bestimmt freuen, dachte Susanne. Sie beugte sich vor und betrachtete die auf ihren Knien ausgebreitete Straßenkarte. Der Kollege von der Bergheimer Kripo, ein Hauptkommissar Meilchen, hatte heute früh angerufen und berichtet, die Oberin des Klosters in Bischofsweiler, Schwester Hildegardis, sei tot aufgefunden worden, mit einer Überdosis Barbiturat im Körper. Man habe Mordermittlungen eingeleitet, da die Schwester offenbar geschlagen worden sei. Noch könne ein Suizid allerdings nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Die Stellvertreterin der Oberin, Schwester Elisabeth, habe ausgesagt, es habe eine freundschaftliche Beziehung zwischen Dompropst Oster und Schwester Hildegardis bestanden. Deswegen wollte Meilchen die Kölner Kollegen hinzuziehen. Susanne hatte mit ihm verabredet, dass sie sich um halb elf am Kloster treffen würden. Der kleine Ort Bischofsweiler mit dem Kloster Bethlehem lag ein paar Kilometer westlich von Eisdorf und befand sich innerhalb eines auf der Karte rot eingegrenzten Gebietes. Die Zacken dieser roten Umrandung sahen aus wie kleine Zähne. »Genehmigter Braunkohleabbau« las Susanne in der Legende.

»Da vorn links«, sagte sie. Tönsdorf steuerte den Wagen von der Bundesstraße Richtung Eisdorf auf eine schnurgerade zwischen zwei kahlen Äckern verlaufende Nebenstraße. Ein Schwärm Krähen flog von dem flachen, braunen Land auf, über dem der Himmel tief und dunstig lag. Gewiss wurde dieser Dunst auch von den riesigen Kohlekraftwerken in Niederaußem und Frimmersdorf gespeist, zu denen die Kohle aus dem Tagebau Hambach auf einem kilometerlangen Förderband transportiert wurde. Hinter dem Ortsschild von Bischofsweiler fuhren sie durch ein großes Neubaugebiet. Das überraschte Susanne. Irgendwie hatte sie erwartet, in dieser zum Wegbaggem freigegebenen Gegend nur alte, baufällige Gebäude vorzufinden. Doch von diesen Häusern schien keines älter als zwanzig Jahre zu sein. »Halt mal kurz an«, sagte sie zu Tönsdorf. »Wir haben sowieso noch zehn Minuten Zeit. Ich

möchte mir das etwas näher ansehen.« Tönsdorf parkte den Wagen an einer in das Neubaugebiet hineinführenden Straße und sie stiegen aus. Langsam ging Susanne zwischen den leer stehenden Häusern hindurch und schaute sich verwundert um. Es handelte sich um bestens erhaltene, zum Teil recht große Einfamilienhäuser. Es waren keine armen Leute, die hier gewohnt hatten. Viele Häuser hatten Doppelgaragen und teure, schwere Vordertüren. An den Häusern, an denen die Rollläden nicht herabgelassen waren, gähnten blinde Fensterlöcher mit eingeschlagenen Scheiben. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, lediglich von Ferne drang Baggerlärm herüber. Besonders merkwürdig fand Susanne, dass an manchen Häusern die Vordertüren notdürftig zugemauert waren. »Vielleicht ein letzter, stummer Protest gegen die Kölnische Braunkohle AG«, sagte sie. »Sind die Leute eigentlich angemessen entschädigt worden?« Tönsdorf zuckte die Achseln. »Soweit ich gehört habe, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als das zu nehmen, was die Braunkohle AG ihnen anbietet. Wenn sie sich weigern, werden sie zwangsenteignet.« »Wie viele Leute hier wohl gewohnt haben?« Tönsdorf ließ den Blick schweifen. »Hier in dem Neubaugebiet bestimmt ein paar Hundert. Sieh mal, wie weit es sich nach dort drüben erstreckt.«

Was für eine gigantische Fehlplanung! Entlang der Erschließungsstraße hinter derjenigen, über die Susanne und Tönsdorf gingen, waren noch gar nicht alle Grundstücke bebaut, und nun wurde das alles wieder abgerissen. Die Bewohner hier schienen ganz den Traum vom Häuschen im Grünen gelebt zu haben. Es gab hebevoll angelegte Gärten mit Grill und kleinem Pool. An einem der Häuser war eine große Fensterscheibe eingeschlagen. Jugendliche hatten die Wände des geräumigen Wohnzimmers dahinter mit Sprühfarbe verunstaltet. Tönsdorf zeigte auf die Haustür. »Hier«, sagte er, »die Markierungen der Sternsinger gehen bis 1997.« »Dann mussten die Häuser sicher im vorigen Jahr geräumt werden«, überlegte Susanne.

Tönsdorf schüttelte den Kopf. »Da haben sich die Leute hier eine kleine Idylle aufgebaut, für einen Lebensabend im Grünen und dann mussten sie das alles nach, na ja, ich schätze, fünfzehn Jahren wieder verlassen. Wie die sich wohl dabei gefühlt haben?« Vor manchen Häusern parkten ältere Autos mit abgelaufener Zulassungsplakette, die die einstigen Bewohner offenbar mit ihren Häusern zurückgelassen hatten. An den Vorderseiten der Häuser leuchteten rote Waraufkleber mit der Aufschrift »Vorsicht! Rattengift!«. Die Nager hatten sich hier wohl explosionsartig ausgebreitet, nachdem die menschlichen Bewohner aus der Siedlung verschwunden waren. »Sieht alles ein bisschen so aus, als hätte der ganze Ort plötzlich evakuiert werden müssen. Wegen eines

Atomunfalls zum Beispiel. Oder einer Naturkatastrophe.« Tönsdorf schnaubte. »Die einzige Naturkatastrophe in dieser Gegend heißt Kölnische Braunkohle AG. Der Braunkohle-Super-GAU, gewissermaßen. In einem Jahr ist von alledem nichts mehr da. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch. Dann schaufeln sie hier, wo wir jetzt stehen, Braunkohle aus dem Boden. Verrückt, nicht wahr?« Tönsdorf schüttelte wieder den Kopf.

Sie gingen zum Wagen zurück und fuhren weiter. Bischofsweilers historischer Dorfkern war bereits weitgehend dem Erdboden gleich gemacht und an den vier oder fünf verbliebenen alten Bauernhäusern machten sich die Abrissbagger zu schaffen. Die kleine Dorfkirche neben diesen Häusern würde gewiss in Kürze gesprengt werden. Aus dem offenen Kirchturm hatte man bereits die Glocken entfernt. Am Straßenrand standen alte Männer und Frauen und schauten mit versteinerten Gesichtern den Baggerfahrern des Abrissunternehmens bei der Arbeit zu.

»Muss furchtbar sein für die Leute«, sagte Susanne. »Die haben ihr ganzes Leben hier verbracht und jetzt bleibt von ihrem Dorf kein Stein auf dem anderen.« Gleich hinter Alt-Bischofsweiler stand, noch unversehrt, das Kloster Bethlehem. Doch die Bagger waren nicht mehr weit von ihm entfernt und gleich neben den Klostermauern entdeckte Susanne schwere Spezialfahrzeuge mit langen, senkrecht aufragenden Rohrgestellen. »Was machen die da wohl?«, fragte sie. Tönsdorf hob die Schultern. »Wahrscheinlich bohren sie Entwässerungsbrunnen, um den Grundwasserspiegel abzusenken.«

Als sie in die Zufahrt einbogen, sah Susanne vor dem Kloster einen einzelnen Wagen parken. Am Kotflügel lehnte ein untersetzter, bulliger Mann im Trenchcoat. Tönsdorf stellte den Dienst-Opel neben ihm ab.

»Hauptkommissar Meilchen?«, fragte Susanne, als sie ausstiegen.

»Ihr seid also die Kollegen aus Köln? Na, primstens!« Sie schüttelten sich die Hände. Dann sagte Meilchen mit einer weit ausholenden Geste: »Schaut euch das alles hier gut an. In zwei, drei Wochen ist nix mehr davon da.« »Steht denn das Kloster nicht unter Denkmalschutz?«, erkundigte sich Susanne, während sie den mit alten, runden Steinen gepflasterten Weg hinaufgingen. Meilchen schnaubte verächtlich. »Klar steht es unter Denkmalschutz. Immerhin laufen wir hier über höchst historischen Boden. Der Grundstein des Klosters wurde im selben Jahr gelegt, als sie in Köln mit dem Dombau anfangen. Aber was kümmert das die Kölnische Braunkohle AG und die Herren Politiker? Im Zweifelsfall ist denen immer die Kohle wichtiger.« Während er an der Pforte schellte, sagte er: »Mal sehen, ob unsere Betschwester heute Morgen ein bisschen gesprächiger sind als gestern, als wir wegen der Vermisstenanzeige

hier waren.«Er warf Susanne einen augenzwinkernden Blick zu. »Vielleicht geht's ja von Frau zu Frau besser.« Eine alte Frau in grauer Ordenstracht ließ sie ein. Die Begrüßung war knapp und wortkarg. »Schwester Elisabeth erwartet Sie«, sagte die alte Nonne nur und ging mit mühsamen Schritten vor den drei Polizisten durch den Innenhof, vorbei an einem großen, sehr gepflegt aussehenden Klostergarten, in dem den ganzen Frühling und Sommer über gewiss viele seltene Kräuter dufteten. Nein, dachte Susanne, in diesem Frühling nicht mehr, im Sommer nicht mehr - und überhaupt nie wieder.

Die Nonne führte sie in ein Arbeitszimmer im zweiten Stock des Gebäudes. Die Frau hinter dem Schreibtisch ging vermutlich auf die siebzig zu. Auch die drei anderen Schwestern, die Susanne im Haus gesehen hatte, mussten weit über sechzig sein. Dem Kloster schien es eindeutig an Nachwuchs zu mangeln. Schwester Elisabeth stand auf, reichte ihnen die Hand und bot einen Platz an. »Dass wir Männer hier hereinlassen, von kirchlichen Amtsträgern abgesehen, ist eigentlich nicht üblich«, sagte sie. »Aber in diesem besonderen Fall schien mir eine Ausnahme angebracht. Und Frauen Ihres Alters haben wir selten in unseren Mauern zu Gast, Frau Kommissarin. Ich gebe zu, wir könnten Nachwuchs gebrauchen. Andererseits wird unsere hiesige Kongregation beim Abriss des Klosters ohnehin aufgelöst.«

»Was geschieht dann mit den Schwestern, die hier leben?«, fragte Susanne.

»Wir werden anderen Häusern unseres Ordens im Kölner Raum zugeteilt. Dort herrscht überall Personalmangel.« Meilchen richtete sich im Stuhl auf und räusperte sich. »Schwester, ich will nicht lange drum herum reden. Ich habe Ihnen etwas Unerfreuliches mitzuteilen. Wir haben Schwester Hildegardis gefunden. Sie lebt nicht mehr.« Schwester Elisabeth atmete schwer und setzte sich rasch wieder hinter den Schreibtisch. Sie war eine große, knochige Frau, deren Gesicht früher einmal hübsch gewesen sein musste. Susanne fragte sich, was einen Menschen dazu bewegen konnte, sein Leben in solcher Abgeschiedenheit zu verbringen. Nach einer kurzen, schweren Stille sagte Schwester Elisabeth: »Ich hatte damit gerechnet. Die Umstände sind so, dass damit zu rechnen war.« »Ich muss Sie bitten, heute Nachmittag ins Krankenhaus zu kommen, um die Tote zu identifizieren«, sagte Meilchen. »Natürlich. Ich habe lange in der Krankenseelsorge gearbeitet. Der Tod ist ein vertrauter Anblick für mich. Auch wenn meine persönliche Betroffenheit natürlich groß ist. Hildegardis und ich haben fast zwanzig Jahre hier gemeinsam gelebt.« Meilchen rieb sich das Kinn mit Daumen und Zeigefinger. »Halten Sie es für denkbar, dass Schwester Hildegardis ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt hat?« Schwester Elisabeth richtete sich starr hinter dem Schreibtisch

auf. Sie presste ihre gefalteten knöchigen Hände so fest zusammen, dass die Knöchel weiß wurden. »Sie wissen, dass dies eine schwere Sünde wäre. Schwester Hildegardis hat stets ein sehr heiligmäßiges Leben geführt. Sie war geborgen in Gott. Wie hätte sie da etwas Derartiges tun können?« »Es tut mir Leid«, sagte Meilchen beharrlich. »In ihrem Blut wurde eine tödliche Dosis Barbiturat gefunden.« Schwester Elisabeth schüttelte energisch den Kopf. »Ein Selbstmord ist völlig ausgeschlossen.« Susanne schaute der Ordensfrau ins Gesicht und versuchte in ihrem Blick zu lesen. »Gestern haben Sie gegenüber Herrn Meilchen erwähnt, es habe eine freundschaftliche Beziehung zwischen Ihrer Oberin und dem ermordeten Propst des Doms bestanden. Demnach vermuten Sie, dass es einen Zusammenhang zwischen den beiden Todesfällen gibt?« Schwester Elisabeths Gesicht war eine ausdruckslose Maske. »Zumindest gibt mir die zeitliche Nähe der beiden Todesfälle zu denken. Auf diesen Umstand wollte ich Sie hinweisen. Alles Weitere müssen Sie herausfinden. Das ist nun wirklich Aufgabe der Polizei.«

»Aber wir sind dabei auf Ihre Mithilfe angewiesen«, sagte Susanne. »Immerhin waren Sie eine enge Vertraute der Verstorbenen. Standen Sie denn auch mit dem Dompropst in Kontakt?«

Schwester Elisabeth verzog das Gesicht. »Ich habe ihn nur bei einigen wenigen offiziellen Anlässen gesehen. Aber es gibt eine ... gewisse historische Tradition, die unser Kloster und den Dom verbindet, was die Zusammenarbeit von Schwester Hildegardis und Weihbischof Oster erklärt.« Meilchen ließ sich, wie Susanne fand, allzu deutlich anmerken, wie sehr ihm diese ganze Klosteratmosphäre zuwider war. Er seufzte. »Ich will Ihnen jetzt mal meine Theorie darlegen, Schwester.« In seiner Stimme schwang Verachtung mit. Das hatte Susanne schon vorhin herausgehört, als er draußen vor dem Tor von »Betschwestern« gesprochen hatte. Sein Bedauern wegen des bevorstehenden Abrisses des Klosters bezog sich offenbar nur auf die historisch wertvollen Mauern, nicht auf die Frauen, die hinter ihnen lebten. »Schwester Hildegardis ist vor ihrem Tod geschlagen worden. Entweder beging sie danach Selbstmord oder sie wurde gezwungen die tödlichen Tabletten einzunehmen. Ist es nicht denkbar, dass zwischen dem Propst und der Oberin eine, sagen wir mal, etwas unheilige Beziehung bestand? Und dass jemand sie deswegen erpressen wollte? Jemand, der von dieser Beziehung wusste?«

Wenn die Schwester betroffen war, verbarg sie das ziemlich gut. Ja, sie setzte sogar ein spöttisches, kühles Lächeln auf. »Weltliche Menschen vermuten hinter Klostermauern immer sehr gerne alle möglichen wüsten Geheimnisse, Herr Kommissar. Dass ein Mann und eine Frau auf eine sehr sittsame Art

miteinander befreundet sein können, kommt Ihnen draußen wohl nur selten in den Sinn. Ich versichere Ihnen, zwischen den beiden ist nichts vorgefallen, das Anlass für irgendwelche Erpressungsversuche sein könnte.« Susanne musste unwillkürlich grinsen. Diese Schwester Elisabeth war gar nicht ohne. Der Bergheimer Kommissar schweig jetzt grimmig, die Hände in den Hosentaschen vergraben.

Zum ersten Mal schaltete Tönsdorf sich ein. »Wenn ich Sie richtig verstehe, gehen Sie von Mord aus.« Schwester Elisabeth hob die Hände. »Da es kein Selbstmord gewesen sein kann ... Finden Sie den Mörder von Weihbischof Oster. Ich bin überzeugt, er hat auch unsere Oberin auf dem Gewissen.«

»Und Sie haben keine Idee, worin das Motiv dieses Mörders bestehen könnte?«, fragte Susanne. »Wussten der Dompropst und die Oberin etwas, weswegen jemand sie zum Schweigen bringen wollte?«

Sie hatte das ganz spontan gefragt, einfach ins Blaue hinein, und merkte, dass Schwester Elisabeth darauf reagierte. Sie hatte sich ausgezeichnet in der Gewalt. Aber da war ein kleines Zucken in ihren Augen und um den Mund. »Wir leben hier sehr zurückgezogen«, sagte sie. »An dem, was draußen in der Welt geschieht, nehmen wir nur wenig Anteil. Ich kann Ihnen nicht weiterhelfen. Suchen Sie in Köln nach den Antworten. Ich bin sicher, dass Sie sie dort finden werden.«

Nach diesen Worten wurde das Gesicht der Schwester so steinern, dass es aussah, als hätte sie soeben beschlossen, ein Schweigegelübde für die nächsten dreißig Jahre abzulegen. Draußen auf dem mittelalterlich düsteren Flur schlug Tönsdorf vor, auch noch die anderen Nonnen zu befragen, doch Meilchen winkte ab. »Sinnlos«, sagte er. Susanne fragte die alte Nonne, die sie wieder nach draußen begleitete, ob sie wisse, welche historische Verbindung zwischen dem Kloster und dem Kölner Dom bestehe. »Keine von uns anderen weiß darüber mehr als Schwester Elisabeth«, entgegnete die Nonne schroff. Einen Moment spielte Susanne mit dem Gedanken, Tönsdorfs Vorschlag zu folgen und alle Nonnen zu vernehmen, verwarf diese Idee aber wieder. Dieser alte Drachen hier, der sie zum Tor begleitete, genügte ihr vollauf. Als der Mann im Trenchcoat ins Auto gestiegen und davongebraust war, warf Susanne Tönsdorf einen ratlosen Blick zu. »War nicht sehr ergiebig, unser kleiner Ausflug«, sagte sie. Tönsdorf zuckte die Achseln. »Immerhin haben wir so noch einen Blick auf ein historisches Gebäude werfen dürfen, das bald platt gemacht wird. Ist das nicht erhebend?« »Sehr witzig«, sagte Susanne. »Schauen wir mal, ob man hier in diesem Geisterdorf noch irgendwo Kaffee bekommt.« »Erst will ich einen Blick auf die Braunkohle werfen«, sagte Tönsdorf.

Gleich hinter Bischofsweiler zweigte eine schlammverkrustete Stichstraße ab, die geradewegs zu einem hohen Erdwall führte. An der Stelle, wo die Straße dicht vor dem Wall nach links abknickte, parkte Tönsdorf. Sie stiegen wieder aus dem Wagen, ignorierten ein Betreten-verboten-Schild und kletterten einen kleinen Trampelpfad hoch, den andere neugierige Ausflügler im Laufe der Zeit in den mit niedrigem Gestrüpp bewachsenen Wall getreten hatten. Tönsdorf schnaufte dabei erheblich lauter als Susanne. Oben auf dem Wall sog Susanne scharf die Luft ein. Dass sie das letzte Mal am Rand einer Braunkohlegrube gestanden hatte, lag fast zwanzig Jahre zurück. Während eines Schulausflugs war das gewesen. Genau wie damals war der Anblick ein Schock für sie.

Susanne und Tönsdorf standen am südlichen Rand des Tagebaus Hambach. Nach Westen und Norden erstreckte sich das gähnende Loch, in dem die mächtigen Schaufelradbagger die Kohle fraßen, kilometerweit bis zum Horizont, und der Dunst flimmerte über den aufgerissenen Erdschichten. Der Bagger, der sich mit seinem riesigen kreisenden Maul am Südrand der Grube vorwärtsfraß, war nicht mehr weit von einem einzeln stehenden Gebäude entfernt, einem prächtigen alten, schlossartigen Gutshof. Susanne fragte sich, ob das der Hof war, über den sie kürzlich in der Zeitung gelesen hatte. Er war von einem Biobauern bewirtschaftet worden. Jahrelang hatte der Bauer immer wieder Probleme mit dem Denkmalschutzamt gehabt, weil jede kleine Veränderung an den Ställen oder dem Wohngebäude genehmigt werden musste. Doch dann kam die Kölhnische Braunkohle AG, und der Bauer müsste seinen Hof und sein Land verkaufen. Dagegen, dass die Braunkohle AG den ganzen Hof niederwalzte, um darunter die Kohle wegzubaggern, hatte das Denkmalschutzamt keine Einwände.

Wie alt mochte der Gutshof dort sein, fragte sich Susanne. Zweihundert Jahre? In ein paar Wochen würde keine Spur mehr von ihm übrig sein, als hätte die von den Baggerschaufeln zerpflegte Erde ihn vollkommen verschluckt. Tönsdorf sog an seiner Zigarette und starrte auf die von Menschen geschaffene Wüste. Nach einer Weile sagte er: »Bin ich froh, dass ich meine Brötchen als Polizist verdiene und nicht als Baggerführer.« Er gab Susanne einen behutsamen Klaps auf die Schulter. »Komm, jetzt kann ich auch einen Kaffee vertragen.«

Eine halbe Stunde, nachdem die Polizei gegangen war, bat Schwester Elisabeth alle Nonnen zu einer Besprechung ins Refektorium des Klosters. Acht Frauen in Grau saßen dort um den großen Tisch versammelt, die jüngste von ihnen war dreiundsechzig, die älteste fünfundachtzig Jahre alt. Die Räume hinter den dicken Mauern strahlten mittelalterliche Düsternis aus, dennoch war es den Schwestern

gelingen, hier im Refektorium eine wohnliche Atmosphäre zu schaffen. Es gab viele Kerzen, bunte Blumengestecke und freundlich gemusterte selbst gehäkelte Tischdecken. Schwester Elisabeth hielt einen Brief in der Hand. »Der war heute Morgen in der Post«, sagte sie. »Es ist ein anonymen Brief, den Text hat der Absender aus Zeitungsausschnitten zusammengeklebt.« Sie reichte den Brief der Nonne, die rechts von ihr saß, einer kleinen, kugelrunden Frau mit einer Nickelbrille. »Irmtrud, lies ihn vor.« Irmtrud rückte ihre Brille zurecht, räusperte sich und las: *"An die Schwestern im Kloster Bethlehem. Weihbischof Oster und Schwester Hildegardis sind tot, weil sie ihren Eid brechen wollten. Wer das Geheimnis kennt und nicht darüber schweigt, muss sterben."* Schwester Irmtrud machte ein sehr betroffenes Gesicht. »Mein Gott«, ächzte sie. »Unterschrieben ist der Brief mit: *Einer aus der Geheimen Zunft.*"

Die alten Schwestern redeten aufgeregt durcheinander. Elisabeth hob die Hand. »Ihr wisst, dass ich eingeweiht bin«, sagte sie. »Es war in der Tradition dieses Klosters immer üblich, dass die Stellvertreterin der Oberin eingeweiht wird, damit das Geheimnis bewahrt bleibt, falls die Oberin plötzlich verstirbt.«

Sie schweig einen Moment. Ihre Mitschwestern schauten sie erwartungsvoll an. »Ich habe heute Nacht lange gebetet«, fuhr Elisabeth fort. »Dabei hat unser Herr mir den Weg gezeigt. Es ist eine ganz besondere Stunde gekommen. Angesichts der drohenden Gefahr werde ich das Geheimnis mit euch allen teilen ...« Wieder redeten die anderen aufgeregt durcheinander. Elisabeth hob die Stimme. »... Ich werde es mit euch teilen, damit ihr in der Lage seid, mit mir gemeinsam eine Entscheidung zu treffen. Ich will diese Last nicht allein tragen. Weihbischof Oster und Hildegardis wollten sich an den Ministerpräsidenten wenden, in einem letzten, verzweifelten Appell - in der Hoffnung, das Kloster und« -sie deutete auf den Fußboden - »das, was sich darunter befindet, doch noch retten zu können. Nun liegt die Entscheidung bei mir, bei uns, ob wir uns an den Ministerpräsidenten wenden und riskieren, dass der Mörder ein weiteres Mal zuschlägt - oder ob wir beten und schweigen und alles Weitere in Gottes Hände legen.«

Ein schwaches, kaum merkliches Zittern lief durch den Fußboden. Leise, von weit her, war Maschinenlärm zu hören. »Sie fangen wieder mit den Bohrungen an«, sagte Irmtrud mit ängstlicher Stimme und rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her.

Da die Arbeiten offenbar unter Zeitdruck stattfanden, wurden jetzt sogar nachts Entwässerungsbohrungen in die Erde getrieben. Gleich neben dem Kloster. Die Schwestern hatten kaum ein Auge zubekommen. Und keine hundert Meter entfernt wurde gesprengt.

Elisabeth zog etwas aus der Tasche ihres Habits und legte es auf den Tisch.

Die anderen Frauen streckten neugierig die Köpfe vor. Es war ein ganz normal aussehender einzelner Schlüssel, befestigt an einem kleinen braunen Schlüsseletui. »Ist er das?«, fragte die alte Riglindis mit großen Augen. »Ich meine, ist es tatsächlich *der* Schlüssel?« Elisabeth nickte.

»All die Jahre hätte ich viel darum gegeben«, sagte Riglindis, »Schwester Hildegardis ein einziges Mal folgen zu dürfen, wenn sie hinunterging. Ein einziges Mal hätte ich gerne mit eigenen Augen gesehen, was sich dort unten verbirgt.« Sie lächelte. »Wie ihr wisst, bin ich nicht nur die Älteste, sondern vermutlich auch die Neugierigste von euch allen.« Schwester Irmtrud verzog unbehaglich das Gesicht. »Ich weiß gar nicht, ob ich es wissen will. Es ist besser, manche Dinge nicht zu wissen.«

Elisabeth nahm den Schlüssel. »Kommt!«, sagte sie. »Ihr sollt jetzt alles erfahren. Zum ersten Mal, seit Erzbischof Konrad von Hochstaden 1248 den Grundstein für unser Kloster legte, werden alle Schwestern hier im Haus das Wissen teilen. Ihr werdet alles mit eigenen Augen sehen und dann werden wir gemeinsam eine Entscheidung treffen.« Sie ging hinaus in den Klostergarten, wo die alten Obstbäume und die Kräuterbeete in der dunstigen, feuchten Märzluft schliefen und nichts von den Baggerschaufeln ahnten, die bald über sie herfallen würden.

Die Schwestern folgten Elisabeth in die Klosterkirche, in der sie jahrhundertlang für die Vergebung der Sünden gebetet hatten. Dann stiegen sie die uralte Treppe neben der Sakristei hinab, manche noch recht leichtfüßig, andere mühsam humpelnd. Am Fuß der Treppe befand sich ein niedriges, feuchtes Gewölbe. Die alten Schwestern versammelten sich hinter Elisabeth. Sie stand vor einem Altarbild, dessen Farben fast vollständig verblichen waren. Eine matte Glühbirne in einem kleinen Drahtkäfig warf ein schwaches Licht auf die Ordensfrauen, deren aufgeregte tuschelnde Stimmen das Gewölbe erfüllten.

Elisabeth streckte den Arm aus und drückte gegen das Altarbild. Es war offenbar an Schienen befestigt und glitt mit einem unangenehm schabenden Geräusch zur Seite. Dahinter befand sich eine niedrige Tür mit massiven, im Lichtschein der Lampe matt schimmernden Eisenbeschlägen. Elisabeth brauchte beide Hände, um die Tür zu öffnen, die sich schwer und knarrend in ihren uralten Scharnieren bewegte. Die Schwestern drängten sich dicht hinter ihr zusammen, um alles genau sehen zu können.

Der Boden vibrierte erneut. »Diese furchtbaren Bohrungen«, sagte Irmtrud mit zitternder Stimme. Stufen führten hinunter in unbestimmbare Tiefen, aus denen ein sonderbarer, stechender Geruch zu ihnen heraufdrang. »Ozon«,

sagte Elisabeth leise.

Dann sahen die Schwestern ein mattes, bläulich zuckendes Leuchten, als bediene tief dort unten jemand ein Schweißgerät.

»Sieht unheimlich aus«, sagte Riglindis, die über Elisabeths Schulter spähte. »Wie Sankt-Elms-Feuer.« »Es *ist* unheimlich«, sagte Elisabeth und führte die Schwestern langsam die Stufen hinab.

Chris Adrian saß in der Küche, fast an der gleichen Stelle, an der das Fernsehteam sie gefilmt hatte. Susanne hatte gestern Abend noch angerufen und ihr gratuliert. »Du warst wirklich gut«, hatte sie gesagt. Chris war sich da nicht so sicher. Sie war sich unbeholfen vorgekommen. Hatte sie tatsächlich in die Kamera gesagt: »Das klingt, als hätte ich einen an der Marmelade? Keine glückliche Wortwahl, ziemlich peinlich. Warum musste sie auch immer so unüberlegt drauflosreden? Ob die Leute verstanden hatten, was Chris ihnen sagen wollte? Und wie viele hatten überhaupt zugehört? Der Landrat ganz bestimmt. Jonas war heute Morgen beim Frühstück so komisch gewesen, hatte die ganze Zeit geschwiegen und sie kaum angeschaut.

Sie drehte die Teetasse nervös zwischen ihren molligen Fingern. Mach dich nicht selber fertig, dachte sie, konzentrier dich auf deine Kraft. Sie schaute auf die Uhr. Es blieb ihr noch eine gute Stunde Zeit, ehe sie sich drüben im Park um die Futterbestellungen kümmern musste. Sie beschloss diese Zeit sinnvoll zu nutzen, zog sich Schuhe und Jacke an und stapfte in den Wald.

Der Weg führt stetig bergauf, vorbei an einer Fichtenschonung. Drüben auf der anderen Seite des Itzbaches konnte Chris die alten Wacholderbestände sehen. Zwei Bussarde kreisten über dem Tal. Die Luft war heute milder, fast frühlingshaft, sodass Chris ins Schwitzen kam und die Jacke öffnete. Hätte ich weniger gefrühstückt, käme ich jetzt leichter den Berg hoch, dachte sie.

Bald wichen die Bäume zurück und gaben den Blick auf eine von Schafen abgeweidete Hügelkuppe frei. Ein großer, verwitterter Stein stand dort oben. Die Sonne war zwischen den Wolken aufgetaucht und brachte seine regennasse Oberfläche zum Schimmern. Vor dem Stein blieb Chris schnaufend stehen und lehnte sich mit dem Rücken an. Hilf mir, alter Stein, dachte sie.

Langsam ging Chris einmal im Uhrzeigersinn um den Stein herum und legte dann ihre Stirn und die Handflächen dagegen. Seine feuchte Kühle schien durch die Haut in ihren Körper einzudringen. Sie versuchte das Land unter ihren Füßen zu spüren. Hier oben hatte sie ihre Vision empfangen. Die Vision, in der ihr gesagt worden war, es sei ihre Bestimmung Hüterin des Landes zu sein, das man von diesem Hügel überblicken konnte. Lange Zeit war der Wolf ihr

Krafttier gewesen, doch jetzt

hatte er sie verlassen. Die Qualität der Kraft, die Chris in sich spürte, veränderte sich in letzter Zeit. Eine große Bärin wartete offenbar darauf, den Platz des Wolfs einzunehmen. Nachts im Traum, oder wenn Chris die Augen schloss, sah sie diese Bärin häufig. Bären waren scheu. Die Bärin schien sich immer in sicherem Abstand zu halten, gerade noch in Chris' Sichtweite, ganz am Rand ihres Bewusstseins. Ich werde selber zur Bärin, dachte Chris - dick, rund und massiv. Das Temperament des Bären war einerseits aufbrausend und jähzornig, andererseits sanft und feinfühlig. Und die Kraft des Bären war unerschöpflich. Bei den Indianern galt die Bärenkraft als die Kraft der Heilerinnen und Heiler. Der Bär kannte alle heilenden Kräuter und führte den Schamanen dorthin, wo er gebraucht wurde. »Dann komm endlich her, Bärin«, sagte Chris leise. »Ich spüre doch schon seit Tagen, dass du in meiner Nähe bist.« Das Sonnenlicht zwischen den dunklen Regenwolken sah golden aus. Die Baumwipfel strahlten.

Chris begann sich wie eine Bärin zu bewegen, oder wie sie sich vorstellte, dass eine Bärin sich bewegen würde. Breitbeinig stand sie da und wiegte den Oberkörper hin und her. Dann vollführte sie einen schwerfällig stampfenden Bärenanz. Bären wirkten oft plump und tolpatschig, verfügten aber in Wirklichkeit über große Wachheit und Beweglichkeit. Wenn eine Bärin angriff, um ihr Junges zu schützen, gab es kein Entrinnen. »Komm, Bärin«, sagte Chris leise, lockend.

Die Bärin war ganz nah, das spürte Chris deutlich. Ihre Sinneswahrnehmungen wurden plötzlich sehr intensiv. Chris roch und hörte jetzt wie ein wildes Tier. Sie hatte das Gefühl zu wachsen, größer und breiter zu werden. Sie und die Bärin verschmolzen für einen Moment zu einem großen, aufrecht auf den Hinterbeinen stehenden Wesen, das sich wachsam umschaute und in den Wind schnüffelte. »Was soll ich tun, Bärin?«, fragte Chris. »Ich glaube, ich habe als Hüterin des Landes versagt. Das Land spricht nicht mehr mit mir. Im Moment weiß ich nicht, wie ich meine Bestimmung als Schamanin erfüllen soll. Und ich will Jonas auf keinen Fall verlieren! Was kann ich tun, um unsere Liebe zu heilen? Ich will, dass er mich wieder so liebt wie vor einem Jahr. Oder noch vor einem halben Jahr.«

Chris spürte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Das Gefühl, von der Bärenkraft durchdrungen zu sein, wurde schwächer. Die Bärin, ihr neues Krafttier, schien sich von ihr zu entfernen. Chris schloss die Augen und sah Jonas. Er stand vor dem Forsthaus, drehte sich zu ihr um und lächelte. Ihr Herz machte einen kleinen Satz. Vielleicht würde alles wieder gut werden. Die Bärin

war verschwunden und ohne die Bärenkraft fühlte Chris sich körperlich ein wenig schlapp. Aber Jonas hatte ihr zugelächelt - das schien, alles in allem, doch ein gutes Zeichen zu sein! »Danke, Bärin«, sagte sie leise und machte sich auf den Rückweg, sich merklich leichter ums Herz fühlend.

Im Park blieb sie einen Moment bei Fred Schmitz stehen, dem Tierpfleger. Er war gerade dabei, den Zaun an der Fischotteranlage zu reparieren. Die Fischotter hatten sich in ihren künstlichen Bau geflüchtet. »Hab dich gestern im Fernsehen gesehen«, sagte er. Fred war ein wortkarger Eifler, knorrig aber gutmütig. »Und?«, fragte Chris.

Er grinste. »Na ja, ich würde sagen, du hast *keinen* an der Murre. Aber ich hoffe, die Typen bei der Kreisverwaltung finden das auch.« Natürlich wollte sie gerne weiter im Park arbeiten. Mit Fred und den beiden anderen Tierpflegern kam sie gut klar. Sie versuchte sich auf Jonas' Lächeln aus der Vision eben zu konzentrieren, aber der Eindruck verblasste bereits. Es war ein gutes Signal, es *musste* ein gutes Signal gewesen sein. Bestimmt würde Jonas sie heute Nachmittag, wenn er vom Dienst kam, anlächeln, zum ersten Mal seit Tagen, und sie in den Arm nehmen. Und sie würden eine wirklich gute Nacht zusammen verbringen.

Sie setzte sich ins Büro über der Futterküche und ging die Bestellungen durch, gab sie dann telefonisch weiter. Sie spielte mit dem Gedanken Jonas auf der Buchfelder Polizeiwache anzurufen und ihm zu sagen, wie gern sie ihn hatte, ließ es dann aber doch. Heute Abend würde sie es ihm sagen. Normalerweise blieb sie mittags im Park und aß nur eine Kleinigkeit. Aber heute knurrte ihr Magen so sehr, dass sie ausnahmsweise entschied sich drüben im Forsthaus etwas aus dem Kühlschrank aufzuwärmen. Als Chris vom Park hinüberging, sah sie Jonas' weißen Kombi vor dem Haus parken. Das wunderte sie, denn wenn er Tagdienst hatte, kam er normalerweise mittags nicht nach Hause.

»Jonas?«, rief sie, als sie durch die Hintertür hereinkam und sich die Schuhe auszog. Er antwortete nicht. Dann hörte sie, dass er im Schlafzimmer herumhantierte. »Jonas?«, fragte sie noch einmal. »Was machst du denn da oben?«

Er kam ihr auf der Treppe entgegen, in der Hand eine Reisetasche und über der Schulter seine große Sporttasche, beide Taschen prall gefüllt mit Kleidung, die er offenbar hastig hineingestopft hatte.

»Mist«, sagte er leise und vermied es, Chris in die Augen zu sehen. »Ich dachte, du bist im Park. Ich wollte ... Da ist ein Brief, den ich für dich dagelassen habe. Liegt in der Küche auf dem Tisch.«

Chris' Herz rutschte ganz tief hinunter in ihren Bauch. »Was denn für ein Brief?«, fragte sie. Sie spürte, dass sich in ihrem Hals ein dicker Kloß bildete, der sie am Sprechen hindern wollte.

Da er nicht an Chris vorbei konnte, blieb Jonas auf der halben Treppe stehen. Er lehnte sich verkrampft mit dem Rücken gegen die Wand. »Ich gehe für eine Weile nach Buchfeld«, sagte er. »In dem Haus, das ich von meinen Eltern geerbt habe, steht im Moment die untere Wohnung leer. Das weißt du ja.«

Chris versuchte verzweifelt das, was sie da gerade sah und hörte, mit der Vision in Einklang zu bringen, die sie vorhin auf dem Hügel gehabt hatte. Jonas hatte ihr vergnügt zugelächelt ... Aber jetzt war auch nicht die Spur eines Lächelns auf seinem Gesicht. Er sah so aus, als ob er nie wieder lächeln würde.

»Tut mir Leid«, brachte er mühsam heraus. Die Treppe und Jonas' Gesicht verschwammen in Tränen. Und Chris wurde wütend. »Aber ... *warum?*«, rief sie und stampfte mit dem Fuß auf. »Du ... du kannst doch nicht einfach so abhauen. Ich ...« Sie suchte nach Worten, aber ihre Gedanken waren wie Watte. »Ich ... liebe dich.« Mehr brachte sie nicht heraus. Sie wandte sich rasch ab und starrte in die Küche, zum Fenster. Verschwommen sah sie die Obstbäume draußen auf der Wiese, wo sie und Jonas gemeinsam Äpfel und Pflaumen gepflückt hatten. Damals hatten sie gelacht und waren zusammen fröhlich gewesen. Sie wollte nicht, dass er die Tränen sah, die ihr über die Wangen liefen. Sie spürte, wie er an ihr vorbeiging. An der Tür blieb er noch einmal stehen. »Glaub mir, es ist besser«, sagte er. Seine Stimme zitterte. Immerhin. Es tat ihm so weh wie ihr. »Du musst deinen Weg als Schamanin gehen. Du musst versuchen zu dir selbst zu finden. Ich bin dir dabei nur hinderlich. Ich finde keinen Zugang zu deiner Welt. Und ... und immer steht dieser alte Indianer zwischen uns!« Rasch drehte er sich um, riss die Haustür auf und ging zum Wagen. Chris stürzte hinter ihm her, blieb dann aber schwer atmend im Eingang stehen. Er warf die Taschen in den Kofferraum. »Den Rest komm ich die Tage mal holen«, rief er noch, sprang hinters Lenkrad und fuhr davon. Chris stolperte in die Küche. Die Watte schien jetzt nicht nur in ihrem Kopf, sondern auch in ihren Beinen zu sein. Der Brief lag zusammengefoldet auf dem Tisch. Ein gewaltiges Gefühl explodierte in ihrem Magen und bahnte sich von dort den Weg nach oben. Zorn. Traurigkeit. Verzweiflung. Alles auf einmal. Unerschütterliche, jeder Lebenslage gewachsene Schamanin, der ihr Krafttier und ihre sichere Verbindung zur Geisterwelt Mut und Stärke verleihen ... Nichts von alledem.

Fluchend packte sie den Brief, riss ihn ungelesen in Stücke. Einen Augenblick

später saß sie schluchzend auf dem Boden und puzzelte die Fetzen mühsam wieder zusammen.

Das Domkapitel hatte nach dem Tod des Propstes alle Führungen in die Bischofskrypta untersagt. Sie blieb für Besucher geschlossen. Nach Osters Tod hatte das Kapitel noch sechs Mitglieder. Vier von ihnen stiegen ungefähr zur selben Zeit, als Chris Adrian in der Eifel die Fetzen von Jonas' Brief vom Boden aufsammelte, hinunter in die Krypta und verriegelten die Gittertür hinter sich. Den Domschweizern hatten sie Anweisung erteilt, sie unter keinen Umständen zu stören.

Mit einem kurzen Seitenblick auf die Grabkammern der früheren Erzbischöfe gingen sie hinüber in den bischöflichen Gebetsraum.

Scharenbroich, der nun als Osters künftiger Nachfolger das Kapitel leitete, fühlte sich in der neuen Rolle ziemlich unwohl. Seine Hände waren kalt, feucht und zittrig, und er schaute nervös zu dem Altarbild hoch, hinter dem sich die Geheimtür verbarg. Es zeigte einen bärtigen, machthungrig wirkenden Mann, der böse zu den Betenden herabzublicken schien. In seinen segnenden Händen hielt er eine von einer blauen Aura umgebene Weltkugel. Zwei Mitglieder fehlten. Merkat, der frühere Generalvikar, befand sich nach einem kürzlich erlittenen Schlaganfall in einer Reha-Klinik. Und Weihbischof Lüders hatte sich mit undeutlicher Stimme telefonisch entschuldigt. Lüders war sehr wacklig und zittrig geworden. Scharenbroich hatte ihn im Verdacht heimlich zu trinken. Stuer hingegen war da, Scharenbroichs Vorgänger im Amt des Domdechanten. Stuer ließ keine Kapitalsitzung aus. Er war ein giftiger Greis geworden, mit kleinen, kalt funkelnden Augen über dünnen, verkrümmten Schultern.

Oster und Stuer hatten sich gehasst wie die Pest. Josef hatte einmal im Scherz geklagt, dass er Stuer am liebsten lebendig in der Bischofsgruft eingemauert hätte. Ebenfalls anwesend waren die »Jung-Kapitulare«, beide auch schon Mitte fünfzig: Rautenstrauch, Lehrstuhlinhaber an der Theologischen Fakultät der Universität Bonn, an die traditionell ein Kapitalsitz vergeben wurde; Rautenstrauch war bei seinen Studenten wegen seiner endlos langatmigen Scholastik-Vorlesungen gefürchtet, sagte aber in den Kapitalsitzungen selten mehr als ein oder zwei Sätze. Der einzige Lichtblick in diesem Gremium war Dompfarrer Ermekeil, den Scharenbroich sehr schätzte. In religiöser Hinsicht galt Ermekeil als erkonservativ. Bei den innerkirchlichen Reizthemen Zölibat, Abtreibung und Priesterweihe für Frauen lag er ganz auf der Linie des amtierenden Erzbischofs. Doch Ermekeil war im persönlichen Umgang

freundlich und verbindlich, und zudem als Seelsorger außerordentlich beliebt.

»Wo sind denn nun die Schlüssel und das Geheime Zunftbuch?«, fragte Stuer, dessen Stimme einen trockenen, raschelnden Klang hatte, wie das Papier alter, vergilbter Kirchenurkunden.

Scharenbroich starrte auf das Bild. Als sie dem amtierenden Erzbischof zum ersten Mal diesen Gebetsraum zeigten, hatten sie sich groteske Erklärungen für dieses sonderbare Altarbild ausdenken müssen. Gottlob hatte dieser Erzbischof mit kirchlicher Kunstgeschichte wenig im Sinn und beschäftigte sich lieber damit, öffentlich gegen die Abtreibungspille und andere weltliche Sünden zu Felde zu ziehen. Die Darstellung des bärtigen Mannes, ein Bildnis des Erzbischofs Konrad von Hochstaden aus dem dreizehnten Jahrhundert, passte mit der blau umrandeten Weltkugel nicht recht in die sonstige kirchliche Symbolik.

Die früheren Erzbischöfe waren aus dem Domkapitel hervorgegangen und alle eingeweiht gewesen, der jetzige jedoch stammte »von außerhalb«, war ihnen vor zehn Jahren von einem autoritär und zentralistisch denkenden Papst aufgezwungen worden. Darum hatte das Kapitel seinerzeit unter Josefs Federführung beschlossen, das Geheimnis vor dem neuen Erzbischof zu verbergen, sodass es sich nun um eine rein Kölner Angelegenheit handelte - und Scharenbroich praktisch auf sich allein gestellt war. Oster hatte keine Gelegenheit mehr gehabt ihn einzuweihen und das Geheime Zunftbuch, in dem das alte Wissen schriftlich festgehalten war, blieb verschwunden.

»Es gibt nichts Neues«, sagte Scharenbroich und wich Stuers bohrendem Blick aus. »Den Schlüssel, den Oster bei sich trug, hat der Mörder ihm offenbar abgenommen. Und der Zweitschlüssel befand sich, wie ihr wisst, bei dem Geheimen Buch - und ist mit ihm verschwunden.« Insgeheim war Scharenbroich ganz froh, dass die Schlüssel unauffindbar blieben, denn so kam er einstweilen darum herum, die Geheimtür öffnen und ins Gewölbe hinabsteigen zu müssen. Er fürchtete sich vor dem, was dort unten womöglich auf ihn wartete. Wieder schaute er unbehaglich zu dem Altarbild. Am liebsten hätte er die Augen des bärtigen Mannes mit einem Tuch abgedeckt.

Trotz allem war Scharenbroich fest entschlossen, das Geheimnis, über das er selbst so wenig wusste, vor der Polizei und allen anderen zu bewahren. Die Loyalität, die er diesbezüglich empfand, galt in erster Linie Josef. Josef war der einzige echte Freund gewesen, den er im Domkapitel und der ganzen Kirchenhierarchie der Erzdiözese je gefunden hatte. Nach Josef war ihm Ermekeil der Sympathischste, doch ihre Beziehung war rein dienstlicher Natur. Auf der persönlichen Ebene war Ermekeil eher distanziert. Aber vielleicht

brauchte man als Seelsorger diese innere Distanz, um nicht völlig vom Dienst an anderen Menschen aufgesaugt zu werden. Scharenbroich wusste, dass er selbst nicht das Zeug zu einem guten Seelsorger hatte. Ermekeil hörte aufmerksam zu, schwieg aber bislang. »Für mich steht fest, dass Martin Oster erschlagen hat«, sagte Stuer. »Warum erzählst du der Polizei nicht, was zwischen den beiden abgelaufen ist, Scharenbroich? Früher oder später kommt es sowieso raus, und dann stürzt sich die Presse

darauf. Vielleicht kann man mit der Polizei einen Handel abschließen, dass sie es unter Verschluss halten, wenn wir uns kooperativ zeigen.«

Immer wieder hatte Scharenbroich darüber nachgedacht, ob Martin der Täter sein konnte. Natürlich war es denkbar - ein Totschlag im Affekt. Liebende waren mitunter zu allem fähig. Vielleicht hatte Oster die Beziehung beenden wollen, und Martin hatte durchgedreht. Aber Scharenbroich konnte es sich einfach nicht vorstellen, dass Martin fähig war, einem anderen Menschen ein Haar zu krümmen, noch dazu einem, den er so angebetet hatte wie Josef. »Ich glaube nicht, dass Martin der Täter ist«, sagte Scharenbroich leise und entdeckte in Stuers kalten Augen kein Mitgefühl für den Jungen. Rautenstrauch wirkte völlig desinteressiert. Das alles schien ihn schrecklich zu langweilen.

Ermekeil räusperte sich und sagte: »Ich würde mir *wünschen*, dass er es nicht ist, aber du musst zugeben, dass vieles dafür spricht, Scharenbroich. Diese Behauptung, ein anonymen Anrufer habe ihn hinunter in die Krypta gelockt, klingt für mich jedenfalls recht abenteuerlich.« »Wenn nicht er, wer dann - und, vor allem, warum?«, fragte Stuer. Seine Worte schienen geradezu greifbar durch die Krypta zu schweben.

Scharenbroich wusste es nicht. Der Tod der Oberin, über den er inzwischen informiert war, sprach ebenfalls dagegen, dass Martin den Mord begangen hatte. Welches Motiv hätte Martin dafür haben sollen, auch die Oberin zu töten? Allerdings war Scharenbroich sich ziemlich sicher, dass Martin das Geheime Zunftbuch an sich genommen hatte. Der Junge war kein guter Lügner und hatte sehr ausweichend reagiert, als Scharenbroich ihn wegen des Buches bedrängt hatte. Vermutlich hatte die Faszination der Geheimnisse, in die Josef Martin eingeweiht hatte, den Jungen zu diesem Diebstahl getrieben. Scharenbroich fand es unverantwortlich, dass Josef so weit gegangen war, Martin einzuweihen. Aber das lag nur an den übersteigerten Gefühlen, in die die beiden sich verstrickt hatten: Diese Art von Liebe machte die Leute verrückt. Sie verloren ihren klaren, kühlen Kopf. Zum Mörder wurde jemand deswegen aber noch lange nicht.

»Was ist mit den weltlichen Mitgliedern der Geheimen Zunft?«, fragte Scharenbroich. »Was wissen wir über die?« Stuer antwortete: »Da sind nur die jungen Erben der Vandenbergs, Löwens und Burmesters. Die dürften sich kaum für das Mittelalter interessieren. Sie würden dich auslachen, wenn du ihnen mit den Sünden ihrer Vorväter kommst!« »Allerdings wäre da noch Harald Terwegen«, sagte Scharenbroich nachdenklich.

Ermekeil schüttelte den Kopf. »Terwegen scheidet für mich als Verdächtiger aus. Er ist ein bodenständiger rheinischer Kaufmann und ein echtes Gewächs des Kölschen Klüngels. Jemand wie er hätte es doch wohl kaum nötig, einen Mord zu begehen.«

»Aber Terwegen hat sich immer für die Geheime Zunft interessiert«, wandte Scharenbroich ein. »Jedenfalls hat Josef das erzählt.« Er selbst kannte Terwegen kaum, war ihm nur einige Male bei offiziellen Anlässen begegnet. Stuers pergamentartige Gesichtshaut verzog sich zu einem starren Lächeln. »So, wie man sich für Kölsche Mundart interessiert oder alte Karnevalsbräuche! Vermutlich hat er Stoff für eine Büttenrede gesucht!« Rautenstrauch verzog das Gesicht. »Was hilft es, wenn wir hier haltlose Verdächtigungen gegen angesehene Kölner Bürger aussprechen, meine Herren?« Er schaute ungeduldig auf die Uhr. »Ich habe noch meine morgige Vorlesung vorzubereiten.«

Offenbar waren sie nur zu gerne bereit in Martin den Mörder zu sehen. Scharenbroich seufzte. »Meines Erachtens sollten wir zumindestens hypothetisch in Betracht ziehen, dass eines von den weltlichen Zunftmitgliedern Josef und Schwester Hildegardis umgebracht haben könnte, aus welchen Motiven auch immer. Um klarer zu sehen, brauchen wir das Geheime Buch.«

»Alles spricht dafür, dass Martin der Mörder ist«, sagte Stuer. »Und den Diebstahl wird er auch begangen haben. Setze ihn unter Druck, Scharenbroich - so lange, bis er endlich gesteht. Dann können wir ihn der Polizei übergeben und die Sache ist für uns erledigt!«

Scharenbroich fragte: »Was ist mit dem Geheimen Gewölbe? Will von euch überhaupt jemand wissen, was sich dort unten verbirgt?«

»Ich bin Religionsphilosoph, kein Archäologe«, entgegnete Rautenstrauch.

Stuer deutete mit seinen dünnen, knochigen Fingern auf das Altarbild. »Was haben wir eigentlich noch davon, dass wir das Geheimnis geheim halten? Führungen in das Gewölbe wären vermutlich touristisch sehr reizvoll. Dass sich dort unten irgendetwas von Wert befindet, bezweifle ich. Jedenfalls nichts, das wertvoller wäre als beispielsweise die römische Fußbodenheizung, die sie

unter dem Langhaus ausgegraben haben.«

Unter dem Langhaus der Kirche fanden bereits seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs archäologische Grabungen statt, doch Oster und seine Vorgänger hatten den Archäologen nie erlaubt unter dem Chor zu graben, »um die Ruhe der Bischofsgruft nicht zu stören«, wie man es offiziell begründete. Der wahre Grund war natürlich, dass sie sonst zwangsläufig auf die Treppe gestoßen wären, die von der Krypta in die Tiefe führte.

»Angenommen, der Schlüssel taucht wieder auf, würdet ihr dann mit mir hinuntersteigen?«, fragte Scharenbroich und schämte sich, dass die Aussicht allein in das Gewölbe hinabsteigen zu müssen, ihn so in Angst versetzte. Trotzdem hätte er sogar Stuers Begleitung einem einsamen Abstieg vorgezogen. Stuers faltiges Lächeln wirkte boshaft. »Schon allein, um mich am Anblick deiner schlotternden Knie zu weiden, Scharenbroich!«

»Selbstverständlich würde ich mitkommen«, sagte Ermekeil. »Ich würde zu gerne einmal mit eigenen Augen sehen, was sich dort unten verbirgt. Ich gebe aber Folgendes zu bedenken: Die Regelung, dass jetzt, wo wir einen Erzbischof von außen haben, lediglich der Dompropst das Geheimnis allein hütet und den Kontakt zu den weltlichen Mitgliedern der Zunft aufrechterhält, hat sich bewährt. Im Gegensatz zu Stuer bin ich der Ansicht, dass unsere alten Bräuche in Ehren gehalten werden sollten. Unsere Tradition ist das Fundament, auf dem die Kirche ruht. Nur so können wir den Gläubigen in der modernen Welt Halt und Stütze sein.« Er lächelte Scharenbroich aufmunternd zu.

Ermekeils Predigten war in den letzten Jahren strenger und schärfer geworden. In ihrem Beharren auf alten Traditionen und dem Ablehnen aller kirchlichen Reformen wirkten sie mitunter geradezu mittelalterlich, sodass er sich mehrfach Ärger mit den katholischen Frauenverbänden und anderen Laienorganisationen eingehandelt hatte, wobei sich aber der Erzbischof immer schützend vor ihn stellte. Diese inhaltliche Schärfe stand in seltsamem Widerspruch zum sanften Klang seiner Stimme und der Ruhe und Freundlichkeit, die er auch weiterhin ausstrahlte.

Vielleicht war ein solcher kämpferischer Traditionalismus für die Kirche die einzige Überlebenschance in einer Welt, in der alle Werte immer beliebiger und austauschbarer zu werden schienen. Scharenbroich war jedenfalls entschlossen Ermekeil als Nachfolger für das Dechantenamt vorzuschlagen. Ermekeils gutes Verhältnis zum Erzbischof konnte für das Kapitel nur von Nutzen sein. Josef, der in vielen Fragen eine sehr fortschrittliche Haltung eingenommen hatte, war mit diesem Erzbischof nie richtig warm geworden. Scharenbroich schaute

seufzend in die Runde. »Also gut. Ich werde mir Martin vornehmen. Ich werde ihn dazu bringen, das Buch und den Schlüssel herauszugeben. Und ich rede noch mal mit dieser Kommissarin. Vielleicht ist es ja das Beste, wenn wir uns kooperativ zeigen und ihr, was Josef und Martin betrifft, reinen Wein einschenken. Seid ihr mit dieser Vorgehensweise einverstanden?«

Stuers Augen funkelten. »Ich wasche meine Hände in Unschuld. Es wird sich zeigen, dass du deiner Aufgabe nicht gewachsen bist. Zu gegebener Zeit werde ich den Erzbischof gegen dich aufhetzen und es genießen, Zuschauer des dann folgenden Trauerspiels zu sein.«

»Stuer, das geht wirklich zu weit«, sprang Ermekeil Scharenbroich zur Seite.

Scharenbroich nickte ihm dankbar zu. Dann verließ, er, ohne die anderen noch eines Blickes zu würdigen, die Krypta. Während er die Treppe hocheilte und hinüber zur Sakristei ging, dachte er: Ich wünschte, ich wäre im Mittelalter Propst gewesen, als die Domherren noch reiche, mächtige, kriegserprobte Adelige waren. Wie Konrad von Hochstaden hätte ich mir den Bischofsstuhl erkämpft und meine Gegner unter den Domherren im Schlaf ermorden lassen. Während er durch die kühlende frische Luft draußen vor dem Dom zum Priesterseminar ging, versuchte er sich auszumalen, welche Figur er hoch zu Ross gemacht hätte, mit seinen Leuten gezückten Schwertes den Bischofspalast erstürmend. Nein, dachte er, meine Beine wären dafür zu kurz und mein Bauch zu dick.

Scharenbroich vermutete, dass er Martin um diese Zeit in der Bibliothek antreffen würde. Er ging durch einen langen Flur, an dessen Wänden die ersten Gesichter von Kölner Theologen hingen. Josefs Ermordung. Martins und seine Verwicklung in die Sache. Diese knochenharte Kommissarin, die ihn wie mit Röntgenaugen angeschaut hatte. Der Tod der Oberin. Das Verschwinden der Schlüssel und des Geheimen Buches. Seine neuen Aufgaben als Propst. Alles schien auf ihn einzustürzen. Herr, lass mich einen kühlen Kopf bewahren, flehte er innerlich, zog sein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Die Tür zur Bibliothek war geschlossen. Vor der Tür stand ein bulliger Mann mit stattlichem Bauch und rauchte. Als Scharenbroich auf die Tür zumarschierte, fragte er: »Zu wem wollen Sie?« Dann blies er etwas gelangweilt, wie es schien, Rauch zur Decke.

»Zu Herrn Hatheyer«, antwortete Scharenbroich irritiert. »Wer sind Sie überhaupt?«

Der Mann, dessen gerötetes Gesicht auf eine gewisse Neigung zum Alkohol schließen ließ, zog einen Ausweis aus der Jackentasche und hielt ihn ihm hin.

»Kommissar Tönsdorf, von der Kripo. Meine Kollegin, Frau Wendland, ist gerade dort drin und unterhält sich mit Herrn Hatheyer.« Er musterte Scharenbroich interessiert. »Sie sind der Domdechant, stimmt's? Sie haben in der Nacht auf der Domplatte Herrn Oster identifiziert. Was wollen Sie denn von Hatheyer, wenn ich fragen darf?«

Scharenbroich überlegte fieberhaft, wie er sich verhalten sollte. Was wollte die Polizei von Martin? Welche Fragen stellte diese Kommissarin ihm gerade? Und was würde er ihr für eine Geschichte erzählen? »Ich ... wollte ihn in einer persönlichen Angelegenheit sprechen. Ich denke nicht, dass ich Ihnen darüber Auskunft geben muss.« Tönsdorf überlegte einen Moment. Dann öffnete er die Tür. »Kommen Sie«, sagte er und ging mit Scharenbroich hinein. »Könnte mir vorstellen, dass Herr Hatheyer ein bisschen geistlichen Beistand gebrauchen kann.« Der Geruch nach alten, staubigen Büchern, der den kleinen Leseraum erfüllte, war Scharenbroich immer schon unangenehm gewesen und reizte ihn zum Husten. Und die theologischen Traktate, mit denen die dicken alten Bände in den Regalen gefüllt waren, hatten ihn noch nie interessiert, ganz im Gegensatz zu Martin, der ein richtiger Bücherwurm war. Martin saß vorgebeugt neben einem der Tische und starrte zu Boden, nervös die Hände ineinander verknäult. Die Art, wie die Kommissarin vor ihm auf der Tischkante saß, erschien Scharenbroich geradezu aufreizend lässig. Offenbar betrachtet sie den Jungen als ihre Beute, die sie nun nicht mehr aus den Fängen lässt, dachte Scharenbroich. Martin blickte auf. »Sie haben mir gerade noch gefehlt, Domdechant.« Seine Stimme klang gereizt und müde. Die Kommissarin wandte sich Scharenbroich zu. »Haben Sie uns etwas zu sagen?«, fragte sie kühl und stand auf. Sie war so groß und energisch. Ihre scharf funkelnden Augen verunsicherten ihn zutiefst. Er musste sich zusammennehmen, Autorität ausstrahlen. »Wie ich schon zu Ihrem Kollegen sagte, wollte ich Herrn Hatheyer in einer persönlichen Angelegenheit sprechen.«

Martin schien weniger nervös zu sein, als Scharenbroich zunächst vermutet hatte. Mit ruhiger Stimme sagte er: »Ich habe ihr von meiner Liebesbeziehung zu Josef erzählt.« Scharenbroich blickte irritiert zwischen ihm und der Kommissarin hin und her.

»Sie wussten ebenfalls davon, nehme ich an?«, fragte sie. »Nun ...« Hatte er ihr nur von der Liebesbeziehung erzählt -oder am Ende noch mehr? Dass die Polizei von der Beziehung erfuhr, war wohl letztlich unvermeidlich. Er musste versuchen, sich mit ihnen zu arrangieren. Nichts davon durfte an die Öffentlichkeit dringen, damit Josefs Name unbefleckt blieb. Er musste versuchen, das der Kommissarin klar zu machen. Aber - hatte Martin noch

mehr verraten? »Sie können ruhig zugeben, dass Sie Bescheid wussten, Domdechant«, sagte Martin. »Wie gesagt, ich habe ihr *von der Liebe zwischen Josef und mir* erzählt.« Die Art, wie er den Satz betonte und Scharenbroich dabei anschaute, bewirkte, dass der Domdechant sich ein wenig entspannte. Über die anderen Dinge hatte Martin offenbar geschwiegen. Wenigstens bis jetzt.

»Ich gebe zu, dass ich von dieser, nun ja, moralisch problematischen Beziehung zwischen den beiden wusste«, sagte er langsam. Er schaute die Kommissarin an. Plötzlich hatte er nur den Wunsch Josefs Namen zu schützen. »Ich bitte Sie sehr, diese Sache vertraulich zu behandeln. Nicht auszudenken, wenn die Öffentlichkeit davon erführe. Die Sensationspresse würde sich auf diese Geschichte stürzen. Trotz dieser ... Schwäche war Herr Oster ein großartiger Mensch, glauben Sie mir. Er hätte es nicht verdient, von den Medien in den Schmutz gezogen zu werden.«

Ihm schien, dass ihr forschendes Polizistengesicht etwas freundlicher wurde. »Ich habe nicht viel für die Sensationspresse übrig«, sagte sie. »Wir sind nicht daran interessiert, diese Sache an die große Glocke zu hängen. Vorausgesetzt, Herr Hatheyer hat tatsächlich nichts mit dem Mord zu tun, wie er behauptet. Das prüfen wir noch.« An ihrem Blick merkte Scharenbroich, dass sie ihn und Martin nach wie vorverdächtige. Aber vielleicht hatte das gar nichts zu bedeuten. Vielleicht verdächtige sie einfach grundsätzlich alle und jeden. Sie mussten an der Leiche Fingerabdrücke gefunden haben - seine und Martins. Oder konnte man auf menschlicher Haut oder auf Kleidung überhaupt keine Fingerabdrücke feststellen? Er hatte keine Ahnung von Polizeiarbeit. Vielleicht war es besser, in diesem Punkt die Wahrheit zu sagen. Unter anderem darüber hatte er mit Martin sprechen wollen, *bevor* die Polizei ihn ausfragte. Nun war es zu spät. Er spürte, wie sich auf seiner Stirn wieder Schweißtropfen bildeten. Den scharfen Augen der Kommissarin entging das gewiss nicht.

Sie schaute ihn durchdringend an, dann wieder Martin. »Ich habe das Gefühl, dass Sie beide mir etwas verschweigen, das mit dem Mord in Zusammenhang steht«, sagte sie. »Dass zwischen Herrn Hatheyer und dem Dompropst eine etwas ungewöhnliche Beziehung bestand, hatte ich bereits vermutet. Aber wo ist das Motiv für den Mord? Dass Herr Oster Einbrecher auf frischer Tat ertappt hat, können wir ausschließen, denn es fehlt jedes Anzeichen für einen Einbruch. Warum wurde er also ermordet? Und wer hat ihn draußen vor den Dom gelegt?«

Auf ihre erste Frage weiß ich ja selbst keine Antwort, dachte Scharenbroich,

und was die zweite Frage angeht... »Ich bin selbst ratlos, Frau ...«

»Wendland«, erinnerte dieser Kommissar Tönsdorf ihn, mit einem gemütlichen Grinsen, das Scharenbroich völlig fehl am Platze fand.

»Ja. Ich habe wirklich keine Ahnung, wer dieses Verbrechen begangen haben könnte.«

Wieder dieser stechende Blick. Sie war fast einen Kopf größer als er.

»Vielleicht sagen Sie sogar die Wahrheit.« Ihre Stimme klang nachdenklich.

»Andererseits haben wir diese Zeugin, die behauptet, zwei Priester, ein kleiner, rundlicher und ein dünner« - sie schaute erneut Martin an - »hätten die Leiche aus dem Dom nach draußen getragen.« Nach einer kurzen Pause sagte sie: »Ich werde Sie beide der Zeugin gegenüberstellen.«

Scharenbroich registrierte, dass der dicke Kommissar Tönsdorf plötzlich ein bedenkliches Gesicht machte. Was mochte das für eine Zeugin sein? Jemand, der sich nachts auf der Domplatte herumtrieb. Tönsdorf hielt diese Zeugin offenbar nicht für zuverlässig. Herrgott, er und Martin waren so aufgeregt und in Panik gewesen, sie hatten sich nur ganz rasch und flüchtig umgeschaut, ehe sie wieder im Dom verschwunden waren.

Ich werde der Kommissarin alles erzählen, dachte er plötzlich, nichts über das Geheimnis, aber alles andere - wie Martin mich in der Nacht aus dem Bett geklingelt und mich hinunter in die Krypta geführt hat, zu Josef, und wie wir ihn mühsam und qualvoll hinaufgeschleppt haben ... damit man ihn nicht dort unten findet, in der heiligen Krypta, und so dicht an der Tür zum Geheimen Gewölbe - das werde ich ihr natürlich nicht erzählen. Ich muss versuchen, ihr plausibel zu machen, dass wir einfach keinen Mord im Dom wollten, dass wir Josef deshalb in einer Panikreaktion nach draußen gebracht haben. Ob sie mir das abnimmt?

Er spürte, wie der Boden unter seinen Füßen weich wurde. Ich brauche einen Stuhl, dachte er. Die schreckliche Wunde an Josefs Kopf. Das kann niemals Martin gewesen sein. Aber wenn Ermekeil Recht hatte, wenn er diesen anonymen Anrufer nun doch erfunden hatte?

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte die Kommissarin. Ihre Stimme klang etwas sanfter.

»Ich ... muss mich einen Moment hinsetzen.« Sie nahm ihn beim Arm und führte ihn zu einem Stuhl. Als er saß, fühlte er sich gleich besser. Er zog sein Taschentuch aus der Hose und wischte sich die Stirn ab. »Im Moment habe ich keine weiteren Fragen«, sagte sie. »Die Gegenüberstellung kann ich Ihnen aber nicht ersparen.« Sie nickte ihrem Kollegen zu. Dann verabschiedeten sich die beiden knapp und gingen. Endlich war Scharenbroich mit Martin allein.

»Sie sind sehr blass, Domdechant«, sagte Martin, als die Polizisten die Bibliothekstür hinter sich geschlossen hatten. »Du hast ihnen nichts erzählt über ...« Martin schüttelte den Kopf. »Nicht Ihnen zuliebe, sondern wegen Josef, das wissen Sie. Ihm habe ich versprochen zu schweigen.«

»Aber sie wissen jetzt über eure Beziehung Bescheid.« Martin seufzte und betrachtete seine Hände, deren Finger lang und schlank waren. Als Scharenbroich irgendwann Josef sehr eindringlich gefragt hatte: »Warum? Warum dieser Junge und warum jetzt?«, hatte Josef gelächelt und geantwortet: »Ich weiß es nicht. Vielleicht wegen seiner schönen Hände und seiner großen, träumenden Augen.« »Ich glaube, dieser Kommissarin entgeht nichts. Es schien mir besser, es ihr zu sagen. Die *unsittliche* Beziehung« - ein spöttisches Lächeln huschte über sein Gesicht - »zwischen Josef und mir ist doch Grund genug, Dinge zu vertuschen und geheim halten zu wollen. Vielleicht bohrt sie dann nicht in einer anderen Richtung nach. Sonst würde sie am Ende noch auf unser Geheimnis stoßen. Und das wollen Sie so wenig wie ich, nicht wahr?« Er sah Scharenbroich an. Große, dunkle Augen.

Scharenbroich wandte sich ab. »Martin, ich brauche das Buch. Und den Schlüssel«, sagte er, während sein Blick rastlos an den Bücherregalen entlangwanderte. »Angenommen, ich hätte sie ...«

Scharenbroich war mit seiner Geduld am Ende. »Also gut! Ich bin überzeugt, dass du sie hast. Entweder, du übergibst sie mir, oder... oder ich sage der Polizei, dass ich dich verdächtige!«

Martin lachte bitter auf. »Sie wollen mir den Mord an Josef in die Schuhe schieben? Bestimmt möchte das ganze Domkapitel gerne, dass die Polizei mich für den Mörder hält. Dann würde endlich wieder Ruhe einkehren, nicht wahr?«

Scharenbroich versuchte das Zittern seiner Hände unter Kontrolle zu bekommen. »Sagen wir es so: Wenn du mir das Buch und die Schlüssel übergibst, tue ich, was ich kann, um dich zu entlasten.«

»Ein Geschäft also. Ein Geschäft von der Art wie damals, als Sie mich mit Josef verkuppelt haben.« »Herr im Himmel!«, stöhnte Scharenbroich. »Wenn du ihn nicht umgebracht hast, kommt nur jemand von den weltlichen Mitgliedern der Geheimen Zunft in Frage. Wer sonst könnte es gewesen sein? Ich kenne diese weltlichen Mitglieder nur dem Namen nach. Um mehr herauszufinden, brauche ich das Buch!«

Martin sprang auf, ging mit raschen Schritten zum Fenster und starrte einen Moment schweigend nach draußen. Dann kam er zurück und blieb vor Scharenbroich stehen. Mit vor Erregung zitternder Stimme sagte er: »Ich glaube es ist das Beste, wenn ich das Buch verbrenne. Es enthält ein dunkles

Geheimnis. Niemand sollte Zugang dazu haben. Aber vermutlich ist der bereits entstandene Schaden ohnehin nicht wieder gutzumachen. Josef und Schwester Hildegardis wollten versuchen, das Verhängnis noch aufzuhalten. Dafür haben sie mit dem Leben bezahlt.«

»Du gibst also zu, dass du das Buch hast!«, rief Scharenbroich. »Gib es mir, Junge! Wir finden bestimmt eine Lösung ...« Er zögerte. Erst jetzt wurde ihm die Bedeutung von Martins letztem Satz klar. Mit weit aufgerissenen Augen sah er ihn an. »Kennst du etwa den Mörder?« »Ich musste Josef schwören, über all das zu schweigen, und das werde ich auch tun«, sagte Martin. »Alles ist jetzt in Gottes Hand.« Sein Gesicht verzerrte sich plötzlich. Er schaute sich wild um, als ob er irgendwo Schutz suchte. »Vielleicht verbrenne ich es«, sagte er noch einmal. Dann lief er aus der Bibliothek.

»Das darfst du nicht!«, rief ihm Scharenbroich hinterher, hatte aber nicht die Kraft aufzuspringen und ihm nachzujagen. Matt und elend saß er vor den staubigen Bücherregalen, starrte vor sich hin und fragte sich, was Josef Oster wohl an seiner Stelle getan hätte.

»Findest du wirklich, dass diese Gegenüberstellung mit Karla Sinn macht?«, fragte Tönsdorf und schnippte seinen Zigarettenstummel aus dem Seitenfenster. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir von ihr eine brauchbare Aussage erhalten.«

»Hast du einen besseren Vorschlag?« Während sie vor einer Ampel warteten, sah Susanne eine junge Frau mit einem kleinen Jungen an der Hand auf dem Bürgersteig gehen. Der Junge schaute zu ihr hoch und sagte etwas, und die Frau lachte und streichelte ihm über den Kopf. Susanne musste an Maggie, die Frau im Krankenhaus denken, die ihren Sohn verloren hatte. Was den Hauseinsturz anging, gab es keine neuen Erkenntnisse, aber Vandenberg hatte sich offenbar nicht bei Oberstaatsanwalt Herkenrath über sie beschwert. Jedenfalls hatte Antweiler nichts dergleichen erwähnt. »Wir haben noch den Portier«, sagte Tönsdorf. »Seine Beschreibung der dritten Person, die weggerannt ist, passt auf Hatheyer.« Nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu: »Es geht dir nicht um Karlas Aussage. Du willst Scharenbroich weichkochen, stimmt's?«

Susanne schob die Erinnerung an die bandagierte Frau in der Klinik beiseite und konzentrierte sich wieder auf den Dompfropst-Fall. »Weichkochen... na ja. Ich gebe zu, die Methode ist nicht sehr nächstenliebend. Aber Scharenbroich scheint mir kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen. Ich will ihn dazu bringen, dass er endlich redet.« Tönsdorf grinste. »Treib's nicht zu schlimm,

sonst wirst du am Ende noch vom Erzbischof exkommuniziert.« Susanne winkte ab. »Damit käme er viel zu spät. Bin selber längst aus der Kirche ausgetreten. Aber mein Vater wird sich vermutlich im Grab rundrehen, wenn ich einem Bischof am Zeug flicke.«

»Glaubst du, der Hatheyer ist der Mörder?« Susanne sah die Gesichter der Passanten draußen vor dem Autofenster vorbeigleiten. Wie viele von denen waren potenzielle Mörder? »Ich finde ihn ein bisschen zu zart und zierlich für so was. Kannst du dir vorstellen, dass er sich vor einen so stattlichen Mann wie Oster hinstellt und ihm einen schweren Kerzenleuchter über den Schädel zieht?«

»In manchen Situationen entwickeln die Leute erstaunliche Kräfte ...« Nun begann einer von Tönsdorfs Monologen, bei denen Susanne meist nur mit einem Ohr zuhörte. »Da war zum Beispiel diese Totschlag-Sache drüben in Deutz. Damals war ich noch im Kommissariat Sieben. Beim alten Karpenstein. Der ist ja inzwischen leider unter der Erde. Eines Nachts werden wir in so ein altes, heruntergekommenes Mietshaus gerufen. Damals war der Becker mein Partner, den sie später wegen Korruption drangekriegt haben. Was aber nur daran lag, dass seine Frau immer viel zu viel Geld ausgab, und er vor lauter Schulden nicht mehr wusste ... Na ja, egal. Jedenfalls gehen der Becker und ich in dem alten Mietskasten die Treppe hoch, mit gezogener Knarre. Von oben ist lautes Geschrei zu hören. Plötzlich fällt mir von oben ein Arm genau vor die Füße. Ein blutender, abgehackter Arm. Becker schreit wie am Spieß. Ich die Treppe rauf, verstehst du? Da ist diese Frau mit der Axt in der Hand. Ein kleines, zierliches Persönchen. Die ist durchgedreht und mit der Axt auf ihren Mann los, einen Riesenkerl. Hat die Axt über den Kopf geschwenkt, als wollte sie Holz hacken. Und dem Mann damit den Arm abgetrennt. Alles voller Blut...«

Zu Susannes Erleichterung piepste ihr Handy. Solche Geschichten hatte Tönsdorf eine ganze Menge auf Lager. Während sie das Handy aus der Jackentasche fischte, starrte sie nach draußen auf die Passanten. Frisuren zogen vorbei, Gesichter - und Arme. Sie schluckte und meldete sich.

»Antweiler hier. Ich habe mit Herkenrath gesprochen. Eine Spurensicherung im Dom kommt einstweilen nicht infrage. Dafür gibt er uns kein grünes Licht. Zu viel öffentliches Aufsehen.« »Mist. Und wenn wir es nachts machen, sodass es niemandem auffällt? Wenn Oster im Dom ermordet wurde, müssten sich dort irgendwelche Spuren finden lassen.« »Hm. Nachts? Vergessen Sie nicht, wie riesig der Dom ist. Na gut, ich rede noch mal mit Herkenrath. Wie ist das Gespräch mit Martin Hatheyer verlaufen?«

»Wie erwartet. Er hat die Beziehung zugegeben. Ich will ihn und Scharenbroich Karla gegenüberstellen.« »Halten Sie das für eine gute Idee, Wendland?« »Ich denke, es ist einen Versuch wert.« Selbst dann, wenn Karla nicht mehr wusste, wie die »Gespenster« ausgesehen hatten, die in der Mordnacht Oster aus dem Dom trugen. Der Druck auf Scharenbroich zählte. Außerdem konnten sie Hatheyer dem Portier gegenüberstellen. Aber sie bezweifelte, dass es etwas bringen würde. Es war zu dunkel und der Portier zu weit entfernt gewesen, um eine brauchbare Aussage von ihm zu erhalten.

»Da ist noch etwas: Maggie Bertram hat wegen des Hauseinsturzes Anzeige gegen Vandenberg erstattet. Lenzgen und Remmer waren im Krankenhaus und haben die Anzeige aufgenommen. Vermutlich steht das morgen früh in der Zeitung, und heute Abend kommt es schon im Radio. Lenzgen sagt, diverse Journalisten hätten vor dem Zimmer der Bertram herumgelungert.«

Susanne stöhnte. »Darum kann ich mich heute wirklich nicht auch noch kümmern!«

»Beruhigen Sie sich, Wendland. Heute nicht mehr. Aber morgen. Ich höre ein Ja? Sehr gut!« Er legte auf. Susanne fluchte. »Wann habe ich eigentlich das letzte Mal Urlaub gemacht?«, fragte sie. Die Frage war nicht direkt an Tönsdorf gerichtet, sondern eher rhetorisch gemeint. Tönsdorf fühlte sich dennoch angesprochen und zuckte die Achseln. Während er sich die nächste Zigarette anzündete, sagte er: »Du weißt doch, Polizeibeamte machen keinen Urlaub. Die schieben nur ständig einen Berg Überstunden vor sich her.«

Oder fahren in Kur, wollte Susanne hinzufügen, verkniiff es sich aber. Plötzlich kamen ihr hintereinander zwei Einfälle. Antweiler mochte als Chef seine guten und seine schlechten Seiten haben, aber es ließ sich nicht leugnen, dass er auf sie immer wieder inspirierend wirkte, obwohl sie keine Ahnung hatte, wie er das anstellte. Offenbar wandte er irgendeinen besonderen psychologischen Trick an, den sie noch nicht durchschaut hatte.

Der erste Einfall betraf die Gegenüberstellung. Es war eigentlich nicht sinnvoll damit bis morgen zu warten. Dann hatte Scharenbroich Zeit, sich seelisch vorzubereiten. »Hör zu, wir ändern das Programm«, sagte sie. »Du fährst nach Nippes und holst Karla. Wir machen die Gegenüberstellung heute noch. Lass mich da vorn an der U-Bahn-Haltestelle raus.« Sie schaute auf die Uhr. »Wir treffen uns in zwei Stunden an der Dompropstei. Und bestelle Martin Hatheyer und Scharenbroich in dessen Büro. Warte mit Karla draußen im Wagen. Alles Weitere besprechen wir dann. Wir sollten die Sache so durchziehen, dass dabei für Scharenbroich und Hatheyer möglichst viel Stress entsteht.« Tönsdorf schaute sie erstaunt an und fuhr rechts ran. »Was machst du inzwischen?«,

fragte er. »Ich werde einem lebenden Geschichtsbuch einen Besuch abstatten.« Dies war der zweite Einfall. Susanne stieg aus und Tönsdorf fuhr kopfschüttelnd davon.

Heiko saß vorne im kleinen, engen, aber immer gut geheizten Büro der *Zuflucht*, trank Kaffee und dachte über Karla nach. Heiko war Zivi, einer von drei Zivis, die den beiden Patres bei der Führung der *Zuflucht* halfen. Heiko arbeitete nun seit fünf Monaten hier und er hatte das Gefühl, dass er in dieser Zeit mehr über das Leben gelernt hatte als in den neunzehn Jahren davor. Er hatte sich gleich nach dem Abitur einen Zivildienstplatz gesucht, Pater Sparn hatte ihm die Stelle in der *Zuflucht* angeboten und nach einer Nacht schlaflosen Grübelns hatte Heiko zugesagt. Heiko stammte aus einem behüteten Elternhaus. Es hatte ihm nie an irgendetwas gefehlt. Aber es hatte ihn lange schon irritiert, dass am Rand seiner Welt Menschen existierten, die den ganzen Tag auf Bänken saßen und tranken, mit roten Gesichtern und verfilzten Haaren, manche still und dumpf, andere laut und streitsüchtig. Und es waren nicht nur Alte darunter. Manche waren kaum älter als er selbst. Oder man sah sie neben der Straße, klapprige, mit Plastiktüten und zerschlissenen Rucksäcken beladene Fahrräder schiebend.

Er nahm den Job an, um mehr über diese Menschen herauszufinden, die sich selbst Berber nannten, Menschen die nichts besaßen, auf der Straße lebten, tranken und starben. Oder manchmal in Pater Sparns *Zuflucht* strandeten. Die *Zuflucht* war ein altes, schon recht auffälliges Backsteingebäude, eine frühere Grundschule, und stand gleich neben einer schönen kleinen Kirche aus dem neunzehnten Jahrhundert. Seit fünf Jahren betreute Pater Sparn hier seine »Gemeinde«, wie er es nannte.

In der *Zuflucht* wurde jeder aufgenommen, bekam ein Bett und drei einfache Mahlzeiten am Tag, aber es gab vier Gebote, die alle beachten mussten. Wer eines davon missachtete flog hinaus, auf der Stelle: kein Alkohol und keine Drogen, Mithilfe in Haus und Garten und bei Reparaturarbeiten, nicht Klauen und jeden Tag dreimal mit den Patern nebenan in der Kirche beten. In den ehemaligen Klassenräumen standen jeweils acht Betten und zu jedem Bett gehörte ein Schrank. Es gab zwei Aufenthaltsräume, einen mit, einen ohne Fernseher, und einen großen Garten, um den sich die Berber selbst kümmern mussten. Frauen und Männer schliefen getrennt. Die Aufenthaltsdauer war auf sechs Wochen beschränkt. Danach mussten sie wieder hinaus auf die Straße. Aber die wenigsten blieben so lange. Denen, die sesshaft werden wollten, halfen die Patres eine Wohnung oder einen Dauerplatz in einem Wohnheim zu

finden. Oder einen Therapieplatz, von denen es allerdings viel zu wenige gab. Pater Sparn war ein kleiner, dürrer, weißhaariger Mann irgendwo zwischen sechzig und siebzig. Vielen seiner Gäste reichte er nur bis zur Brust, aber alle hatten sie vor ihm einen Heidenrespekt, der Heiko immer wieder erstaunte. Was Sparn sagte, wurde befolgt. Wenn er einen Berber hinauswarf, weil der gegen eines der vier Gebote verstoßen hatte, packte der Betreffende seine Sachen zusammen und ging, ohne zu murren. Nach sechs Wochen durften Hinausgeworfene aber wiederkommen, denn »Gott vergibt immer«, wie Sparn sagte. Gab es Streit, was vor allem bei den Männern des Öfteren vorkam, brauchte nur Pater Sparn in der Tür zu erscheinen und es wurde mucksmäuschenstill im Raum. Als Heiko den Pater einmal fragte, wie er es denn anstelle, dass diese rauen Typen einen solchen Respekt vor ihm hatten, lächelte Sparn nur und antwortete: »Das ist der Heilige Geist. Die Kraft des Gebets. Ich habe Gottes Feuer im Herzen. *Davor* haben die Menschen Respekt.« Heiko war überzeugter Atheist. Das hatte er Pater Sparn seinerzeit beim Bewerbungsgespräch auch offen gesagt, was diesen aber nicht davon abgehalten hatte, Heiko einzustellen. Heiko wusste nicht recht, was er mit Spams Antwort anfangen sollte. Sie verunsicherte ihn. Der zweite Pater, Spams rechte Hand, wirkte äußerlich weitaus Respekt einflößender. Pater Michl war ein großer, gewichtiger Bayer mit mächtigen Oberarmen. Michl erzählte nie etwas von sich, aber Heiko hegte den Verdacht, dass der Bayer selbst jahrelang auf der Straße gelebt hatte. Mit seinem Rauschebart und seinem Lederoutfit sah er aus wie diese in Ehren ergrauten Harley-Davidson-Freaks in Kalifornien. Auf seine Arme waren Kreuze und Jesusbilder tätowiert. In seiner knapp bemessenen Freizeit brauste Michl auf einer »Gummikuh«, einem alten BMW-Motorrad, durch die Gegend.

Michl zeigte den Zivis Nahkampftricks. »Ihr seid's nicht so stark im Glauben wie der Pater Sparn«, sagte er dazu. »Da kann's hilfreich sein, wenn's euch Selbstsicherheit verschafft, dadurch dass ihr ein paar Kniffe für Notfälle kennt.« Einmal in der Woche kam die Polizei ins Haus und überprüfte die Personalien der Leute. Mit einem der Polizisten, einem Kripo-Kommissar namens Tönsdorf, war Sparn besonders gut befreundet. Sie stammten aus dem gleichen Kölner Viertel. »Tönsdorf hat ein riesengroßes Herz. Weich wie Butter«, sagte Sparn über ihn. »Er ist ein Engel auf zwei Beinen, und ist sich dessen gar nicht bewusst. Er lebt selbst ganz nah am Abgrund und weiß, wie leicht manche Leute da hineinstürzen.« Mit dem »Abgrund« meinte Sparn immer Alkohol oder Drogen. Tönsdorf kam häufig auf einen Kaffee vorbei, um mit Sparn und Michl ein Schwätzchen zu halten. Und er brachte ihnen

menschliches Strandgut, das er irgendwo in der Stadt aufgelesen hatte. Vor drei Tagen hatte er ihnen Karla gebracht. »Gebt ein bisschen auf sie Acht«, hatte Tönsdorf gesagt. »Sie ist ziemlich durch den Wind und sie hat gerade ihren Beschützer verloren. Ich schaue wieder nach ihr.« Heiko versuchte immer mit den »Flüchtlingen«, wie Michl ihre Hausgäste nannte, ins Gespräch zu kommen und etwas über ihr Leben in Erfahrung zu bringen. Manche schwadronierten lauthals drauflos und erzählten Geschichten, bei denen man das Gefühl hatte, sie übertrieben maßlos oder logen, dass sich die Balken bogen. Manche waren still und in sich gekehrt. Das waren für Heiko die Sympathischeren. Viele von ihnen strahlten eine ruhige Würde aus. Man musste erst ihr Vertrauen gewinnen, ehe sie zu erzählen begannen. Zumeist waren es düstere Geschichten von Missbrauch und Gewalt. Dann waren da noch die, die bereits so erloschen waren, dass sie überhaupt nicht mehr redeten oder nur zusammenhanglos vor sich hin stammelten. Bei ihnen konnte Heiko die Lebensgeschichten nur aus den Gesichtern lesen. Karla hatte ihn sofort fasziniert. Sie war anhänglich wie ein kleines Kind und schien sich über jede Art der Zuwendung zu freuen, auch wenn sie kaum sprach. »Wir glauben, dass sie Zeugin eines Verbrechens geworden ist«, hatte Kommissar Tönsdorf gesagt. »Wenn sie irgendwas Auffallendes erzählt, gebt mir bitte Bescheid.«

Während der ersten beiden Tage war Karla sehr passiv gewesen. Sie sagte praktisch kein Wort, erwiderte aber jedes Lächeln. Die ganze Zeit saß sie auf ihrem Bett und starrte vor sich hin. Heiko, der beschlossen hatte sich um sie zu kümmern, musste sie zur Essenszeit bei der Hand nehmen und in den kleinen Speisesaal führen. Dort aß sie, was ihr vorgesetzt wurde, und blieb anschließend still sitzen, bis Heiko sie an der Hand wieder in ihren Schlaf räumte. Pater Sparn hatte beschlossen, ihr drei Tage Eingewöhnungszeit zu lassen, ehe sie zur Mitarbeit im Haus aufgefordert wurde. »Warten wir mal ein bisschen ab«, sagte er. »Vielleicht stellt sich ja auch heraus, dass wir sie in die Psychiatrie bringen müssen, weil die ihr dort besser helfen können.«

Als Heiko Karla heute zum Frühstück abholte, wirkte sie anders auf ihn, nervös und aufgeregt. Ihre Augen huschten unruhig hin und her und sie umklammerte seine Hand ganz fest. Als sie dann im Speisesaal saß, wollte sie nicht essen. »Was hast du, bist du krank?«, fragte Heiko und versuchte sie zu beruhigen. Sie starrte vor sich hin und murmelte nur: »Ich habe keinen Hunger.«

»Na gut«, sagte Heiko, »aber du musst mir versprechen, dass du heute Mittag wenigstens was isst.« Später am Vormittag ging er noch einmal in ihren Schlafraum, um nach ihr zu sehen. Am Tisch saßen die lange Eise und die Polin, rauchten und spielten Karten. Eise, eine knochendürre, rothaarige Frau

in den Vierzigern blickte auf und sagte: »Ich glaube, die Neue muss in die Klappe.« Karla saß auf dem Bett und zitterte. »Was ist los?«, fragte Heiko. Karlas Blick irrte im Zimmer umher. »Ich spüre die Kraft«, murmelte sie. »Starke Kraft...«

»Ach, redet schon ganzen Morgen solche Scheiße«, sagte die Polin. »Ist krank in Kopf, würde ich meinen, Heiko, ganz krank in Kopf!«

Heiko setzte sich neben Karla aufs Bett. »Was denn für eine Kraft?«

Karla zeigte auf den Fußboden. »Da unten ... starke Kraft.« »Ist ganz krank in Kopf von Schnaps. Armes Ding«, sagte die Polin.

»Ach, sei doch mal still!«, sagte Heiko, was bei der Polin aber im Allgemeinen wenig nützte. »Was meinst du denn damit, Karla? Da unten ist doch nichts. Nur der Kartoffelkeller und der Erdboden.« »Starke Kraft ... wird immer schlimmer. Wird gefährlich.«

Mehr sagte Karla nicht. Heiko blieb einen Moment bei ihr sitzen und hielt ihre Hand. Das Zittern ließ nach. Als er sie mittags zum Essen holte, lächelte sie wieder. Offenbar war der sonderbare Anfall vorüber, und sie aß widerstandslos ihre Suppe auf.

Im Moment war Heiko allein, weil Pater Sparn sich heute auf Spendensammeltour befand und Michl mit Frank, dem Zivi, mit dem sich Heiko die Schicht teilte, zum Einkaufen gefahren war. Wenn die beiden nachher zurückkommen, werde ich wieder nach Karla sehen, nahm er sich vor. Es schien ihm, dass sie Vertrauen zu ihm gefasst hatte. Er wollte sich bei Pater Sparn dafür einsetzen, dass Karla bleiben durfte und nicht in die Psychiatrie geschickt wurde. Plötzlich klopfte jemand an die Glasscheibe, die vom Büro auf den etwas düsteren Eingangsflur des Hauses ging. Als die *Zuflucht* noch eine Schule gewesen war, hatte hier der Hausmeister gegessen.

Heiko schob das Fenster auf. Die Polin stand draußen. »Ist weg, das arme Ding. Ist verschwunden von Erdboden.« »Was? Karla ist weg?«

»Na, Else und ich sind gegangen ein bisschen fernsehen. Da war Karla auf Bett, wie immer. Hat wieder ein bisschen geredet wie heute Morgen. Na, du weißt schon. Diese Kraft, diese Kraft und so. Nach zehn Minuten ich merke, ich habe vergessen Zigaretten. Also gehe ich zurück. Na, und Karla ist weg. Wir haben geguckt überall in Haus, auf Klo, überall. Nix.«

»Wann war das?«, fragte Heiko. »Na, eben. Paar Minuten.«

Else kam hinzu. »Ich weiß, wo die Verrückte ist!«, verkündete sie. »Der Willi hat sie in die Kirche gehen sehen.« Heiko überlegte. Streng genommen durfte er seinen Platz nicht verlassen, solange er allein im Haus war. Andererseits

handhabte Pater Sparn solche Dinge flexibel. »Wichtig ist, immer die Erfordernisse des Augenblicks zu sehen«, sagte er. »Das ist besser als sture Regeln.« »Ich gehe mal schnell rüber und sehe nach ihr«, sagte Heiko. »Bleibt ihr beiden solange hier beim Büro. Und wenn das Telefon klingelt, ruft ihr mich, okay?« »Klar, Chef«, sagte Else.

Eilig ging Heiko über den Hof zur Kirche hinüber. Willi, ein dürrer Alter mit gelben, toten Augen, der seit drei Wochen in der *Zuflucht* lebte, war gerade dabei, den Hof zu kehren. »Die Karla ist in der Kirche«, sagte er. »Hat mit sich selbst geredet, als sie hier vorbeikam. Hat mich gar nicht gesehen.« Der Seitenausgang der Kirche ging zum Hof der *Zuflucht* hinaus und war Tag und Nacht geöffnet, sodass die Berber jederzeit Zutritt zu ihr hatten - außer wenn in ihr Pfarrgottesdienste stattfanden. Obwohl er nicht an Gott glaubte, mochte Heiko Kirchen wie diese. Sie war im neugotischen Stil gebaut und wirkte auf ihn sehr romantisch. Wenn er Zeit dazu hatte, ging er täglich für ein paar Minuten hinein, um das Spiel des Lichtes in den hohen, bunten Fenstern zu bewundern. Die beiden Patres sorgten dafür, dass drinnen immer viele Kerzen brannten.

Die Kirche wurde nicht nur von Spam und Mich! für ihre Schäfchen genutzt, sondern an manchen Tagen auch für Gottesdienste der hiesigen Pfarrei, die aber noch über eine größere Kirche zwei Straßen weiter verfügte. Die Teilnahme an den Pfarrgottesdiensten war Pater Spams Berbern aber untersagt, worüber Spam immer wieder in heftigen Streit mit dem Pfarrer und dessen Gemeinderat geriet. »Diese Sonntagschristen!«, polterte er dann. »Aber ich gebe nicht auf. Mit Gottes Hufe kriege ich sie eines Tages so weit, dass unsere Leute ganz normal mit ihnen Gottesdienst feiern dürfen. Ich bearbeite sie immer wieder neu deswegen!« Heiko zog die schwere, quietschende Tür auf und ging hinein. Drinnen herrschte Dämmerlicht, da der Tag grau und wolkig war. Der Weihrauchgeruch vom Mittagsgebet hing noch in der Luft. Michl hatte es heute geleitet, sein bayerischer Bass hallte dabei immer sehr eindrucksvoll durch die Kirche. Anfangs schien es völlig still zu sein, dann hörte Heiko eine Stimme, einen leisen, fremd wirkenden Singsang: Karlas Stimme. Die Worte konnte Heiko nicht verstehen.

Heiko entdeckte sie nicht sofort. Die Stimme kam von vorn, vom Altar. Was tat Karla dort? Langsam, mit einem scheuen Gefühl, ging Heiko zwischen den alten, abgewetzten Kirchenbänken hindurch. Vielleicht betet sie, dachte er. Vielleicht sollte ich sie dabei nicht stören, ihre Privatheit respektieren.

Er blieb stehen, konzentrierte sich auf diesen leisen Singsang, der vorne beim Altar aufstieg, und versuchte Karlas geflüsterte Worte zu verstehen. Vielleicht war es nicht richtig, sie zu belauschen, aber seine Neugierde siegte.

Er konnte nicht anders, er musste mehr über Karlas Geheimnis herausfinden. Außerdem erfuhr er auf diesem Weg vielleicht etwas, das ihm half, Karla vor der Psychiatrie zu bewahren.

Langsam ging er weiter auf den Altar zu. Wo war sie? Er sah sie nicht. Jetzt hatte er sich weit genug genähert, um die Worte verstehen zu können.

«... starke Kraft ... ich komme, ich komme ... du bist unruhig... ich spüre dich... ich komme ... die anderen sind blind und taub ... aber ich spüre dich ... ich komme ...» Irgendetwas an Karlas merkwürdiger Litanei machte Heiko Angst, ohne dass er genau sagen konnte, was es war. Sein Herz schlug schneller. Leise stieg er die Stufen zum Altar hoch. Er entdeckte Karlas Füße, die in zerschlissenen, löchrigen Turnschuhen steckten.

Sie lag hinter dem Altar auf dem Bauch, genau im Zentrum des gotischen Fensterrunds. Sie presste mit geschlossenen Augen ihr linkes Ohr auf den Steinboden, als lausche sie auf etwas, das von unten heraufdrang. Auch ihre Handflächen waren fest auf den Boden gepresst. Ihr Körper wirkte angespannt und wurde in kurzen Abständen von einem heftigen, krampfartigen Zittern geschüttelt, das wellenförmig abebbte und dann erneut begann. Es sah sehr beunruhigend aus, als führten Karlas Muskeln ein Eigenleben. »Karla«, sagte Heiko leise. Er merkte, wie ihm kalter Schweiß ausbrach. Was um alles in der Welt war mit ihr los? Sie bemerkte ihn nicht, lag weiter dort auf dem Boden, das Ohr gegen die Steine gepresst, vor sich hin flüsternd, zitternd. »... ich komme ... ich spüre dich ...« Heiko beugte sich hinunter und berührte Karla vorsichtig an der Schulter. Ihr zitternder Schultermuskel fühlte sich unter seiner Hand an wie ein schwach flatternder Vogel. Doch Karla schien Heikos Anwesenheit überhaupt nicht zu bemerken.

Einen Moment starrte er voller Unruhe auf sie hinab, während sie unaufhörlich zitterte und flüsterte. Dann richtete er sich auf und lief aus der Kirche.

Eise und die Polin hatten pflichtbewusst das Büro bewacht. »Und, ist sie in Kirche?«, fragte die Polin. »Was macht sie denn dort, das dumme Ding?«, fragte Else. »Es geht ihr gar nicht gut«, sagte Heiko und suchte Pater Sparns Handynummer heraus. Zum Glück hatte der Pater sein Handy eingeschaltet, was er manchmal vergaß, wenn er unterwegs war. »Was gib't's, Junge? Du klingst ja ganz aufgeregt.«

Er beschrieb Sparn, was mit Karla los war. Er ahnte, dass er sie nun nicht mehr vor der Psychiatrie bewahren konnte. »Ich weiß, du hörst das nicht gern, aber sie muss eingewiesen werden. Sie ist psychotisch und braucht eine stationäre Behandlung.«

Heiko seufzte. »Ich hatte gehofft...« »Hör mal, sie ist dir sympathisch und du möchtest ihr gerne helfen. Das ist gut. Aber wir *können* ihr hier nicht helfen.« »Die geschlossene Psychiatrie ist wie ein Gefängnis.« »Sie bleibt ja nicht lange dort«, sagte der Pater. »Nur, bis ihre Psychose unter Kontrolle ist. Hör zu, du kannst jetzt nur eines für sie tun: Bestell einen Krankenwagen und sag in der Notaufnahme der Landesnervenklinik Bescheid.« Heiko wusste, dass der Pater Recht hatte, aber etwas in ihm sträubte sich dagegen, Karla in die Klinik schaffen zu lassen, wo man sie mit Medikamenten ruhig stellen würde. »Hör zu, Junge«, sagte Sparn. »Ich mache es selbst, okay? Hier vom Handy aus. Geh du rüber in die Kirche und bleib bei ihr, bis der Krankenwagen kommt. Solange ist das Büro eben unbesetzt.«

Heiko spürte, wie Else und die Polin ihm nachstarrten, als er wieder hinüberging.

In der Kirche war es jetzt völlig still, Karlas sonderbares Geraune war verstummt. Heiko ging nach vorn zum Altar. Karla lag nicht mehr dort. Einen Moment starrte Heiko auf den grauen Steinboden, dann schaute er sich um. »Karla?«, sagte er laut. Seine Stimme hallte durch die Kirche. Als er die Kirche vergeblich abgesucht hatte, lief er zurück zum Haus. Willi war inzwischen hineingegangen. Er, Else und die Polin halfen Heiko, die ganze *Zuflucht* nach Karla abzusuchen. Ergebnislos. Vom Büro aus wählte Heiko die Nummer im Polizeipräsidium, die ihnen Kommissar Tönsdorf gegeben hatte.

Nach längerem Klingeln meldete sich ein Beamter. »Kommissar Tönsdorf? Nein, der ist unterwegs.« Heiko berichtete aufgeregt, was geschehen war. »Keine Panik«, sagte der Mann im Polizeipräsidium, »ich informiere Kommissar Tönsdorf. Die Beschreibung der vermissten Person liegt uns ja vor. Ich gebe sie an unsere Funkstreifen weiter. Wir finden sie bestimmt rasch. Das Beste wird sein, wir bringen sie dann gleich in die Psychiatrie.«

Heiko starrte durchs Fenster auf den Hof und hinüber zur dunkelgrauen Seitenwand der Kirche, deren Fenster von außen trübe und matt wirkten. Er versuchte einen Sinn in Karlas Worten und ihrem bizarren Verhalten zu entdecken, aber es gelang ihm nicht. Hoffentlich wurde sie bald gefunden. Sie befand sich in einem Zustand, in dem einem Menschen leicht etwas zustoßen konnte.

Es war eine in den Siebzigerjahren gebaute, gesichtslose Häuserzeile - unten Geschäfte, darüber Eigentumswohnungen. Das Treppenhaus wirkte so wenig einladend wie bei Susannes letztem Besuch, der zwei oder drei Jahre zurücklag. Offenbar verbot eine strenge Hausordnung, dass die Mieter die

Treppenabsätze vor ihren Wohnungen mit ein paar hübschen Pflanzen oder dergleichen schmückten. So sah alles sehr sauber und unpersönlich aus. Es gab einen Aufzug, aber Susanne zog die Treppe vor.

Als sie an einer Tür im dritten Stock gegenüber dem Aufzug klingelte, dauerte es einen Moment, dann war drinnen ein schabendes, schleifendes Geräusch zu hören. Zwei schwere Schlösser klickten, und die Tür öffnete sich gerade so weit, dass ein wachsames Auge durch den Spalt blicken konnte. Dieses misstrauisch blickende Auge befand sich weit unten, zu tief für den in der Wohnungstür angebrachten Spion. »Sie erkennen mich, hoffe ich?«, sagte Susanne. »Hauptkommissar Wendland. Wir hatten eben telefoniert.« »Natürlich erkenne ich Sie. Mein Personengedächtnis ist ausgezeichnet.« Die Stimme war kalt und schroff. An der Tür waren zwei Ketten angebracht, die nun beide abgezogen wurden. Der Mann, der die Tür öffnete, saß im Rollstuhl. Ohne ein weiteres Wort und ohne Susanne noch einmal anzuschauen, drehte er sich mit seinem Stuhl herum und rollte durch einen langen, unbeleuchteten Flur. In dem Flur standen links und rechts Bücherregale, sodass gerade eben der Rollstuhl zwischen ihnen hindurchpasste -nicht sehr hohe Regale, die oberste Buchreihe war vom Rollstuhl aus erreichbar. Auch die Einrichtung des Zimmers, in dem der Rollstuhl neben einem alten, abgewetzten Tisch zum Stehen kam, bestand fast ausschließlich aus Bücherregalen.

Julius Evertz war faltiger geworden und tiefer in seinen Rollstuhl hineingesunken. Der alte Moeller hatte ihr Evertz seinerzeit mit den Worten empfohlen: »Wenn du bei einem Fall mal jemanden brauchst, der sich in der Kölner Stadtgeschichte auskennt, geh zu Evertz. Der weiß alles.«

Evertz hatte mehrere Bücher zur Kölner Geschichte verfasst und schrieb immer neue Artikel und Aufsätze zu diesem Thema. Ein angenehmer Mensch war der pensionierte Schuldirektor allerdings nicht gerade, wofür Susanne angesichts seiner Behinderung ein gewisses Verständnis aufbrachte. So weit sie wusste, war Evertz in Folge eines tragischen Sportunfalls wenige Jahre vor der Pensionierung im Rollstuhl gelandet. Da er ihr keinen Platz anbot, nahm Susanne drei gewichtige Bücher von dem einzigen vorhandenen Stuhl und setzte sich unaufgefordert.

»Eine Neuerscheinung. Die Geschichte der Römischen Besiedlung des Rheinlandes in drei Bänden. Von einem Professor der Bonner Universität. Alles in allem keine schlechte Arbeit. Leider recht nachlässig, was die Quellenangaben angeht. Anbieten kann ich Ihnen nichts. Meine Haushälterin hat ihren freien Nachmittag.« »Das macht nichts. Danke.«

»Von unserer letzten Begegnung ist mir in Erinnerung geblieben, dass Sie die unangenehme kriminalistische Eigenschaft besitzen, Leuten Löcher in den Bauch zu fragen.« Susanne zwang sich zu einem freundlichen Lächeln. »Freut es Sie denn nicht, wenn die Polizei Ihr enormes Wissen in Anspruch nimmt?« Evertz verzog das Gesicht. »Ach, lassen Sie doch die Höflichkeiten. In Wahrheit sind Sie froh, wenn Sie wieder hier draußen sind.« Er schaute auf die Uhr. »Stellen Sie Ihre Fragen. Meine Zeit ist knapp. Ich muss noch einen längeren Aufsatz für die *Blätter für Rheinische Landeskunde* fertig schreiben.« Susanne berichtete kurz über den Propstmord, wobei sie aber die intimen Details bezüglich Oster und Martin Hatheyer aussparte, die Evertz schließlich nichts angingen. Er winkte ungeduldig mit der Hand. »Ist mir alles bekannt. Schließlich lese ich Zeitung. Weiter.« Als sie ihm vom Tod der Oberin des Klosters in Bischofsweiler berichtete, veränderte sich Evertz' bislang mürrisch-gelangweilter Gesichtsausdruck. Erhob die Brauen. »Schwester Hildegardis ist auch tot?«, fragte er. »Das ist interessant.«

»Inwiefern interessant?«, fragte Susanne. Evertz fuhr sich mit der Zunge über seine schmalen Lippen. »Nun, wenn zwei hohe kirchliche Würdenträger in so kurzer Zeit zu Tode kommen, ist das doch in jedem Fall interessant.«

Er besaß eine Vorliebe für solche verbalen Katz-und-Maus-Spiele, das war ihr von ihrer ersten Begegnung in leidvoller Erinnerung.

»Die Stellvertreterin der Oberin hat mir gesagt, es gäbe eine historische Tradition, die den Dom und das Kloster in Bischofsweiler miteinander verbindet. Wissen Sie etwas darüber?«

Evertz saß schief in seinem Rollstuhl, die rechte Schulter höher als die linke. Einen Moment starrte er Susanne schweigend an, dann deutete er auf die Bücherwand hinter ihr. »Das ist das Kölner Mittelalter«, sagte er. »Ich besitze mit Sicherheit alle dazu verfügbare Literatur. Und ich habe sämtliche Quellen in sämtlichen Archiven gelesen. Als Krüppel hat man Zeit für solche Dinge.«

»Und?«

Er faltete die Hände vor der Brust wie ein frommer, griesgrämiger Kardinal. »Wie jeder halbwegs gebildete Kölner weiß«, sagte er mit einer Miene, die andeutete, dass er Polizisten nicht zu den gebildeten Leuten zählte, »wurde der Grundstein für den Dom im Jahre 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochstaden gelegt, einen Mann, der, wie es zu seiner Zeit üblich war, das christliche Gebot >Du sollst nicht töten< recht großzügig auslegte.«

»Sie meinen, dieser Konrad hatte viele Leute auf dem Gewissen?«

»Ziemlich viele. Anders kam man im Mittelalter gemeinhin nicht zu Amt und Würden. Nun ...«, Evertz machte eine bedeutungsvolle Pause, »... weitaus

weniger Leute wissen, dass Konrad im selben Jahr auch den Bau des Klosters in Bischofsweiler in Angriff nehmen ließ. Ein überaus rätselhafter Vorgang ...«
»Was war daran rätselhaft?«, fragte Susanne. »Um das begreifen zu können, muss man etwas vom Mittelalter verstehen. Das Land, auf dem das Kloster gebaut wurde, gehörte damals dem Grafen Wilhelm von Jülich, zu dem Konrad nicht gerade in freundschaftlichem Verhältnis stand. Zwar sind darüber keine Urkunden erhalten, man kann aber davon ausgehen, dass der Erwerb dieses Landes Konrad eine Menge Geld gekostet haben muss. Warum also hat er ausgerechnet dort ein Kloster gestiftet, obwohl er doch selbst über genügend Ländereien verfügte, wo er weitaus billiger eines hätte bauen können? Warum gerade an diesem Ort?«

Evertz machte eine seiner rhetorischen Pausen. Susanne schwieg in der Hoffnung, dass ihn das eher aus der Reserve lockte als eine Zwischenfrage.

»Nach allem, was wir über Konrad wissen, war er skrupellos, aber nicht dumm. Er muss einen guten Grund dafür gehabt haben, dieses Kloster dort bauen zu lassen, neben einem Dorf, das dann bezeichnenderweise den Namen Bischofsweiler erhielt.«

Susanne schaute ihn fragend an. Sein Blick war kühl, das Gesicht eine faltige Maske.

»Es haben sich im Lauf der Jahre etliche Historiker mit dieser Frage beschäftigt, doch das Quellenmaterial gibt praktisch nichts darüber her.« Er zuckte die Achseln. »Das wird wohl für immer ein ungelöstes historisches Rätsel bleiben, auch wenn es natürlich für die Weltgeschichte gewiss keine große Bedeutung hat. Nun, immerhin verdankt der Nonnenkonvent von Bischofsweiler Konrad seine Existenz. Die Nonnen werde ihm zweifelsohne ewig dankbar sein.«

»Schwester Hildegardis' Stellvertreterin muss aber etwas darüber wissen«, sagte Susanne. »Immerhin hat sie auf diese historische Verbindung hingewiesen.« »Die einzige erkennbare historische Verbindung«, entgegnete Evertz, »besteht darin, dass Konrad von Hochstaden nun einmal, warum auch immer, den Grundstein für Dom *und* Kloster legte. Aber ich sehe Ihnen an, dass Sie sich damit nicht zufrieden geben. Fragen Sie doch diese Schwester Elisabeth, oder den guten Dechanten Scharenbroich, der jetzt Ostern Nachfolger wird. Ich bin fest davon überzeugt, dass in den erzbischöflichen Archiven eine Menge alter Geheimnisse lagern, die wir Normalsterblichen niemals zu Gesicht bekommen werden.«

»Könnten denn diese alten Geheimnisse so wertvoll sein, dass jemand heute dafür bereit ist zwei Morde zu begehen?«, fragte Susanne.

»Die Geschichte ist voll von Morden, die wegen irgendwelcher tatsächlich oder

vermeintlich wertvollen Geheimnisse verübt wurden«, sagte Evertz mit gleichgültiger Stimme. Er schaute auf die Uhr. »So! Sind Sie jetzt schlauer als vorher? Ich muss mich wieder meinem Artikel widmen.« Susannes Handy piepste. Sie meldete sich. »Tönsdorf hier. Hör zu: Karla ist ausgebüxt. Remmer hat mir erst Bescheid gegeben, als ich schon fast an der *Zuflucht* war. Ich denke, wir wissen beide, wohin sie vermutlich unterwegs ist - zum Dom.«

Der Dom übte eine enorme Faszination auf Karla aus. Es war sehr gut möglich, dass Tönsdorf Recht hatte. »Ich hänge im Berufsverkehr fest. Karla ist vor einer knappen halben Stunde verschwunden. Wenn sie zügig drauflos spaziert ist, dürfte sie schon bald dort sein. Natürlich könnte ich eine der Funkstreifen hinschicken, die gerade näher am Dom ist, aber ich denke, es ist besser, wenn wir uns selbst um Karla kümmern.«

»Okay«, sagte Susanne, »von hier zum Dom brauche ich nur zehn Minuten, wenn ich mich beeile. Ich mache mich gleich auf den Weg.«

Sie bedankte sich bei Evertz, der aber nur verächtlich abwinkte, dann eilte sie draußen das kahle, nüchterne Treppenhaus hinunter. Warum nur zog es Karla immer wieder zum Dom? *Falls* Tönsdorf mit seiner Vermutung richtig lag, dass sie dorthin unterwegs war.

Evertz war hinter Susanne hergerollt, hatte die beiden Schlösser wieder zugesperrt und die Ketten eingehängt. Er fuhr ins Zimmer zurück, starrte einen Moment auf die Regalwand mit den Mittelalter-Büchern und griff dann zum Telefon.

»Evertz hier. Mir ist eingefallen, dass ich dir noch einen Gefallen schulde. Da war gerade die Kommissarin hier, die den Mord an Oster untersucht, diese Wendland. Offenbar hat sie herausgefunden, dass ein Zusammenhang zwischen dem Dom und dem Kloster besteht ... Bitte? ... Nein, natürlich nicht! Ich habe ihr ein paar Sachen erzählt, die ihr ein bisschen Stoff zum Nachdenken geben. Aber das Wesentliche habe ich natürlich verschwiegen ... Nein, ich glaube nicht, dass sie etwas von der Existenz der Geheimen Zunft ahnt. Ja, selbstverständlich... Keine Ursache.« Der Mann im Rollstuhl legte den Hörer auf. Er sah blass aus. Auf seiner Stirn hatten sich Schweißtropfen gebildet. Mit zitternden Fingern zog er ein silbernes Pillendöschen aus der Tasche und schluckte eine der Tabletten. »Heilige Maria, steh uns bei«, murmelte er leise. »Was wird geschehen, wenn die Energie freigesetzt wird?« Er blickte unruhig umher, schien sich in seiner mit Büchern voll gestopften Wohnung plötzlich wie in einem Gefängnis zu fühlen.

Zitternd und mit flatterndem Herzen stand Karla vor dem Domportal - ein gewaltiges Steingebirge, das vor ihr in den Himmel ragte. Die steinernen Gesichter über den Domtüren schauten sie an. Ernst. Traurig. Fragend. Karla streckte den rechten Arm aus, sodass die Finger schräg nach unten wiesen. »Da«, sagte sie leise, »da, starke Kraft. Ich bin gleich bei dir.« Karla spürte, wie die Erde unter ihr zitterte. Der seufzende Leib eines riesigen Tieres. »Ich komme«, flüsterte sie und ging auf den Eingang zu. Sie ließ sich mit einer Gruppe Touristen durch die Drehtür nach drinnen spülen. Sie trieb, jetzt beide Arme ausgestreckt, langsam durch das Langhaus, dem Chor entgegen. Sie hatte das Gefühl zu schweben, spürte ihre Füße kaum. Durch ihre halb geschlossenen, zitternden Augenlider nahm sie ihre Umgebung nur schemenhaft wahr. Mehrfach stieß sie mit der Schulter gegen irgendeinen Dombesucher, kümmerte sich aber nicht darum. »Ich komme«, flüsterte sie immer wieder. »Ich komme.«

Das, was sie vom Inneren des Doms sah - Kerzenflammen, bunt leuchtende Fenster, Kirchenbänke aus dunklem Holz -, vermischte sich mit anderen Bildern, die vor Karlas innerem Auge aufstiegen - kreisende blaue Lichter, zuckende Engelsund Dämonengesichter. Alles bewegte sich in einem vibrierenden Tanz und floss ineinander, vielfarbig und verwirrend. Sie fiel hin, jemand half ihr auf. Sie schwebte weiter, ohne ihre Füße zu spüren. Sie spürte sie erst wieder, als sie oben an einer mit einem niedrigen Gitter abgesperrten Treppe stand. Karlas ausgestreckte Hände zitterten wie eine Wünschelrute. Karla kletterte über das Gitter, bebend und unbeholfen, stieg die Stufen hinunter und stand vor dem Eingang zur Bischofskrypta. Der Weg hinab war durch ein weiteres Gitter versperrt, eine hohe, schwere Tür aus dicken Eisenstangen. Karlas Hände umklammerten die Türstreben. Sie musste hinunter, tief hinunter. Sie schloss die Augen und sah blaue Lichter, kreisende, tanzende Lichter. Diese Tür durfte ihr nicht den Weg versperren. Sie drückte dagegen, doch die Tür gab nicht nach. Ihre Hände rüttelten an den Eisenstäben, erst leicht, dann immer heftiger. Die Stäbe wackelten und schepperten, aber sie gaben nicht nach. Karla musste dort hinunter. Sie spürte wie ein Schrei in ihr aufstieg, ein verzweifelter Schrei. Er schoss in ihrer Brust hoch und ergoss sich über ihre Lippen. Sie schrie und schrie und rüttelte an den Gitterstäben.

Hände packten sie von hinten, zerrten sie von der Tür weg. Zwei große Männer in langen, roten Mänteln hielten sie fest. Karla wehrte sich. »Ich muss da hinunter«, lallte sie. Wieder quoll dieser Schrei aus ihr heraus, ein lauter gequälter Schrei, der hoch in die Gewölbe des Doms aufstieg. Die Männer

hielten sie fest, schüttelten sie. »Mensch, hören Se doch mit dem Jeschrei auf«, sagte einer. »Wat is' denn mit Ihnen, Frau?« »Die braucht 'n Arzt«, sagte der andere. »Los, mir müssen se wegschaffen. Die mät uns ja de Leut' verrückt mit dem Jeschrei.«

Sie zerrten sie die Treppe hoch. Karla zappelte und wehrte sich und schrie. Die beiden schon älteren, weißhaarigen Männer keuchten. Auf der obersten Treppenstufe fing Karla plötzlich an zu kratzen wie eine gefangene Katze. Sie zog dem einen Mann eine blutige Strieme über die Wange. Er schrie laut auf und ließ los und Karla entglitt nun auch dem anderen. Sie verlor das Gleichgewicht und kippte nach hinten, sah für Sekundenbruchteile das Gewölbedach des Doms sich über ihr auftun wie einen künstlichen Himmel, dann überschlug sie sich zweimal und prallte am Fuß der Treppe dumpf mit dem Kopf auf die Steine. Ein stechender Schmerz durchzuckte Karlas Schädel, und ihre Gedanken zerbrachen.

Susanne war mit langen, raschen Schritten die Hohe Straße hinuntergeeilt, mehr laufend als gehend. Als sie außer Atem vor dem Dom stand, zögerte sie einen Moment. Sie mochte ihn nicht, diesen gewaltigen Steinkoloss, hatte seit Jahren nicht mehr den Fuß über seine Schwelle gesetzt. Sie fragte sich, wie viele Wohnungen man wohl aus seinen Steinen hätte bauen können, und wie viele Menschen wohl während der Jahrhunderte des Dombaus in den Kölner Armenvierteln dahingevegetiert hatten oder elendig verhungert waren.

Jetzt ging sie durch die Drehtür im rechten Portal und empfand die düstere Kühle im Inneren der Kirche sofort als unangenehm. Mir kommt er wie ein Mausoleum vor, dachte sie, ein gigantischer Sarg. Ich kann nicht begreifen, dass viele Menschen sich gern hier drinnen aufhalten. Sie schaute sich um, konnte Karla nirgendwo entdecken. Vielleicht hatte Tönsdorf sich geirrt und die kleine heimatlose Frau irrte irgendwo in Nippes herum.

Als Susanne langsam zwischen den mächtigen Säulen nach vorn ging, sah sie plötzlich, dass sich rechts vor dem Chorumgang ein kleiner Menschauflauf zusammendrängte. Erst glaubte sie, es handele sich um eine Führung. Doch die Stimme einer der Domführerinnen war nicht zu hören. Es herrschte Stille im Dom.

Die Leute standen um die Treppe herum, die, wie Susanne aus ihrer Jugend wusste, als ihr Vater sie des Öfteren in den Dom geschleift hatte, hinunter zur Bischofskrypta führte. »Was ist da los?«, fragte sie.

»Eine Frau hat laut geschrien und ist die Treppe runtergefallen«, sagte jemand. Susanne drängte sich zwischen den Leuten durch. Am Fuß der Treppe lag

Karla, mit starren Augen. Ihr Kopf war von einer kleinen Blutlache umgeben, die offenbar von einer Platzwunde herrührte. Neben ihr an der Wand lehnte ein weißhaariger Domschweizer mit kreidebleichem Gesicht. Auf der linken Wange hatte er einen langen, blutenden Kratzer. Susanne ging langsam die Stufen hinunter. »Sind Sie die Ärztin? Dat jing aber schnell«, sagte der Domschweizer mit dünner Stimme.

»Ich bin von der Kripo.« Susanne hielt ihm ihren Ausweis hin. »Dat war en Unfall«, sagte er schnell. »Bestimmt.« »Wie ist es denn passiert?«, fragte Susanne. »Sie hat am Jitter jerüttelt und jeschrien. Die war total verrückt. Mir mussten doch wat unternehmen ... mir wollten se nach draußen schaffen. Aber se hat sich jewehrt. Hat sich losjerissen un is die Trepp' runterjefallen ... der Kollege is zum Telefon, ene Arzt rufe.« Er schaute zu Karlas starren Augen hinunter. »Aber da is wohl nix mehr zu mache.« Susanne hatte nicht den Eindruck, dass der alte Mann sie anlog. Sie ging in die Hocke und schloss mit einer sanften, streichelnden Bewegung Karlas Lider. Karlas Gesicht war noch warm, als schlief sie nur, aber an ihrem Hals ließ sich kein Puls mehr fühlen. »Was ist?«, sagte Susanne laut zu den Leuten oben über der Treppe, sodass ihre Stimme durch die Kirche hallte. »Was glotzen Sie so? Machen Sie, dass Sie weiterkommen!«

Sie richtete sich langsam wieder auf. »Haben Sie eine Zigarette?«, fragte sie den Domschweizer. Er griff in die Tasche seines langen roten Mantels, wegen dem die Schweizer von ahnungslosen Touristen häufig für Bischöfe gehalten wurden, und hielt ihr eine Packung hin. »Hier drin is Rauchen nit erlaubt«, sagte er. »Da müssen Se no drauße jon.« Sie zog eine filterlose Zigarette heraus, hielt sie einen Augenblick zögernd in der Hand, dann gab sie sie dem alten Mann zurück. »Nein«, sagte sie leise. »Ich rauche nicht mehr.« »Is auch besser«, sagte er. »Ich komm nit davon loss. Und wat glauben Se, wat ich immer huste!« Seinen eigenen Hinweis ignorierend zündete er sich die Zigarette mit zitternden Fingern an und blies Rauch aus.

»Sie sagen, sie hat am Gitter gerüttelt und geschrien? Was wollte sie denn dort drinnen?«

»Keine Ahnung«, sagte der Domschweizer. »Da liegen doch bloß, en paar tote Bischof. Wegen denen so ene Aufstand zu mache ...«

Susanne zog ihr Handy aus der Tasche und benachrichtigte Tönsdorf, dass die geplante Gegenüberstellung mit Scharenbroich und Hatheyer sich erledigt hatte. Daran, wie schwer er am Telefon atmete, merkte sie, dass ihm Karlas Tod nahe ging. Zu ihrer Bestürzung registrierte sie bei sich selbst vor allem Frustration darüber, dass sie nun ihr einziges Druckmittel gegen

Scharenbroich und Hatheyer verloren hatte. Sie hatte zuvor nicht viel für die kleine Alkoholikern! empfunden und das änderte sich auch nach ihrem Tod nicht. Dennoch war Susanne wütend. Mist, dachte sie, wäre ich ein paar Minuten früher im Dom gewesen ... Was um alles in der Welt wollte Karla in der Krypta? Sie beschloss Chris zu fragen. Vielleicht hatte sie eine Idee. Immerhin war es Chris vor drei Tagen auf der Domplatte recht gut gelungen, sich in Karla einzufühlen.

Als sie aufblickte, stand oben an der Treppe ein großer, schlanker Mann, grauhaarig, in dunklem Anzug. Auf seiner Brust hing ein kleines Holzkreuz. »Und, Küpper, haben Sie den Notarzt und die Polizei verständigt?«, fragte er. Seine Stimme klang ruhig und freundlich. Er schaute Susanne an. »Wer sind Sie?«

»Die Kripo«, sagte der Domschweizer, der die Zigarette rasch hinter seinem roten Mantel versteckt hatte. »Nun, da es sich um einen Unfall handelte, wird die Kripo hier nicht viel zu tun haben.« Er schüttelte den Kopf. »Wirklich sehr bedauerlich, das Ganze. Wir werden heute Abend für die arme Frau beten. So, ich muss in die Sakristei. Sorgen Sie dafür, dass das Blut abgewaschen wird. Immerhin ist das der Eingang zur Gruft der Erzbischöfe.« Er ging weiter. »Wer war das?«, fragte Susanne.

»Dat war der Domkapitular Dr. Ermekeil. Ein wirklich netter Mann. Seine Predigten kommen jut an bei den Leuten.« Susanne seufzte. »Ich glaube, ich würde mich im Dom wohler fühlen, wenn es bei Ihnen auch Domkapitularinnen und Domschweizerinnen gäbe!« Sie zeigte auf den blutenden Kratzer in seinem Gesicht. »Lassen Sie sich das gleich vom Arzt desinfizieren«, sagte sie und dachte an die Schmutzränder unter Karlas gelben Fingernägeln. »So was kann sich böse entzünden.«

Fünf

In einem Zwinger sprangen zwei Schäferhunde knurrend und bellend am rostigen Gitter hoch. Abends, wenn ihr Besitzer sie aus ihrem Gefängnis herausließ, bewachten sie ein ölverseuchtes Reich aus übereinander gestapelten Autowracks, zur Straße hin aufgereihten Billiggebrauchtwagen und einer baufälligen Werkstatthalle. Das Tor, unter dessen schmutziggrauer Farbe überall der Rost hervorbrach, stand weit offen. In der Halle beugte sich ein schwerer, rotgesichtiger Mann über den Motorraum eines alten Ford mit breiten Reifen und chromglänzenden Sportfelgen. Die untergehende Sonne leuchtete noch einmal kurz zwischen den Wolken auf und tauchte dieses Endlager für Asphaltträume in ein rötliches Licht. Ein Mann betrat das Gelände, der dort mit seinem guten Anzug deplaziert wirkte, was ihn aber nicht im Geringsten zu stören schien. Offenkundig war er schon öfter hier gewesen und steuerte zielstrebig auf den ölgeschwärtzten Mann in der Werkstatt zu, ohne dem Geknurr und den gebleckten Zähnen der Schäferhunde Beachtung zu schenken. »Sind sie hinten?«, fragte er. Der andere richtete sich auf und zeigte auf sieben im Hintergrund stehende Geländemotorräder. »Wenn du kommst, sind sie immer da, weil sie wissen, dass es dann Kohle gibt«, brummte er.

Der Mann im guten Anzug öffnete eine Tür im hinteren Teil der Werkstatt und gelangte durch einen engen, spärlich beleuchteten, mit nackten Frauen auf Motorrädern tapezierten Flur in einen verräucherten Raum mit einer Theke. Über dieser Theke hingen SS-Runen und Totenköpfe. Auf grob zusammengezwimmerten Holzbänken saßen sieben junge Kerle mit rasierten Köpfen um zwei halbierte Ölfässer herum. Es waren auch vier Mädchen da, die sich an die Muskelpakete ihrer Helden schmiegt. Zigarren qualmten. Auf den Ölfässern standen Bierflaschen.

Ihr großer, breitschultriger Anführer, in geflecktem Tarnanzug und Springerstiefeln, stand auf und klopfte dem Neuankömmling auf die Schulter. »Pünktlich wie immer«, sagte er anerkennend.

»Auf mich ist Verlass, das wisst ihr doch«, entgegnete der Mann, der mindestens zwanzig Jahre älter als die Sieben war. »Was für ein Job liegt an?«, fragte der Anführer und reichte dem Mann eine Bierflasche.

Der nahm sie, entkorkte sie mit den Zähnen, spuckte den Korken auf den mit Sand bestreuten Boden, trank die Flasche in einem Zug halb leer und sagte: »Ein Freund hat mich um einen Gefallen gebeten. Ihr sollt einem Typen ein

bisschen Angst einjagen. Und darauf versteht ihr euch doch, oder?« Der Anführer grinste und auch auf den Gesichtern der anderen jungen Kerle breitete sich Heiterkeit aus. »Klar doch«, sagte der Anführer.

»Der Typ, dem ihr Angst einjagen sollt, ist übrigens schwul«, sagte der Mann im guten Anzug beiläufig. Das steigerte die Heiterkeit der Sieben weiter. »Geil, eine Schwuchtel«, sagte jemand über den Zigarrenqualm hinweg. Die Mädchen kicherten.

Der Mann im guten Anzug hob die Stimme. Sie klang autoritär, befehlsgewohnt.

»Ein paar Dinge sind bei diesem Job wichtig. Merkt sie euch gut: Ihr sollt dem Typen keine schweren Verletzungen beibringen. Jagt dem Wichser Angst ein. Ein paar Schrammen und blaue Flecke sind auch okay, aber er darf nicht im Krankenhaus landen. Ist das klar?« Der Anführer hob die Hände. »Klar, kannst dich auf uns verlassen.«

»Wenn der kleine Arschficker flennend am Boden hockt, sagt ihr ihm wörtlich: >Unser Auftraggeber will, dass du dein Maul hältst. Ein paar Tage noch, dann ist alles vorbei. Wenn du so lange schweigst, lassen wir dich am Leben. Wenn nicht, machen wir dich kalt.<<

Der Anführer kratzte sich seinen rasierten Schädel. »Komische Botschaft«, sagte er. »Was ist in ein paar Tagen vorbei?« »Kerne Fragen!«, erwiderte der ältere Mann mit schneidender Stimme. »Wie gesagt, es geht nur darum, einem Freund von mir einen Gefallen zu tun. Alles klar?« Er zückte seine Brieftasche und drückte dem Anführer tausend Mark in die Hand. Der zögerte. »Wir hatten in letzter Zeit ein paar Ausgaben. Reparaturen an den Motorrädern.« Mit lässiger Geste gab ihm der Mann weitere fünfhundert. »Ich bin noch nie kleinlich gewesen, stimmt's?« Er nahm ein Foto aus der Brieftasche und legte es neben dem Anführer auf das Ölfass. »Das ist der Süße. Seine Adresse steht auf der Rückseite.«

Während die sieben Kerle und die Mädchen neugierig das Foto Martin Hatheys betrachteten, trank der Mann in einem Zug seine Bierflasche leer, nickte ihnen zu und ging.

Susanne hatte es sich in ihrer Wohnung auf dem Sofa bequem gemacht. Nachdem sie sich über die Abendnachrichten ihre tägliche Dosis an Katastrophenmeldungen einverleibt hatte, drückte sie die »Mute«-Taste auf der Fernbedienung ihres Fernsehers und wählte Chris Adrians Nummer. Es dauerte ziemlich lange, bis in der Eifel der Hörer abgenommen wurde. Chris' Stimme klang dünn und leise. Susanne gingen Karlas starre, tote Augen nicht aus dem Kopf und sie fragte sich, ob sie Karlas Tod hätte verhindern

können, wenn sie fünf Minuten früher im Dom gewesen wäre. Ziemlich atemlos und schnell erzählte sie Chris, was geschehen war. Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille. »Chris?«, fragte Susanne. »Bist du noch da?« »Ja...« Was ist mit ihrer Stimme?, wunderte sich Susanne. Sie klingt so komisch. »Hast du eine Idee, was Karla dort unten gewollt haben könnte?«

»Karla? Wo denn?«, fragte Chris. Es klang sehr geistesabwesend.

»Na, unten in der Bischofskrypta! Sag mal, hörst du mir überhaupt zu?«

Chris nuschelte etwas, das in einem lauten Schniefen unterging.

»Bitte? Was hast du denn?« »Jonas is' weg!« Das Schniefen wurde heftiger.

»Weg?«, fragte Susanne. »Was meinst du mit weg?« »Ausgezogen!« Nun wurde aus dem Schniefen lautes Weinen. Gefühlsausbrüche konnten bei Chris gewaltige Formen annehmen - Freudenausbrüche, Wutausbrüche, Tränenausbrüche.

»Scheiße«, sagte Susanne schuldbewusst. »Und ich labere dich mit meinen beruflichen Problemen voll. Erzähl mal. Was ist denn passiert?«

Zwischen dem Weinen waren nur einzelne Satzketten zu verstehen. »Kann er doch nicht machen ... einfach abhauen ... mich allein lassen ... war so schön zwischen uns ... dabei liebe ich ihn doch ...«

Im Fernsehen lief, so weit Susanne es ohne Ton erkennen konnte, eine Reportage über die drohende Klimakatastrophe. Man sah Bilder von gewaltigen Sturmfluten und abgestorbenen Wäldern. Ein Diagramm zeigte den Anstieg des Kohlendioxid-Ausstoßes bei der Verbrennung von Kohle und Erdöl.

Susanne hörte einfach zu und flüsterte zwischendurch ein paar beruhigende Worte. Schließlich ging Chris' Weinen in ein leises Schnüffeln über. Sie schnäuzte sich die Nase und hielt dabei offenbar den Hörer ein Stück weg. »Er kommt bestimmt zurück«, sagte Susanne, ohne sich dessen sicher zu sein. Aber sie wollte Chris Mut machen. »Lass ihm einfach ein bisschen Zeit zum Nachdenken.« »Hoffentlich hast du Recht. Was ... ist eigentlich mit den Tauben?«

Die Tauben? Mit denen hatte sich Susanne überhaupt nicht mehr beschäftigt.

»Keine Ahnung, ehrlich gesagt. An dem Morgen, nachdem du bei mir gepennt hattest, waren sie jedenfalls noch nicht wieder da. Seitdem hab ich nicht weiter drauf geachtet.«

Chris fing sich anscheinend wieder. Ihre Stimme klang fester. »Dass sie am anderen Morgen immer noch weg waren, ist kein gutes Zeichen. Das gefällt mir gar nicht. Du musst nachschauen, ob sie immer noch weg sind. Falls ja, würde ich die Gegend um den Dom an deiner Stelle lieber meiden.« »Aber warum?«, fragte Susanne. Ob Tauben am Dom herumflatterten oder nicht, kam ihr

ziemlich unwichtig vor. »Vielleicht aus dem gleichen Grund, aus dem Karla unbedingt in die Krypta wollte. Da war diese sonderbare Energie, die Karla und ich gespürt haben. Vielleicht wurde Karla von dieser Energie magisch angezogen. Irgendwas Unheimliches ist da im Gange. Tiere fühlen viel eher als Menschen, wenn irgendwo Gefahr droht. Wenn in einer Gegend eine Naturkatastrophe bevorsteht, ein Waldbrand zum Beispiel oder ein Erdbeben, bringen sie sich rechtzeitig in Sicherheit. Das hat man immer wieder beobachtet.«

Susanne kuschelte sich enger auf dem Sofa zusammen und massierte mit der freien Hand ihre kalten Füße. »Schade«, sagte Chris, »dass Karla so enden musste. Ich bin sicher, dass sie das zweite Gesicht hatte, so wie ich. Sie hätte einen guten Lehrer gebraucht, jemanden, der ihr geholfen hätte ihre Gabe zu entwickeln. Dann wäre sie vielleicht nicht zur Alkoholikerin geworden. Aber sie hatte wohl keine Chance.«

Heike Vandenberg trank Milchkaffee, kaute an einer Scheibe Toast mit Butter herum und schaute nachdenklich zum Fenster hinaus. Silbriger Morgendunst schwebte zwischen den Zedern und verlieh dem Park einen Hauch von Unwirklichkeit. Vielleicht bin ich noch nicht richtig aufgewacht, dachte sie. In den letzten Tagen schlief sie unruhig, schreckte häufig aus wirren Träumen auf, deren Bilder sich nach dem Aufwachen sofort auflösten wie flüchtiger Nebel. Tagsüber fühlte sie sich müde und angespannt zugleich. Roland kam ins Zimmer und küsste sie auf die Wange. »Mein Engel«, sagte er. Sie spürte dem Gefühl seiner warmen Lippen auf ihrer Haut nach, während er sich Kaffee eingoss und einen Blick auf die Titelseite der Zeitung warf. Plötzlich lief ein Zittern durch das Haus, eine leichte Vibration, die aber stark genug war, dass der Kaffee in ihren Tassen in Bewegung geriet. Roland legte die Zeitung weg, sprang abrupt auf, ging zum Fenster und schaute hinaus. Heikes Herz klopfte. »Was war das?«, fragte sie. Roland schwieg und starrte mit nachdenklich zusammengekniffenen Augen hinaus in den Park. Über der Anrichte aus dunklem, mit reichen Schnitzereien verziertem Nussbaumholz hing eine schöne alte Uhr mit Pendelgewichten, ein Erbstück von Rolands Urgroßvater. Diese Uhr lief mit unglaublicher Genauigkeit. Jetzt war sie stehen geblieben. Gerade eben.

Heike starrte verwirrt auf die Uhr, stand auf und stellte sich dicht neben Roland. »Hast du diese Vibration nicht bemerkt? Und die Uhr ist stehen geblieben.«

»Hm?« Er drehte sich zu ihr um. Sein Gesicht sah leer aus, als sei er mit seinen

Gedanken sehr weit fort gewesen. Das kam neuerdings häufiger vor. Vermutlich setzte der viele berufliche Stress ihm zu. »Das war nichts. Nichts von Bedeutung.« Er ging zu der Uhr und zog sie wieder auf. »Alte Uhren bleiben ab und zu stehen. Das kommt vor.« »Aber die Uhr ist genau in dem Moment stehen geblieben, als diese Vibration ...«

Roland lächelte, kam zu ihr und zog sie an sich. »Ach, mein esoterischer Engel. Immer siehst du überall Zusammenhänge.« Sie küssten sich und Heike fühlte sich gleich viel besser. »Willst du denn heute in die Eifel fahren?«, erkundigte er sich.

Gestern Abend im Bett hatte Heike ihm erzählt, dass sie mit dem Gedanken spielte, in der Eifel Chris Adrian aufzusuchen, weil der Fernsehbericht sie neugierig auf diese sonderbare Schamanin gemacht hatte.

»Hab mich noch nicht entschieden«, sagte Heike, der die Idee inzwischen gar nicht mehr so gut gefiel. War es nicht sehr aufdringlich, einfach unangemeldet dort aufzutauchen? Möglicherweise war Chris Adrian gar nicht da oder hatte keine Zeit für sie. Vielleicht sollte sie besser Chris' Nummer herausfinden und zunächst einmal telefonisch mit ihr Kontakt aufnehmen.

»Es würde dir bestimmt gut tun, etwas raus ins Grüne zu fahren«, sagte Roland. »Nimm Ahriman mit, der freut sich garantiert. So, ich muss los.« Er gab ihr noch einen Kuss und ging hinaus.

In Bischofsweiler standen an diesem Morgen drei Ordensschwestern draußen vor der Klosterpforte und sahen zu, wie die Erste der mächtigen Kastanien gefällt wurde. Vom Dorf her drang der Lärm der Bagger herüber, die die letzten Häuser des alten Ortskerns niederrissen. »Ich glaube, Schwester Hildegardis und Weihbischof Oster hatten Recht. Es wird eine Katastrophe geben.« Die Stimme der alten Schwester Riglindis war über das Kreischen der Motorsäge hinweg kaum zu verstehen. Ein angeseilter Arbeiter hockte oben im Stamm der Kastanie und trennte gerade einen dicken Ast ab.

»Alles liegt in Gottes Hand«, sagte Schwester Elisabeth. »Nach dem zu urteilen, was du uns dort unten in dem Gewölbe gezeigt hast, bin ich sicher, dass eine Katastrophe bevorsteht.« Riglindis sagte das ganz ohne Angst. Offenbar fand die alte Frau die Ereignisse erregend. Ihre Augen funkelten. »Ich fürchte mich«, sagte Schwester Irntrud und rückte nervös ihre Brille zurecht. »Da kann ich noch so viel beten.« »Dennoch halte ich unsere Entscheidung für richtig«, sagte Elisabeth. »Ich glaube ohnehin nicht, dass Hildegardis und der Domprobst beim Ministerpräsidenten Gehör gefunden hätten. Wer nichts dabei findet, Kirchen, Klöster und ganze Dörfer von der Landkarte zu tilgen, wird sich

durch die Warnungen von ein paar verschrobenen alten Nonnen wie uns wohl kaum von seinem Vorhaben abbringen lassen. Nein, es ist jetzt alles in Gottes Hand. Sie werden das alte Gewölbe zerstören und niemand weiß, was dann geschieht. Vielleicht ist es ja Gottes Wille, eine Katastrophe über die Menschen zu bringen, um sie wachzurütteln. Vielleicht braucht diese gottlos gewordene Gesellschaft Katastrophen.« »Auf jeden Fall finde ich das alles ungeheuer aufregend«, sagte Riglindis mit einem geradezu kindlichen Ausdruck im Gesicht. »Ich hätte nie gedacht, dass ich in meinem Alter noch Zeugin derartiger Ereignisse werden würde.« »Wie kannst du so was sagen?«, entgegnete Irmtrud empört. »Das ist unchristlich! Denk doch an die Not, die vielleicht über die Menschen hereinbricht!«

Riglindis winkte ab. »Ich bin alt genug, um ehrlich zu sagen, was ich empfinde. Und ich fürchte mich nicht mehr vor dem Tod. Ich finde es ungeheuer spannend, was hier geschieht.« Sie kicherte. »Ich bin ganz kribbelig. Drüben bohren sie wieder an den Entwässerungsschächten und diese Vibrationen unter dem Kloster werden immer stärker. Ich glaube, es braut sich unten in der Erde etwas wirklich Gewaltiges zusammen, aber weil diese Ingenieure und Bauarbeiter, die hier alles in Schutt verwandeln, selber so viel Lärm machen, bemerken sie von dem anderen gar nichts. Das ist doch eine herrliche Ironie, oder nicht? Ich finde es jedenfalls amüsant.« Sie kicherte wieder.

»Na, Riglindis, jetzt gehst du wirklich ein bisschen zu weit«, sagte Elisabeth vorwurfsvoll.

Riglindis zuckte die Achseln. »Und? Wenn schon! Was macht das jetzt noch aus? Ich finde es toll, noch mal richtig was zu erleben, ehe ich sterbe. Deine Idee, das Kloster nicht freiwillig zu räumen, ist ausgezeichnet.«

»Das sind wir Hildegardis schuldig«, sagte Elisabeth. »Wir werden vor der Pforte ausharren und Psalmen rezitieren.« Riglindis rieb sich kichernd die knochigen Hände. »Der Polizei wird nichts anderes übrig bleiben als uns wegzutragen. So, wie sie es mit den Leuten gemacht haben, die diese Atomtransporte blockiert haben. Bestimmt sperren sie uns über Nacht ins Gefängnis und wir bekommen einen Platz in den Fernsehnachrichten!«

»Wie kannst du nur so über diese Dinge reden!«, stöhnte Irmtrud. »Es wird alles ganz schrecklich werden! Ich wünschte, wir hätten es schon hinter uns.«

Ihre Worte gingen in lautem Getöse unter. Drüben im Dorf wurde der Kirchturm gesprengt und fiel polternd in sich zusammen.

Chris Adrian saß an ihrem Schreibtisch im Wirtschaftsgebäude des Wildparks und starrte auf den Brief der Kreisverwaltung, der ungeöffnet vor ihr

lag. Ein kühler Luftzug wehte durch das weit aufstehende Fenster herein, was ihr gerade recht war, denn die frische Luft half ihr beim Nachdenken. Draußen schwankten die Äste der alten Buchen hin und her. Ein besonders heftiger Windstoß fegte den Brief vom Schreibtisch und ließ ihn auf dem abgenutzten Linoleumboden landen. Chris stand auf und schloss das Fenster. Ich brauche ihn gar nicht zu öffnen, dachte sie, ich weiß ja, was drinsteht. Dann bückte sie sich aber doch, nahm den Brief, ließ sich schwerfällig auf den Boden plumpsen, riss das Kuvert auf und las ihn sich selbst laut vor: »Trotz mehrfacher Abmahnung ... blabla ... kündigen wir Ihnen hiermit fristlos ... blabla ... haben Sie die Ihnen zur Verfügung gestellte Dienstwohnung innerhalb von vier Wochen zu räumen ... Hochachtungsvoll...«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie aber sofort wegwischte. »Arschlöcher«, knurrte sie und stand auf. Nachdem sie den Brief in den Papierkorb geschleudert hatte, stapfte sie aus dem Büro.

Als sie unten an der Futterküche vorbeikam, sah sie Fred Schmitz drinnen herumhantieren. Er nickte ihr aufmunternd zu. Offenbar merkte er an ihrem Gesichtsausdruck, was los war. Als sie durch den Flur zur Tür ging, sagte er hinter ihr: »Chris, wenn's nach mir ginge, würde ich dich gerne als Chefin behalten, und die anderen sehen das auch so.« Sie drehte sich um und brachte ein Lächeln zustande. »Danke«, sagte sie.

Sie lief ziellos im Park herum, in dem sie nun fast zwei Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Sie besuchte die Ponys, Ziegen und Schafe, die Hochlandrinder, die Fischotter, die Wildkatzen, die Dachse, die Raubvögel, die Hirsche und Wildschweine. Sie dachte an die Seminare, die sie hier gerne durchgeführt hätte.

Dann stand sie vor dem Gatter, hinter dem ein Waldweg hinauf auf den Dachsberg führte, wo sie ihre Vision empfangen hatte. Silver Bear hat sich geirrt, dachte sie. Ich taue nicht zur Schamanin.

Wie ein Echo zu diesem Gedanken zerrte der Wind an Chris' kleinem Zopf und bog die Bäume am Rand der Waldwiese, auf der sie und Jonas sich geliebt hatten, letzten Sommer. Das Gras, das ihr damals die Haut gekitzelt hatte, war lange abgemäht.

Achte auf die Zeichen am Weg, hatte Silver Bear oft gesagt. Waren diese Zeichen nicht offensichtlich? Wohin hat mein Weg als Schamanin mich denn geführt?, dachte sie. Ich habe Jonas verloren und meine Arbeit hier im Park, und obwohl ich immer wieder die Rituale ausgeführt habe, die Silver Bear mir beibrachte, scheint meine Verbindung zum Land immer schwächer zu werden. Vielleicht akzeptiert das Land hier mich nicht mehr als seine Hüterin, oder ich

habe meine Vision damals falsch gedeutet - so, wie die Vision von Jonas, die ich gestern oben auf dem Dachsberg hatte. Ich dachte, alles wird gut - und stattdessen ist er gegangen. Von der Bärin war auch nichts mehr zu bemerken. Ihr neues Krafttier schien sich in entlegene innere Wälder zurückgezogen zu haben, in die hintersten Winkel von Chris' Geist. Dabei hatte Chris oben auf dem Berg die Energie der Bärin so deutlich gespürt. »Etwas Bärenkraft könnte ich jetzt wirklich gut gebrauchen«, murmelte sie. Chris stützte sich schwer auf das Gatter, starrte über die Waldwiese zu den im Wind tanzenden Baumwipfeln und rang sich zu einer Entscheidung durch.

Ja. Es war vorbei. Sie *wollte*, dass es vorbei war. Silver Bear war tot. Und sie würde die Last nicht länger akzeptieren, die er ihr auf die Schultern gelegt hatte. Warum sollte sie einer Bestimmung folgen, die ihr nur Probleme einbrachte? Warum machte sie es sich so schwer? Sie war Diplombiologin. Sie konnte eine solide wissenschaftliche Ausbildung vorweisen.

Ich könnte alles hinter mir lassen und neu anfangen, dachte sie. Ich könnte meine früheren Kontakte aus der Zeit des Studiums wieder auffrischen. Bestimmt finde ich einen Job in irgendeinem Naturschutzprojekt, als ganz normale Zoologin. Ohne Rituale. Ohne merkwürdige Träume. Ohne Krafttier. Das hast du früher schon versucht, und es hat nicht funktioniert, meldete sich eine leise, nagende innere Stimme zu Wort. Immer wenn du deine schamanische Gabe zu leugnen versuchtest, hat sie sich gegen dich gewandt, dich mit Albträumen und Depressionen gequält, bis du schließlich bei einem Psychiater gelandet bist, der dir Psychopharmaka verordnete. Willst du es wieder so weit kommen lassen? Aber ich bin jetzt älter und stärker, dachte Chris trotzig. Ich habe mich besser im Griff. Ich werde Silver Bears Abschiedsbrief verbrennen und die Asche in den Wind streuen. Ich werde das alles vergessen. Und sollte ich doch noch Stimmen von Steinen, Pflanzen oder Tieren hören, werde ich so tun, als wären sie nicht da.

Tönsdorf saß in Susannes Büro, die Hände vor dem Bierbauch gefaltet und drehte Däumchen. »Im Moment stecken wir ziemlich fest, kann das sein?«, brummte er. »Und um Karla tut's mir Leid.«

Susanne klopfte mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Feststecken gibt's bei mir nicht«, sagte sie. »Denk dran, dass das hier Moellers früherer Schreibtisch ist. Weißt du, welche Aufklärungsquote Moeller hatte?« Tönsdorf zuckte die Achseln. »Wird wohl so um die neunundneunzig Prozent gelegen haben.«

Susanne grinste. »Mir soll keiner vorwerfen, ich hätte beim alten Moeller

nichts gelernt. Hatheyer und Scharenbroich verschweigen uns was und ich kriege die beiden schon noch weich.«

Das Telefon summt. Zu Moellers Schreibtisch würde eigentlich ein altes Wählscheibentelefon mit richtiger mechanischer Klingel besser passen als dieses blinkende elektronische Plastikteil, dachte Susanne und meldete sich.

»Schmickler hier.«

Susanne wusste einen Augenblick lang nicht, wo sie diesen Namen einsortieren sollte, dann fiel ihr der verwitterte, kurz vor der Pensionierung stehende Experte für Hauseinstürze ein. Sie sah ihn wieder vor sich, wie er einen kleinen Brocken von der Ruine des Vandenberg-Hauses zwischen seinen Fingern zerbröseln hatte.

»Ich habe da etwas, dass Sie vielleicht interessiert. Genauer gesagt, dreht es sich um meinen Schwager.«

»Ihren Schwager?«

»Nun ja, mein Schwager hat ein etwas sonderbares Hobby. Er ist Rutengänger.« Susanne stöhnte. »Ein *Rutengänger*? Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« Langsam, dachte sie, reg dich nicht auf. Du hast eine Freundin, die Schamanismus betreibt und Bäume umarmt. Warum soll Schmickler keinen Schwager haben, der Rutengänger ist?

Schmicklers Lachen klang etwas verkrampft und unsicher. »Ich gebe zu, es gehört zu meinen liebsten Freizeitbeschäftigungen, über das Hobby meines Schwagers herzuziehen. Andererseits lässt mir dieser Hauseinsturz keine Ruhe. Ich finde dafür einfach keine *vernünftige* Erklärung. Seit ich meinem Schwager davon erzählt habe, liegt er mir damit in den Ohren, dass er die Hausruine unbedingt muten will, wie er das nennt.«

»Muten? Was ist das denn?«

»Ahm ... Er läuft mit seiner Wünschelrute auf der Ruine herum und misst aus, ob dort irgendwelche Wasseradern oder Erdstrahlen feststellbar sind. Ich bin natürlich mehr als skeptisch, aber da ich anders nicht weiterkomme, dachte ich mir: Okay, einen Versuch machen kann nicht schaden. Vielleicht entdeckt er irgendwas Brauchbares. Weil Sie ja im Auftrag von Oberstaatsanwalt Herkenrath in der Sache ein bisschen nachforschen, dachte ich, ich frage Sie, ob Sie dabeisein wollen.«

Woher weiß er das denn?, wunderte sich Susanne. Da hatte offenbar jemand jemandem etwas gesteckt, der es seinerseits nicht für sich behalten konnte - nach der guten, alten rheinländischen Devise: Was nützt mir ein Geheimnis, wenn ich niemandem davon erzählen kann? »Na gut«, sagte Susanne, »ich bin zwar auch mehr als skeptisch, aber warum nicht? Wann soll dieses ...

Experiment denn stattfinden?« Immerhin habe ich dann etwas, wovon ich Chris erzählen kann, dachte sie. Vielleicht lenkt sie das ein wenig von ihrem Liebeskummer ab. »Oh«, sagte Schmickler, »da würden wir uns nach Ihnen richten. Ich habe heute Urlaub, und mein Schwager ist sowieso Rentner.« »Gut.« Susanne schaute auf die Uhr. »Sagen wir am Nachmittag, um vier.« Mit einem etwas boshaften Grinsen fügte sie hinzu: »Oberstaatsanwalt Herkenrath freut sich bestimmt auch über Ihr Entgegenkommen - wenn ich meinem Chef davon erzähle, und er es Herkenrath weitererzählt.« »Ach, keine Ursache«, erwiderte Schmickler großzügig. »Eine Hand wäscht die andere, wie man so sagt.«

Von dem in einem Flusstal gelegenen Örtchen Buchfeld aus war der Eifelwildpark ausgeschildert, sodass Heike Vandenberg nur den Wegweisern folgen musste. Der Volvo Kombi rollte zunächst über eine Landstraße, die sich zwischen Wiesen und kleinen Waldstücken bergauf schlängelte. Eigentlich hatte Ahriman beschlossen Chris Adrian aufzusuchen. Heike hatte sich, wie so oft, nicht entscheiden können. »Was meinst du?«, hatte sie ihren schwarzen Riesenhund gefragt, »sollen wir raus in die Eifel fahren, zu der Schamanin?« Da hatte Ahriman den Kopf schief gelegt und gebellt. Im Rückspiegel sah sie, wie Ahriman hinten im Kofferraum saß und aufmerksam aus dem Fenster schaute. Dieser Hund liebte das Autofahren.

Einem weiteren Hinweisschild folgend, bog Heike nach links auf eine schmale Straße ab, die hinunter in ein Bachtal führte, an dessen von Schafen abgeweideten Hängen Hunderte von Wacholdersträuchern standen. Sie erinnerte sich, dass sie damals während des Schulausfluges in der prallen Sommerhitze schwitzend dort entlangmarschiert waren, weil ihr Biologielehrer ihnen unbedingt den Wacholder aus der Nähe zeigen wollte.

Im Tal rumpelte der Kombi über eine alte Holzbrücke. Vor sich sah sie das große, grüne Schild des Eifelwildparks. Es schien sich in den Jahren dort nichts verändert zu haben. Ein Stück neben dem Parkeingang stand ein altes Forsthaus, an das sie sich von dem Schulausflug her nicht mehr erinnern konnte. Aber es handelte sich zweifellos um das Haus aus dem Fernsehbericht. Heike erkannte es wieder. Dort wohnte Chris Adrian.

Heike stellte den Volvo auf dem Parkplatz neben dem Eingang ab, auf dem nur zwei Autos standen. Vermutlich war hier an den Wochenenden mehr Betrieb. Einen Moment blieb sie unschlüssig hinter dem Steuer sitzen, dann fing Ahriman hinter dem Trenngitter an unruhig zu werden und zu winseln. Seufzend stieg sie aus und befreite ihn. Er sprang hechelnd aus dem Kofferraum und

flitzte über den Parkplatz, offenbar um überschüssige Energie abzubauen. Dann hockte er sich vor sie hin und schaute sie mit hängender Zunge erwartungsvoll an. »Also gut«, sagte sie und ging langsam, zögernd auf das Forsthaus zu. »Vielleicht ist sie ja gar nicht da, und wir sind umsonst hergefahren.«

Was will ich überhaupt von ihr?, fragte Heike sich. Ihre Idee, dass die Schamanin ihr helfen könnte, sie beraten könnte, kam ihr jetzt seltsam wirr und unrealistisch vor. Sie wird Wichtigeres zu tun haben, dachte sie. Bestimmt komme ich furchtbar ungelegen. Ich hätte wenigstens vorher anrufen und sie erst einmal telefonisch um einen Termin bitten sollen. Das Haus war wirklich romantisch. Eine schwere, geschnitzte Tür, über der sogar, wie Heike es bei einem richtigen Forsthaus erwartete, ein Hirschgeweih hing. Ahriman rieb den Kopf an Heikes Bein und winselte. Sie holte tief Luft und drückte auf die große Türklingel aus Messing. Sie wartete. Ich habe doch gehaut, dass niemand da ist, dachte sie. Nach einer Weile wandte Heike sich um, doch plötzlich hob Ahriman den Kopf und bellte. »He, was hast du denn?«, fragte Heike. Mit gesenktem Kopf schnüffelte Ahriman an der Hauswand entlang, als wolle er Kaninchen jagen. Neben dem Haus stand ein Zaun mit einer hölzernen Gartenpforte darin. Ahriman drückte mit dem Kopf dagegen und das Gartentor, das nur angelehnt gewesen war, öffnete sich quietschend. Ehe Heike etwas sagen konnte, war der dumme, vorwitzige Hund im Garten verschwunden. »Ahriman!«, rief sie. »Was tust du denn da? Komm sofort zurück!« Oje, dachte Heike. Er ist so groß, womöglich wird er jemandem einen Schrecken einjagen. Warum musste dieser Hund auch so eigenwillig sein?

Sie lief zu dem Gartentor und schaute auf das Grundstück dahinter. Das Haus war im Winkel gebaut. Hinter einem Rasenstreifen lag ein großer, gepflegt wirkender Küchengarten. Im Seitenflügel des Hauses gab es eine Tür, die zu diesem Küchengarten hinausging. Vor der Tür hockte Ahriman und schaute Heike von weitem an. »Ahriman! Komm sofort her!«, rief sie. »Na los!«

Der Hund rührte sich nicht vom Fleck. Widerwillig betrat Heike das fremde Grundstück, fasste Ahriman am Halsband und schüttelte ihn. Er hechelte und leckte ihre Hand. »Du sollst folgen, wenn ich was sage!« Wahrscheinlich müsste ich strenger mit ihm sein, dachte sie. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, neugierig in das Fenster neben der Tür zu spähen. Das war die Küche, in der das Fernsehinterview gefilmt worden war. Und bei der Frau, die dort drinnen am Tisch saß, handelte es sich zweifellos um Chris Adrian.

Sie hatte den Kopfgehoben und starrte Heike an. »Einen Riesenhund haben Sie da«, sagte sie laut durch das halb geöffnete Fenster. »Sind Sie von der Zeitung?

Tut mir Leid, ich gebe keine Interviews mehr.«

»Nein. Ich bin ... ich bin privat hier. Aber ich wollte nicht aufdringlich sein. Wenn der Hund nicht...« Chris zuckte die Achseln. »Na, kommen Sie meinerwegen rein. Die Tür ist offen.«

Zögernd drückte Heike die Klinke hinunter. Kaum war die Tür auf, riss sich Ahriman los und sauste an Heike vorbei ins Haus. »He! Warte!«, rief sie, aber da war er schon durch einen kurzen Flur gelaufen und nach links in der Küche verschwunden.

Heike folgte ihm. Als sie die Küche betrat, hatte Ahriman bereits den Kopf auf Chris Adrians Oberschenkel gelegt, wedelte mit dem Schwanz und ließ sich von ihr kraulen. »Der ist aber zutraulich«, sagte sie. »Wie heißt er denn?« »Ahriman.«

»Sonderbarer Name für einen Hund.« Heike lächelte unsicher. Sie fühlte sich in dieser Küche als Eindringling. »Der Mann, der die Idee für diesen Namen hatte, ist auch ein bisschen sonderbar.« »Ihr Mann?«, fragte Chris Adrian. »Nein, der Patenonkel meines Mannes.« Ahriman machte es sich dicht bei Chris Adrians Füßen unter dem Tisch bequem. Sonst war er gegenüber Fremden anfangs immer recht misstrauisch. Vielleicht spürt er, dass sie Schamanin ist und einen besonderen Draht zu Tieren hat, überlegte Heike.

Chris Adrian war gerade dabei, ein großes Stück Kuchen zu essen. Vor ihr auf dem Tisch stand noch mehr Kuchen. »Wollen Sie mir helfen den zu vertilgen?«, fragte sie. »Der ist prima. In Buchfeld gibt's eine supergute Konditorei. Da bin ich Stammkunde.«

Heike hob abwehrend die Hände. »Nein, so was esse ich nie! Seit ich nicht mehr als Model arbeite, habe ich fünf Kilo zugenommen. Ich muss auf mein Gewicht achten!« Chris Adrian machte ein erstauntes Gesicht. »Was? Sie waren früher *noch* dünner?« Nach einer kurzen Pause, in der sie sich Kuchen in den Mund schob, sagte sie mit vollem Mund: »Fotomodell muss ein schrecklicher Beruf sein. Ich meine, wie kann eine Frau das aushalten, *nichts* essen zu dürfen - außer vielleicht mal drei Salatblätter und eine Erdbeere?«

»Na ja...« Heike wäre am liebsten wieder gegangen, statt so schüchtern in dieser Küche herumzustehen. Sie fand, dass Chris Adrian nichts besonders Schamanisches hatte, jedenfalls schien sie nicht Heikes Vorstellung von einer Schamanin zu entsprechen. Eigentlich wirkte sie ziemlich unspirituell. Was hast du denn erwartet?, fragte sich Heike. In der Fernsehsendung war ihr Benehmen schließlich auch sehr locker und geradeheraus.

»Wenn Sie schon nichts essen wollen, nehmen Sie sich wenigstens einen Kaffee und setzen Sie sich. Es macht mich nervös, wenn Leute herumstehen,

während ich esse.« Sie zeigte auf die Anrichte. »Da ist Kaffee. Tassen sind dort. Rechte Schranktür.«

Auf der Anrichte dampfte tatsächlich Kaffee in der Maschine. Heike schüttete sich eine Tasse ein, nahm sich Milch, aber keinen Zucker, und setzte sich Chris Adrian gegenüber an den Tisch.

Die hatte inzwischen das Stück Kuchen aufgegessen und starrte nachdenklich auf das Tablett. »Das war das zweite Stück. Meinen Sie, ich soll noch eins essen?« »Na ja, zwei sind genug, schätze ich«, sagte Heike zaghaft. »Immerhin bin ich gerade von meinem Freund verlassen worden und habe meinen Job verloren. Ich finde, da habe ich mir eine Kuchenorgie verdient.« Chris Adrian lehnte sich seufzend zurück. »Wenn es Leuten schlecht geht, sollen sie was Leckeres essen. Das ist das beste Heilmittel. Ich fühle mich schon viel besser.«

Ihr Körper ist überall sehr rund, aber nicht wabbelig, dachte Heike. Und sie hat ein schönes Gesicht. Als Model für Übergrößen könnte sie vermutlich tüchtig Geld verdienen. »Bestimmt komme ich schrecklich ungelegen«, sagte Heike zögernd.

»Jetzt sind Sie aber nun mal da und können mir zumindest sagen, was Sie von mir wollen.«

Ja, was wollte sie eigentlich hier? Heike zögerte. Sie war hergekommen, weil sie sich Hilfe erhoffte, weil sie nicht schlafen konnte, weil sie diese wirren Träume hatte, müde war, sich Sorgen um Roland machte. Weil sie lernen wollte, wie man mit Hilfe schamanischer Praktiken das eigene Leben besser bewältigen konnte. »Ich ... wollte Sie bitten, ein Heilungsritual für mich durchzuführen. Für mich ... und für meinen Mann«, fügte sie hinzu. Aber Chris Adrian scheint selber nicht sehr gut mit ihrem Leben klarzukommen, dachte Heike; sie ist von ihrem Freund verlassen worden und hat ihren Job verloren. Wenn sie sich mit dem Schamanismus noch nicht einmal selbst helfen kann ...

»Tut mir Leid. Das ist unmöglich. Ich praktiziere nicht mehr als Schamanin.«

»Seit wann?«, fragte Heike erstaunt. »Im Fernsehen haben Sie doch gesagt...«

Chris Adrian hob abwehrend die Hände. »Das war vor drei Tagen. Inzwischen ist mir klar geworden, dass ich als Schamanin nichts taue. Ich habe einfach kein Zutrauen mehr in meine Fähigkeiten.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, tut mir wirklich sehr Leid, aber ich kann Ihnen nicht weiterhelfen.« Ein unbehagliches Schweigen entstand. Heike hatte geahnt, dass der Besuch hier sinnlos war. Unter dem Tisch winselte und schnüffelte Ahriman leise. Was hat er nur

wieder, dieser Hund?, fragte sie sich.

Chris bückte sich, um ihn zu streicheln. »Wie heißen Sie eigentlich? Wohnen Sie hier in der Gegend? Wir sind uns, glaube ich, nie begegnet.«

»Heike Vandenberg.« Plötzlich spürte sie, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. »Ich komme aus Köln. Ich lebe dort mit meinem Mann und dem Hund allein in einer riesigen Villa. Es ist eine wunderschöne Villa. Aber es gibt dort eine seltsame ... Energie. In letzter Zeit ist diese Energie stärker geworden.« Ihre Stimme zitterte, und sie zog rasch ein Papiertaschentuch aus der Jackentasche, um sich die Tränen wegzuwischen. »Und dann sind da so eigenartige Vibrationen. Heute Morgen auch wieder. Ich fühle mich total erschöpft, und nachts wache ich ständig auf. Und ich mache mir Sorgen um meinen Mann. Er wirkt in letzter Zeit überarbeitet, und jetzt ist auch noch dieses Haus eingestürzt...« Sie schnäuzte sich die Nase. Als sie wieder aufblickte, hatte Chris Adrians Gesichtsausdruck sich verändert. Sie beugte sich vor und wirkte plötzlich sehr interessiert. »Sie meinen«, sagte sie, offenbar sehr erstaunt, »Sie sind die Frau von Roland Vandenberg, dem das eingestürzte Haus in der Machabäerstraße in Köln gehört?« »Oh, dann weiß man hier auch schon davon«, sagte Heike bekümmert.

»Das ist ja ein Ding. Eine Freundin von mir...« Chris presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. »Nein, das tut nichts zur Sache.« Sie lächelte Heike aufmunternd an. »Also gut. Erzählen Sie mir in Ruhe alles, was Sie auf dem Herzen haben. Vielleicht kann ich doch etwas für Sie tun.«

Als sie das Handy in der Jackentasche piepsen hörte, stand Susanne am Rand der durch hohe Drahtgitter gesicherten Überreste des eingestürzten Vandenberg-Hauses und blickte nachdenklich auf die Trümmerstücke. Es war ein paar Minuten nach vier. Sie wartete auf Schmickler und seinen Schwager. Sie zog das Handy heraus und drückte die Meldetaste. »Hier ist Martin Hatheyer. Ihr Kollege Tönsdorf hat mir Ihre Nummer gegeben.«

»Ah, Herr Hatheyer.« Na also, endlich kam Bewegung in die Sache! Ein wenig überraschte es sie, dass Hatheyer als Erster reden wollte. Sie hatte damit gerechnet, dass Scharenbroich eher zusammenbrechen würde. »Ich muss Sie unbedingt sprechen. Unter vier Augen. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Die Stimme klang gequält, zitternd vor innerer Unruhe. »Geht es möglichst bald? Am liebsten wäre mir gleich heute.«

»Oh, dagegen habe ich nichts einzuwenden«, sagte Susanne befriedigt. Dann konnte sie Antweiler morgen früh bei der Dienstbesprechung gute Nachrichten verkünden. »Ich möchte die Dunkelheit abwarten, damit uns

möglichst niemand sieht.« Ihr Abend war eigentlich dienstfrei, aber nun gut. Irgendwann würde sie ihre Überstunden abfeiern. »Okay. Wo sollen wir uns treffen?«

»Sagen wir: um acht am Eingang der Domsakristei.« Er schwieg. Sie konnte ihn laut atmen hören. »Wollen Sie mir noch etwas sagen?« »Bitte? Nein, nein. Alles weitere heute Abend.« Er legte auf. Kurze Zeit nachdem Susanne das Handy wieder weggesteckt hatte, stoppte ein älterer Mercedes Diesel am Straßenrand. Schmickler stieg aus und ein korpulenter, rotgesichtiger Mann, der noch ein paar Jahre älter als der Einsturzexperte zu sein schien. Der korpulente Mann trug eine große Ledertasche.

Sie schüttelten sich die Hände und Schmicklers Schwager, Dieckmann mit Namen, stellte die Tasche auf den Boden und öffnete sie. Er entnahm ihr einen etwa einen halben Meter langen gegabelten Zweig.

»Das ist eine Ypsilon-Rute«, erklärte er. »Ich habe sie frisch aus einem Haselnussstrauch geschnitten. Sie halten sich nur wenige Tage, solange noch Saft im Holz ist. Wenn sie austrocknen, sind sie nicht mehr zu gebrauchen. Ich möchte gerne, dass ihr von hier aus zuschaut und die Ruine nicht betretet. Das könnte sonst meine Messungen stören.« Schmickler schob eines der Drahtgitter weit genug zur Seite, dass sein beliebter Schwager mit seiner Haselnussrute hindurchpasste.

Dann beobachteten Schmickler und Susanne hinter dem Zaun neugierig, wie Dieckmann auf den Trümmerstücken herumkletterte. Die Rute hielt er dabei dicht vor seinem Bauch, ein Ende in jeder Hand, die Spitze nach vorn ausgestreckt. Immer wieder blieb er kurz stehen und schloss die Augen, vermutlich weil er sich dann besser konzentrieren konnte.

Ein paar Mal bemerkte Susanne, dass die Rute schwach auf und ab zuckte, was Dieckmann stets mit einem leisen »Aha« oder »Ah« zur Kenntnis nahm.

Etwas schien ihn zu irritieren. Er lief nun mit der Rute in einem großen Kreis auf dem Grundstück herum, wobei er immer wieder schnaufend über große Trümmerstücke klettern musste. »Sonderbar«, murmelte er, ehe er diesen Kreis erneut zog, diesmal entgegen dem Uhrzeigersinn. Plötzlich stöhnte er auf und schwankte einen Moment hin und her, als würde er ohnmächtig werden. »Was ist los? Was hast du?«, fragte Schmickler besorgt. Dieckmann, der sich wieder gefangen hatte, winkte beschwichtigend. »Halb so wild«, sagte er. »Mir wurde plötzlich ein bisschen schwummerig.« Er schüttelte heftig den Kopf. »Das ist aber auch kein Wunder«, sagte er, während er wieder zu ihnen zurückkam, hörbar außer Atem. »Wieso?«, fragte Schmickler.

Dieckmann kratzte sich am Kopf. »Ich habe gerade etwas ausgemutet, das es

eigentlich gar nicht geben kann. Jedenfalls ist mir so ein Phänomen noch nie begegnet und ich habe auch noch nie davon gehört oder gelesen.« »Und das haben Sie mit diesem Holzding da festgestellt?«, fragte Susanne.

»Nun, das war nur der erste Teil des Experiments. Ruten aus Holz eignen sich vor allem dazu, unterirdische Wasserströme aufzuspüren, weil es einen energetischen Bezug zwischen dem im frischen Holz gespeicherten Wasser und dem Wasser im Erdboden gibt.«

»Aber das Grundwasser kann doch wohl nichts mit dem Einsturz des Hauses zu tun haben?«, erkundigte sich Susanne skeptisch. »Manchmal schon. Es kann zu Strömungsbrüchen kommen, wenn Stärke und Fließrichtung des Grundwasserstroms sich ändern. Dadurch kann Erdreich so stark absacken, dass ein Haus in sich zusammenfällt. Besonders wenn es baufällig ist.«

»Das war also die Ursache für den Einsturz?«, fragte Susanne.

Dieckmann schüttelte den Kopf. »Nein. Ich sagte: Kann Aber dann müsste es in der Hausruine eine klar erkennbare Bruchlinie geben.« Sein rotes Gesicht wandte sich lächelnd Schmickler zu. »Darin stimmst du mir zu, Schwager, nicht wahr?«

Schmickler, der gerade dabei war, sich eine Zigarette anzuzünden, nickte.

»Wieso sind Sie denn im Kreis herumgeklattert?« »Nun«, sagte Dieckmann, »das bereits erwähnte Phänomen habe ich aufgespürt, indem ich der Fließrichtung des Wassers folgte.«

»Wäre nett, wenn du dich ein bisschen deutlicher ausdrückst«, meldete sich Schmickler zu Wort, der ungeduldig an seiner Zigarette zog.

»Es gibt genau unter dem eingestürzten Haus eine Art Grundwasserstrudel.«

Schmickler schnaubte verächtlich. »Einen Strudel? Jetzt willst du uns wohl auf den Arm nehmen!« Dieckmann runzelte die Stirn. »Nein, keineswegs! Was das Aufspüren von Wasseradern angeht, bin ich ziemlich gut, auch wenn du mir das natürlich nicht glaubst.« Er zog einen Kompass aus der Tasche.

»Hier«, sagt er und zeichnete mit dem Arm einen Strich über den Boden, der fast parallel zum Bürgersteig verlief. »Ungefähr in Süd-Nord-Richtung gibt es einen Grundwasserstrom. Und genau unter dem Einsturzhaus wird dieses Wasser in eine wirbelnde Bewegung versetzt, das habe ich ganz deutlich gespürt. Dafür gibt es nur eine Erklärung.« »Und die wäre, großer Meister?« Schmickler blies eine Rauchwolke in den Himmel.

»Eine von Westen nach Osten fließende Kraft wirkt auf das Wasser ein und bewirkt die Kreisbewegung. Dass die Kraft von Westen nach Osten fließen muss, ergibt sich aus der Drehrichtung des Strudels, die ich gemutet habe.« Deswegen war er einmal im und einmal entgegen dem Uhrzeigersinn

herumgeklettert. »Aber was soll denn das für eine Kraft sein?«, fragte Susanne. Sie musste daran denken, was Chris an dem Abend mit Karla am Dom gespürt hatte. Diese ganze Angelegenheit schien wirklich eher etwas für eine Schamanin zu sein als für eine nüchterne Großstadtkommissarin, für die Susanne sich nach wie vor hielt, trotz ihres Marder-Krafttieres, das ihr bei der Nikotinentwöhnung half. »Erdenergie«, sagte Dieckmann, als sei das die selbstverständlichste Sache auf der Welt. »Vermutlich verläuft eine starke Leylinie hier von Westen nach Osten.« Schmickler, der Susannes fragenden Gesichtsausdruck bemerkte, setzte ein schiefes Grinsen auf. »Das sind Linien, durch die die Erdenergie fließt. Jedenfalls behauptet er das.« Er warf seinem Schwager einen skeptischen Blick zu. »Das behauptete nicht nur ich«, entgegnete Dieckmann ärgerlich. »Ich habe dir schon oft genug gesagt, dass es sich hierbei um altes Wissen handelt, das den Menschen seit Urzeiten vertraut ist. Jahrtausendlang haben alle Völker Bauplätze ausgemutet und die Erdenergien berücksichtigt, die an dem jeweiligen Ort wirksam waren. Die alten Völker kannten den Verlauf der Leylinien auf ihrem Land genau. Hätte die Kirche das alte Wissen hierzulande nicht so erfolgreich verfolgt und ausgerottet...«

Schmickler stöhnte. »Jetzt komm mir bitte nicht wieder mit der Heiligen Inquisition! Darauf habe ich heute nun wirklich keine Lust.«

Susanne fragte: »Aber Sie sagten vorhin, Sie hätten ein außergewöhnliches Phänomen entdeckt. Was ist an diesen Leylinien außergewöhnlich, wenn sie schon seit Jahrtausenden bekannt sind, wie Sie behaupten?« Dieckmann kratzte sich wieder seinen kahlen, roten, von einem spärlichen weißen Haarkranz umgebenen Schädel. »Die Leylinien an sich sind in der Tat nicht außergewöhnlich. Sie überziehen die gesamte Erdoberfläche. Es handelt sich bei ihnen gewissermaßen um ein feinstoffliches Adernetz, durch das die Erdenergie fließt.« Mit einem Seitenblick auf Schmickler fügte er hinzu: »Natürlich leugnet die Schulwissenschaft die Existenz feinstofflicher Energien völlig.«

Leylinien, Erdenergie, feinstoffliches Adernetz. Der Typ ist echt hart drauf, dachte Susanne. Chris wird Augen machen, wenn ich ihr davon erzähle.

Schmickler warf seinem Schwager einen, wie Susanne fand, ziemlich stechenden Blick zu. Offenbar bereute er bereits, mit Dieckmann hierher gefahren zu sein. »Und?«, fragte er gedehnt. »Was ist nun so außergewöhnlich?« »Die Stärke der Energie!« Dieckmann schaute kopfschüttelnd auf seine Rute herunter, die er immer noch in den Händen hielt wie die Griffe einer Schubkarre. »Ich habe noch nie gehört, dass die Energie, die

auf einer Leylinie fließt, stark genug wäre, eine solche Strudelbildung im Grundwasser zu verursachen.« Er bückte sich schnaufend. »Aber darum kommen wir jetzt zum zweiten Teil des Experiments. Ich werde dieser sonderbaren Energie, die hier wirkt, nun ganz genau auf den Grund gehen.«

Er schob die Haselnussrute wieder in die Tasche und holte ein silbern glänzendes Metallgebilde hervor. Das Ding hatte eine V-Form und bestand aus Draht jener Dicke, wie man sie für Kleiderbügel verwendet. Die beiden Enden des V waren als Griffe ausgeformt und, ebenso wie seine Spitze, mit einer silbernen Folie umwickelt.

»Aber wie messen Sie diese Energie denn eigentlich?«, fragte Susanne. »Ich sehe nirgendwo ein Messgerät oder eine Skala, wo man etwas ablesen könnte.« Auf Dieckmanns rotem Gesicht erschien ein breites Lächeln. »Man sieht, dass Sie nichts von der Rutengängerei verstehen. Ich selbst bin das Messgerät. Das Rutengehen spielt sich eigentlich im feinstofflichen Bereich ab. Die Rute ist eine Art Antenne, die mir dabei hilft, die Energie aus der Erde zu spüren, indem sie diese Energie gewissermaßen bündelt und verstärkt. Diese Metallrute eignet sich besonders gut dafür, die an Leylinien und Kraftpunkten auftretenden Energien zu orten.«

»Dann pass mal auf, dass bei dir keine Sicherung durchbrennt, Schwager«, sagte Schmickler. »Am Ende kriegst du noch einen Energieschock. Wer weiß, was dieses Ding da so alles zusammenbündelt.« Er zwinkerte Susanne zu. »Ach, mach dich nur lustig über mich. Ich weiß, dass ich mich auf meine Fähigkeiten verlassen kann.« Mit diesen Worten betrat Dieckmann wieder das Grundstück. »Wenn Ihnen noch mal schwummerig wird, kommen Sie besser gleich zurück«, rief Susanne ihm nach. Auch Dieckmanns Metallrute zuckte, allerdings häufiger und heftiger als die aus Holz. Jedenfalls kam es Susanne so vor. Jedesmal blieb Dieckmann stehen und sagte leise: »Aha.« Dabei bewegte er sich in einer geraden Linie genau auf den Mittelpunkt des Grundstücks zu. Er stieg über einen Mauerrest, kurz darauf sahen sie nur noch seinen Kopf, dann war er verschwunden.

»Erich?«, rief Schmickler besorgt. In der Mitte der Ruine befand sich das Loch, wo sie das Fundament des Hauses freigelegt hatten. »Steig nicht in die Grube runter! Das ist da alles ziemlich wacklig.« Dieckmann antwortete nicht. »Erich?« Keine Antwort.

Schmickler warf seine Zigarette weg. »Kommen Sie, wir gucken lieber mal nach ihm. Egal, ob wir seine Messungen stören oder nicht!«

Sie stiegen gemeinsam über die Trümmer hinweg, bis sie Dieckmann sahen, der tatsächlich die Leiter in die Grube hinabgestiegen war. Er stand mit dem

Rücken zu ihnen regungslos in der Mitte des ehemaligen Kellers. »Erich?«, sagte Schmickler wieder.

Erst reagierte Dieckmann nicht. Dann stieß er einen gurgelnden Laut aus und drehte sich ruckartig zu ihnen um, die Metallrute immer noch vor sich ausgestreckt. Als Susanne sein Gesicht sah, erschrak sie. Die Augen waren weit aus den Höhlen getreten, das Gesicht schmerzverzerrt. Die Rute zuckte nicht mehr auf und ab, sondern war von einer heftigen Vibration erfasst worden, die sich auf Dieckmanns Arme übertrug. Um die Rute und Dieckmanns Unterarme herum glaubte Susanne einen bläulichen Lichtschein wahrzunehmen, oder handelte es sich um eine optische Täuschung?

»Mein Gott«, ächzte Schmickler. »Erich!« Schaum trat Dieckmann vor den Mund, er stöhnte unartikulierte, dann brach er mit einem grässlichen, röchelnden Laut zusammen. Die Rute fiel klirrend zu Boden.

Susanne stieg, so schnell sie konnte, die Leiter herunter, dicht gefolgt von Schmickler. Sie drückte Schmickler ihr Handy in die Hand. »Los! Rufen Sie den Notarzt!« Sie drehte Dieckmann auf den Rücken und riss sein Hemd auf. »Kein Puls!«, rief sie. »Sein Herz schlägt nicht mehr!« Eilig suchte sie den richtigen Punkt auf seiner Brust, dann begann sie mit der Herzmassage. Bis der Notarzt eintraf, vergingen endlos scheinende Minuten, in denen Susanne immer wieder neu mit Herzmassage und Mund-zu-Mund-Beatmung begann, Dieckmanns fettgepolsterten Brustkorb herunterdrückte, Luft in seine Lunge blies, bis sie völlig erschöpft war. Als der Notarzt kam, versuchte er an Ort und Stelle eine Wiederbelebung mit dem Defibrillator. Ohne Erfolg. Schließlich ließ er Dieckmann in den Rettungswagen schaffen, um alle technischen Möglichkeiten auszuschöpfen. »Aber ich glaube, da ist nichts mehr zu machen«, sagte er kopfschüttelnd.

»Scheiße, was sag ich bloß meiner Schwester«, murmelte Schmickler und zündete sich zitternd eine Zigarette an. Susanne hockte ausgepumpt auf dem kalten, feuchten Boden und sah zu, wie die Sanitäter mühsam die Bahre, auf der sie Dieckmanns Körper festgeschnallt hatten, aus der Grobe hoben.

Schmickler ging auf die Leiter zu. »Kommen Sie, Sie erkälten sich noch«, sagte er. »Er hatte schon zwei Herzinfarkte, wissen Sie.«

Erst jetzt fiel Susanne die Rute wieder ein. Das Ding lag dort auf dem Boden, keine zwei Meter von ihr entfernt. Und leuchtete noch immer in einem kalten, bläulichen, fast unheimlichen Licht.

»Fassen Sie die lieber nicht an«, sagte Schmickler. »Sehen Sie dieses Licht auch?«

»Wahrscheinlich irgendein ... Lichtreflex.« Schmickler drehte sich um und stieg

eilig die Leiter hoch. Susanne wusste nicht, ob es an ihren überreizten Nerven lag, aber sie hatte das Gefühl, dass der Boden unter ihr vibrierte, eine feine, schnelle Vibration von der Art, wie vielleicht eine mit hoher Drehzahl laufende Maschine Mauerwerk in Schwingung versetzen würde. In ihrem Magen breitete sich ein flaues Gefühl aus. Sie sprang auf und hatte es plötzlich ebenso eilig wie Schmickler, diesen Ort zu verlassen.

Rasch kletterte sie die Leiter hoch, sprang wie eine fliehende Gazelle über die Trümmerstücke. Erst auf der Straße vor der Absperrung blieb sie stehen. Hier spürte sie keine Vibrationen mehr. Vermutlich waren es doch nur die Nerven gewesen.

Am Rettungswagen, der vor der Hausruine auf der Straße stand, hatten sie die Tür nicht geschlossen, sodass Susanne hörte, wie der Notarzt endgültig den Tod des Rutengängers feststellte.

Die unterirdische Wasserader, von der Dieckmann gesprochen hatte, sollte angeblich fast parallel zur Straße in Süd-Nord-Richtung verlaufen und diese so genannte Leylinie von Westen nach Osten. Susanne schaute dorthin, wo demnach Osten sein musste. Viele Straßenzüge entfernt, aber durch die von dem eingestürzten Haus hinterlassene Lücke gut im Blickfeld, sah sie die Türme des Doms in den Himmel ragen.

Chris hörte, wie im Bad das Rauschen der Dusche verstummte. Sie saß auf einem Kissen im Wohnzimmer. Neben sich auf dem Boden hatte sie eine Decke ausgebreitet. Auf dem Couchtisch brannte eine Kerze und durch die abgedunkelten Fenster fiel nur ein spärlicher Lichtschein. Es war üblich, dass der Patient sich vor der Krafftiersuche reinigen musste, darum hatte sie Heike Vandenberg gebeten sich zu duschen. Ich werde äußerlich alles so machen, wie ich es von Silver Bear gelernt habe, dachte Chris, auch wenn er in seinem Abschiedsbrief schrieb, wir müssten neue Wege finden schamanisches Wissen zu nutzen. Eine der Voraussetzungen für ein erfolgreiches schamanisches Ritual bestand darin, dass die Motivation des Schamanen oder der Schamanin rein sein musste. Chris wusste nur zu gut, dass sie das Ritual eigentlich nicht ausführen durfte. Sie hatte Heike bewusst verschwiegen, dass sie mit der Kommissarin befreundet war, die gegen Heikes Mann ermittelte, und dass sie hoffte Susanne auf diesem Wege Informationen zu beschaffen. Natürlich tat ihr Heike Vandenberg auch Leid, aber ihr helfen zu wollen war eindeutig nicht das Hauptmotiv dafür, dass Chris das Ritual ausführte.

Silver Bear hätte das gewiss nicht gutgeheißen, dachte sie. Aber Silver Bear war tot und auch Chris' Glaube an ihre eigene schamanische Bestimmung war

gestorben. Sie würde Heike ein bisschen Theater vorspielen und sie dabei aushorchen, um Susanne Informationen liefern zu können. Und wenn Heike, die recht gutgläubig zu sein schien, bei dem Ritual eine positive Wirkung verspürte, umso besser. Für Chris würde es das letzte Mal sein, dass sie überhaupt irgendeines der von Silver Bear erlernten Rituale praktizierte, das stand für sie fest. In Zukunft werde ich so sein wie alle anderen, dachte sie. Vielleicht kommt Jonas zu mir zurück, wenn er erkennt, das ich künftig ganz zu seiner Welt gehöre. Heike - Chris hatte ihr das Du angeboten, um für eine lockere Atmosphäre zu sorgen - kam aus dem Bad und blieb schüchtern lächelnd in der Wohnzimmertür stehen. »Komm«, sagte Chris, »leg dich hierher auf die Decke.«

Neben Chris auf dem Teppich stand ein Kassettenrekorder. Sie schob eine Kassette hinein. »Eigentlich brauchten wir jemanden, der die Trommel dort schlägt.« Sie deutete auf eine Schamanentrommel, die neben dem Fernseher an der Wand hing. »Aber zur Not tut's auch eine Kassette.« Sie forderte Heike auf sich auf den Rücken zu legen und die Augen zu schließen. Dann nahm sie ihre Kürbisrassel, die sie einst selbst gebastelt und so, wie es ihr von Silver Bear gezeigt worden war, mit roten Sternen und blauen Ringen bemalt hatte. Sie schüttelte die Rassel je viermal in die sechs Richtungen: Nord und Süd, Ost und West, Himmel und Erde. Dann schaltete sie den Rekorder ein. Dumpfe, sich rasch steigende Trommelschläge erfüllten das dämmerige Wohnzimmer. »Ich werde jetzt mein Krafttier herbeirufen, die Bärin«, sagte Chris, »und dann mit ihrer Hilfe in die Geisterwelt reisen, um dort dein Krafttier zu finden und es für dich zurückzuholen.«

Die Trommelklänge auf der Kassette beschleunigten sich auf jenen Rhythmus von etwa hundertachtzig Schlägen pro Minute, der es dem Schamanen erleichterte, in einen leichten Trancezustand überzuwechseln.

Aber Chris hatte überhaupt nicht die Absicht in die schamanische Trance zu gelangen. Das lag für immer hinter ihr. Vermutlich würde Heike überhaupt nicht bemerken, dass Chris ihr nur etwas vorspielte.

Eigentlich hätte Chris aufstehen und wie eine wilde Bärin durchs Wohnzimmer tanzen und dazu heftig die Rassel schütteln müssen, um ihr Krafttier herbeizurufen. Aber sie hatte den Bauch voller Kuchen und keine große Lust sich zu bewegen. Vermutlich wusste Heike ohnehin nicht, wie ein Krafttier-Ritual richtig ausgeführt werden musste, sodass es sowieso keine Rolle spielte.

Also blieb Chris behäbig auf ihrem Kissen sitzen, schüttelte die Rassel, wiegte lediglich schwerfällig den Oberkörper hin und her und stieß ein paar

Brummlaute aus, von denen sie glaubte, dass sie einigermaßen bärenähnlich klangen. Nachdem sie das, wie sie fand, lange genug gemacht hatte, glitt sie von dem Kissen herunter und legte sich dicht neben Heike auf den Boden, sodass sie einander an Schulter und Hüfte berührten. Bei einem ernsthaft ausgeführten Ritual hätte sie *gespürt*, wenn dieser Moment gekommen war, der Moment, in die Geisterwelt zu reisen, ihr Körper hätte es ihr angezeigt, durch ein Frösteln oder Erschauern angesichts der Gegenwart der Geister. Jetzt tat sie es einfach vom Verstand her.

Sie schüttelte noch einmal kräftig die Rassel über ihrer Brust und legte das Instrument dann weg. Nun hätte sie den Tunnel sehen müssen, durch den sie hinab in die Geisterwelt reisen konnte, sie hätte die Gegenwart ihres Krafttieres spüren müssen. Wenn sie ans andere Ende des Tunnels gelangt war, hätte sie die Seelenlandschaft ihrer Patientin deutlich vor Augen sehen müssen, diese Landschaft, die sich bei jedem Menschen anders darbot, in immer neuen faszinierenden Formen und Farben, und dort wären ihr dann Heikes Krafttier begegnet, oder aber die Hindernisse, die Heike von ihrer Kraft trennten und die es zunächst zu beseitigen galt, ehe das Krafttier zurückgebracht werden konnte. Wenn es dann so weit war, hätte Chris das Krafttier in die Anne genommen und durch den Tunnel zurückgebracht, sich aufgesetzt, die Hände auf Heikes Brust gelegt und das Krafttier in Heikes Körper geblasen. Anschließend hätte sie die Hände über Heikes Hinterkopf gelegt und auch dort, an Heikes Fontanelle, noch einmal kräftig hineingeblasen. Dann hätte Heike aufstehen und ihr Krafttier tanzen müssen.

Nun aber lag Chris einfach nur untätig da und fragte sich, wie lange sie Heike wohl eine Trance vorgaukeln musste, damit es halbwegs überzeugend wirkte. Fünf Minuten? Dummerweise befand sich keine Uhr in ihrem Blickfeld. Bei einer echten Trancereise spielte diese Frage keine Rolle. Man tauchte zur rechten Zeit in die Geisterwelt ein und zur rechten Zeit wieder aus ihr auf, im perfekten natürlichen Rhythmus.

Chris starrte zur Decke und wünschte sich, sie hätte diese unangenehme Sache schon hinter sich. Wenn sie ehrlich mit sich war, musste sie zugeben, dass ihr die Frau, neben der sie hier lag, völlig gleichgültig war. Sie dachte an Jonas. Sie hätte so gerne Sex mit ihm gehabt und stellte sich für einen Moment vor, dass er plötzlich in der Schlafzimmertür stand und sie sich gegenseitig die Kleider vom Leib rissen und hungrig übereinander herfielen. Dann überlegte sie, was sie zu Abend essen sollte. Da war noch eine Fertigpizza in der Tiefkühltruhe, sogar eine aus dem Bioladen, mit ökologischen Zutaten. Sie schloss die Augen und sah plötzlich das Gesicht des Landrates vor sich, der

ihr den Job gekündigt hatte und ihr nun spöttisch grinsend dabei zusah, wie sie zum dröhnenden Klang der Schamanentrommel auf dem Wohnzimmerteppich lag und einer gutgläubigen Frau Theater vorspielte. »Alles nur fauler Zauber«, sagte er höhnisch. »Habe ich doch immer gewusst!«

Sie sah Jonas, der mit traurigem Gesicht noch einmal zu ihr zurückblickte, ehe er ins Auto stieg und davonfuhr. Plötzlich wurde ihr schlecht. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Das musste an dem vielen Kuchen hängen. Ihr brach der Schweiß aus, kalter Schweiß, der ihr regelrecht aus allen Poren schoss. Ihr Herz schien für einen Moment auszusetzen, dann begann es zu jagen und hämmerte im Rhythmus der Trommel gegen Chris' Rippen. Sie stöhnte und setzte sich abrupt auf. Sie bekam keine Luft. Etwas wie eine riesige Faust hatte ihre Lungen gepackt und presste sie zusammen. O mein Gott, dachte sie, ich erstickte! Ihre Hände krampften sich über der Brust zusammen. Für einen Moment wurde ihr schwarz vor Augen. Statt durch den Tunnel zu gleiten, der in die Geisterwelt führte, wo freundliche Helfer warteten, versank sie in einem eisig kalten Ozean. Dann waren das dunkle Zimmer, die flackernde Kerze wieder da, Chris starrte in Heikes erschrocken aufgerissene Augen. Ein Ruck lief durch Chris' Körper, der Krampf in ihrer Brust löste sich. Sie sprang auf, stolperte ins Bad, bückte sich über die Kloschüssel und erbrach sich laut würgend.

Die sieben standen im Hunnenpfad bei den Motorrädern und rauchten. Die Mädels saßen in der Bischof-Melchers-Straße, von wo der Platz vor dem Priesterseminar gut einsehbar war, im Auto und beobachteten, wer dort ein und aus ging. Sie würden über Handy melden, wenn der schwule Priester das Seminar verließ.

Der Anführer hatte eine klare Vorstellung davon, was er mit dem Kerl anstellen würde. Er hasste Schwule. Was diese Schweine taten war pervers. Unzufrieden war er nur damit, dass er den Schwulen nicht ernsthaft verletzen durfte. Aber in dieser Hinsicht verstand ihr Geldgeber keinen Spaß. Er legte Wert darauf, dass seine Befehle exakt und korrekt ausgeführt wurden.

Also kam es darauf an, Schmerzen zuzufügen, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen. Der Anführer musste den *Anschein* erwecken, dass er dem Schwulen alle Knochen brechen und die Nase abschneiden wollte, bis der als wimmerndes Häufchen Scheiße am Boden lag. Dann würde er sich zu ihm hinunterbeugen und ihm die Botschaft ins Ohr flüstern, kalt zischend wie eine Kobra.

Diese Botschaft war sonderbar. Aber wenn ihr Geldgeber sagte »Keine

Fragen!«, dann hieß das »Keine Fragen!« Trotzdem hätte der Anführer gerne gewusst, wieso in ein paar Tagen alles vorbei sein sollte. Was war in ein paar Tagen vorbei?

Sie warteten und vertrieben sich die Zeit mit Schwulenwitzen, während die Dämmerung langsam auf Köln herabsank.

Durch die wieder geöffneten Fensterläden schien die Abendsonne rötlich ins Wohnzimmer. Chris saß in eine Wolldecke gehüllt auf dem Sofa. Ihre Hände umklammerten eine Tasse mit Kamillentee, den Heike ihr aufgebrüht hatte. Verdammt, dachte Chris, sie ist hergekommen, weil sie sich von mir Hilfe erhoffte, und jetzt ist sie es, die mir eine Decke um die Schultern legt und mir Tee kocht.

Ihr Körper fühlte sich schlaff und erschöpft an. Das heftige Zittern, das sie nach dem Erbrechen geschüttelt hatte, war abgeklungen. Wie konnte ich Silver Bear das antun?, fragte sie sich. Damit, dass ich Heike ein solches Theater vorspielte, habe ich alles verraten, was er mich gelehrt hat. Das, was ich erlebt habe, war die gerechte Strafe dafür. Die Strafe der Geister.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Heike. Sie saß neben ihr auf dem Sofa und schaute Chris besorgt an. »Geht schon wieder«, murmelte Chris. Sie war sehr verlegen und wagte kaum Heike in die Augen zu schauen. »Es tut mir Leid. Du hast selber so viel Stress - dein Freund hat dich verlassen und du hast deinen Job verloren -, ich hätte dich nicht noch mit meinen Problemen behelligen sollen. Das war sicher zu viel. Überhaupt, dass ich einfach so hier reingeplatzt bin. Ich hätte vorher telefonisch um einen Termin bitten sollen.«

Chris trank noch einen Schluck Tee. Ihr Magen hatte sich wieder einigermaßen beruhigt, auch wenn es in ihm immer noch ein wenig rumorte. Sie berührte Heike sanft am Arm, stellte die Tasse weg und ging zum Fenster. Dort stand sie, die Decke um die Schultern gehängt, und fühlte sich müde wie eine alte Indianerin. Die Sonne berührte schon die Hügel. Von Westen segelten tiefrote Wolken heran. Die Sonne wärmt uns, dachte Chris. Die Erde ernährt uns jeden Tag. Was kann ich anderes tun als heilen helfen - es wenigstens versuchen?

Sie ging zu Heike zurück, die unsicher und verloren wirkte und mit eingezogenen Schultern auf dem Sofa kauerte. Chris legte ihr die Hand auf die Schulter. »Komm«, sagte sie. »Wir versuchen es noch einmal.«

Heike schaute sie erstaunt an. »Aber ... wirst du das denn schaffen?«

Chris seufzte und zuckte die Achseln. »Ich vergesse immer wieder, dass der Schamanismus kein Job ist, den man einfach wegwerfen kann wie eine

abgetragene Hose. Eine schamanische Bestimmung sucht man sich nicht selber aus, sondern man wird dafür ausgesucht. So etwas zu akzeptieren fällt uns westlichen Menschen schwer. Wahrscheinlich, weil wir dazu erzogen wurden, immer den eigenen Willen durchsetzen zu müssen. Du bist zu mir geschickt worden, weil du Hilfe brauchst. Und ich werde dich nicht wieder fortschicken, ohne zumindest ernsthaft versucht zu haben, dir zu helfen.« Sie bat Heike sich auf das Sofa zu legen. »Das ist bequemer als auf dem Boden«, sagte sie. »Silver Bear, mein indianischer Lehrer, wollte, dass ich nach neuen Wegen suche Schamanismus zu praktizieren, die mehr dem modernen Bewusstsein entsprechen. Vielleicht sind die althergebrachten Rituale und Hilfsmittel für uns heutige Menschen gar nicht mehr so geeignet. Vielleicht kommt es heute darauf an, dass wir mehr zum Kern der Sache vordringen.« Diesmal ließ Chris die Fensterläden geöffnet, sodass das schwindende Tageslicht ungehindert hereinströmte. Sie zündete keine Kerzen an, verzichtete auf Trommelbegleitung und Rassel. Stattdessen holte sie sich einfach einen Stuhl und setzte sich neben Heike. »Gib mir deine Hand«, sagte sie. Heikes Hand fühlte sich kühl und ängstlich an. Chris barg sie eine Moment schützend in ihren kräftigen, runden Händen, ließ sie dann wieder los, schloss die Augen und konzentrierte sich.

Silver Bear, verdammter Indianer, du hast gewonnen, dachte sie. Aber ihr Herz schlug leicht, fast fröhlich. Da war der Tunnel, eine Höhle aus funkelnden Kristallen, die klar und deutlich vor Chris' innerem Auge schwebte. Und am Eingang des Tunnels wartete die Bärin auf sie. »Wirst du mir helfen Heikes Krafttier zu finden?«, fragte Chris.

»Natürlich«, sagte die Bärin. »Dazu bin ich da. Los, steig auf meinen Rücken!« Chris hielt sich im weichen Fell der Bärin fest, die sofort lostrabte, mit trotz der schweren, plumpen Gestalt kraftvollen und geschmeidigen Bewegungen. Gemeinsam reisten sie durch den glitzernden Kristalltunnel. Zugleich blieb sich Chris ihrer äußeren Umgebung bewusst. Sie hörte das Summen des alten Kühlschranks drüben in der Küche und spürte unter sich das feste Holz des Stuhls. Die Bärenkraft durchströmte sie, ließ Chris' Körper auf dem Stuhl scheinbar größer und massiger werden. Sie gelangten in eine offene, freundliche Parklandschaft mit

weiten Rasenflächen und großen, einzeln stehenden Bäumen. Das Wetter war bedeckt, über dem Land hing ein grauer Nebel. Die Bärin trabte zielstrebig auf einen besonders schönen Baum zu, eine mächtige Kastanie. Als sie näher kamen, sah Chris, dass der Baum krank war. Die großen Blätter waren fast vollständig abgefressen. Als sie vor dem Baum Halt machten, verzog Chris

erschrocken das Gesicht. Die Zweige der Kastanie waren mit Knäueln gierig fressender Raupen übersät. An dem ganzen Baum gab es kein einziges unversehrtes Blatt mehr. Auch auf den bereits abgefallenen Blättern drängten sich die Raupen, und ihre knisternden Fressgeräusche erfüllten als bedrohliches Gewisper die Luft. Chris hob ein halb zerfressenes Blatt auf, an dem mehrere Raupen hingen. Sie waren hässlich, mit großen, scharfkantigen Beißwerkzeugen. Von ihren bleichen, aufgeblähten Körpern ging ein kaltes, bläuliches Leuchten aus, das Chris ein Schauern über den Rücken jagte. Angewidert ließ sie das Blatt fallen. Wenn diese Kastanie Heikes Lebensbaum war, dann brauchte sie Hilfe, und zwar dringend. Chris überlegte. Das wichtigste Hilfsmittel der Schamanin war ihre Phantasie. Wie konnte sie diesen ekligen Raupen beikommen?

Das Bild einer Drossel tauchte auf, die mit einer Raupe im Schnabel vom Boden aufflog. Gut. Chris stellte sich einen riesigen Drosselschwarm vor. Alle Drosseln, die verstreut in dieser Parklandschaft lebten, scharten sich zusammen. Erfreut sah Chris, wie die Vision Gestalt annahm. Von überall her flogen Drosseln zu der Kastanie, vereinigten sich zu einer großen Wolke und stürzten sich auf die Raupen. Chris schaute dem Festmahl der Drosseln fasziniert zu. Je mehr bläulich leuchtende Raupen in den Vogelmägen verschwanden, desto mehr schien die ganze Atmosphäre sich zu verändern. Der graue Nebel über den baumbestandenen Wiesen lichtete sich, erste Sonnenstrahlen brachen durch. Die Zweige der Kastanie richteten sich auf. Wie im Zeitraffer sprossen gesunde, frisch glänzende Blätter hervor. Im ersten Flecken blauen Himmels, der über dem Baum sichtbar wurde, entdeckte Chris einen Falken. Laut schreiend stieß er durch die sich auflösenden Nebelschleier herab. So dicht über Chris' Kopf, dass sie den Luftzug seiner Schwingen spüren konnte, drehte er bei und blieb, etwas entfernt, rüttelnd in der Luft stehen. Als er dann hoch oben im dunstigen Himmel verschwand, spähte Chris wachsam umher. War der Falke Heikes Krafttier? Wenn ja, würde er sich wieder zeigen. Und richtig, da war er, stieß erneut aus der Höhe herab, flog einen weiten Kreis um die Kastanie, an der immer mehr frische Blätter sprossen, und landete dicht vor Chris im Gras. Sie bückte sich und der Vogel ließ sich widerstandslos von ihr aufnehmen. Rasch kehrte sie mit ihm und der Bärin durch den Kristalltunnel zurück.

Sie öffnete die Augen, legte ihre Hände auf Heikes Brust und hauchte ihr die Seele des Falken ein. Jetzt schlug auch Heike die Augen auf. »Es ist ein Falke, stimmt's?«, sagte sie, während sie sich aufsetzte. Da wusste Chris, dass ihre Suche erfolgreich gewesen war, und lächelte. »Seine Kraft ist jetzt

bei dir.« »Dieser Baum mit den hässlichen blauen Raupen ... Du hast ihn gesund gemacht, und dann ist der Falke gekommen. Ich habe alles deutlich gesehen. War es so?« Heike schüttelte verwundert den Kopf. »Ja«, sagte Chris leise. »Es war so.« »Ich fühle mich besser als vorher. Weniger ... ängstlich.« »Du musst jetzt dein Tier tanzen, um ein Gefühl für es zu bekommen. Du solltest immer wieder bewusst Verbindung zu dem Falken aufnehmen und dir von ihm in deinem Alltag

helfen lassen. Dann freut er sich und bleibt lange bei dir.« Heike stand auf und machte einige zaghafte Schritte durchs Wohnzimmer. »Wie tanzt man denn einen Falken?« Ihre Stimme klang unsicher.

»Frag ihn«, sagte Chris. »Lass es dir von ihm zeigen.« Heike lachte. »Er zeigt es mir tatsächlich!« Sie breitete die Arme aus und machte kreisende Schritte, als wollte sie jeden Augenblick vom Wohnzimmerteppich abheben. Dann blieb sie plötzlich stehen und ließ die Arme sinken. »Was ist?«, fragte Chris.

»Mir ist gerade was eingefallen: Vorgestern habe ich mit meinen Freundinnen Indianer-Tarot gespielt, und rate mal, welche Karte ich gezogen habe - einen Falken! Sonderbar, nicht wahr?«

Chris schüttelte den Kopf. »Nein, das ist überhaupt nicht sonderbar. So was nennt man Synchronizität.« Heike nickte. »Ja, darüber habe ich gelesen. Aber wenn's einem selbst passiert, ist es doch etwas ganz anderes.« Sie kam langsam wieder zum Sofa und setzte sich. »Ich weiß, es ist schrecklich viel verlangt«, sagte sie zögernd, »aber meinst du, du könntest auch noch was für meinen Mann tun? Ich mache mir Sorgen um ihn. Er ist in letzter Zeit so im Stress...« Chris musste zugeben, dass sie sich darüber freute, helfen zu können. Heike wirkte ruhiger und energievoller. Ihre zuvor ziemlich blassen Wangen hatten etwas Farbe bekommen. Und diese Synchronizität war ein sehr gutes Zeichen. Chris zögerte. Eine Krafttiersuche aus der Feme war nicht möglich, aber eine Heilbehandlung in der Art, wie Chris bei Heike den kranken Baum verarztet hatte, konnte durchaus etwas bewirken, wenn auch die Ergebnisse ohne unmittelbaren Kontakt zum Patienten meist nicht so überzeugend ausfielen. Immerhin konnte Heike mit ihrer starken emotionalen Bindung an ihren Mann als eine Art Verstärker dienen. Plötzlich tauchte der Gedanke wieder auf, dass Chris diese Gelegenheit nutzen konnte, um etwas über Roland Vandenberg herauszubekommen und so Susanne bei ihren Ermittlungen zu helfen. Nein, ausgeschlossen! Chris wusste jetzt, dass sie das nicht tun durfte.

»Hör zu«, sagte sie und holte tief Luft. »Ich habe dir etwas verschwiegen. Ich bin mit Susanne Wendland befreundet, der Kommissarin, die in Köln wegen

dem Hauseinsturz gegen deinen Mann ermittelt. Das habe ich dir verschwiegen, weil ich hoffte dich ein bisschen für sie aushorchen zu können. Es tut mir Leid. Ich hätte es dir sagen müssen.« Heike machte eine betroffenes Gesicht. Dann entspannte sie sich wieder. »Na ja, wenn sie deine Freundin ist, kann ich natürlich verstehen, dass du ihr gerne helfen möchtest. Aber ich weiß über diesen Hauseinsturz auch nur, was in den Zeitungen stand. Und ich bin sicher, dass mein Mann nichts damit zu tun hat, was auch immer von manchen Leuten behauptet wird.« Sie hob die Schultern. »Das ist schon ein irrer Zufall, der mich hierher geführt hat, stimmt's?« Chris seufzte. »Ich glaube schon lange nicht mehr an Zufälle. Also gut. Leg dich wieder aufs Sofa. Ich werde einen Versuch machen. Du kannst mir helfen, indem du dich intensiv auf deinen Mann konzentrierst. Stell dir möglichst lebhaft vor, er wäre hier bei uns im Zimmer.«

Inzwischen war es fast dunkel. Chris schaltete die alte Stehlampe ein, die Jonas für sie aus dem Sperrmüll gefischt hatte. Dann nahm sie wieder Heikes zarte, leichte Hand und hielt sie diesmal fest, während sie die Lider schloss und das Bild des Kristalltunnels vor ihrem inneren Auge entstehen ließ. Sie suchte nach der Bärin, konnte sie aber nirgendwo entdecken.

»Bärin!«, rief sie lautlos. »Komm bitte her. Ich brauche deine Hufe auf einer neuen Reise in die Geisterwelt.« Die Bärin ließ sich nicht blicken. Das war kein gutes Zeichen und Chris überlegte schon die Reise abzubrechen und es zu einem anderen Zeitpunkt noch einmal zu versuchen. Dann tauchte die mächtige pelzige Gestalt doch noch auf. Wieder stieg Chris auf den Rücken des Krafttieres und hielt sich im weichen Fell fest.

Als sie den Kristalltunnel passierten, mussten sie gegen eine starke Luftströmung ankämpfen und kamen nur mühsam vorwärts.

»Vielleicht ist es besser umzukehren!«, rief Chris gegen den Wind an, der durch den Tunnel heulte. Die Bärin antwortete nicht und trottete unbeirrt vorwärts. Chris kam der Tunnel viel länger als bei anderen Reisen vor. Die Kristalle, die sonst immer hell schimmerten und funkelten, wirkten matt und stumpf. Chris bekam plötzlich Angst, ihr Herz klopfte. Irgendetwas stimmte hier nicht.

»Vergiss bei allen schamanischen Reisen nie, dass du selbst die Träumerin des Traumes bist«, hatte Silver Bear während der Ausbildung öfter gesagt. »Du kannst jederzeit umkehren. Und du kannst den Traum mit Hilfe deiner eigenen Kreativität verändern.«

Der Wind trug etwas heran, das Chris zunächst nur hören, aber nicht sehen konnte. Es surrte gespenstisch. Dann tauchte ein Schwärm großer Fluginsekten vor ihr auf, eine hässliche Kreuzung aus Heuschrecken und

Libellen, wie es sie in der realen Natur nirgends gab. Sie hatten zahnstarrende Mäuler, die an Piranhas erinnerten. Nach der Tradition der Kriegerschamanen müsste ich jetzt umkehren, dachte Chris. In dieser Tradition durfte man die Reise nicht fortsetzen, wenn man auf mit spitzen Zähnen bewehrte Insekten, Fische oder Reptilien traf. Aber Silver Bear hatte sich immer als Abenteuerschamane bezeichnet. Ein Abenteuerschamane war sich bewusst, dass er jederzeit umkehren *konnte*, aber das tat er niemals, ehe er nicht in der inneren Welt, die er bereiste, mit Hilfe seiner Kreativität eine positive Veränderung herbeigeführt hatte. Eine Schrecksekunde fürchtete Chris, dass die gespenstischen Insekten über sie herfallen würden, doch die zahnigen kleinen Monster glitten einfach durch sie hindurch wie körperlose Phantome und verschwanden. Endlich erreichten Chris und die Bärin das Ende des Tunnels - und alles um Chris herum verschwand, der Tunnel, die Bärin, auch spürte sie die äußere Umgebung nicht mehr -den Stuhl, Heikes Hand.

Da war ein dunkles, uraltes Gewölbe. Aus dem Boden ragte ein gewaltiges Metallgebilde, das an einen riesigen Anker erinnerte und gespenstisch leuchtete. Dann sah sie das Innere eines sehr hohen Gebäudes, einer Kirche vielleicht. Der Boden schwankte und zitterte. Steine fielen herab. Chris spürte die Wucht des Aufpralls und hörte den Schrei eines Menschen, der von diesen Steinen zerschmettert wurde.

Chris riss die Augen auf und ließ» Heikes Hand los, als hätte sie sich daran verbrannt. »Was hast du?«, fragte Heike erschrocken. Mein Gott, dachte Chris, ich kann es ihr nicht sagen. Der Eindruck war so real gewesen, dass sie immer noch glaubte, die Steine fallen und den Menschen schreien zu hören, den sie unter sich begruben. Und dann dieses unheimliche Metallding ... Chris schauderte.

Sie bemühte sich ihrer Stimme einen ruhigen, beschwichtigenden Klang zu geben. »Ach, keine Sorge. Das war halb so wild«, sagte sie und bezweifelte, dass das aufmunternde Lächeln, das sie Heike zuwarf, sehr überzeugend wirkte. »Mir sind ein paar ziemlich hässliche Insekten entgegengekommen. So was deutet meistens auf ein etwas anfälliges Immunsystem hin. Eine stressbedingte Infektanfälligkeit. Dein Mann sollte viele Vitamine essen und darauf achten, dass er genug Schlaf bekommt. Sonst könnte er sich einen fiebrigen Infekt zuziehen.«

Diese Deutung der Insekten war sogar einigermaßen zutreffend. Aber das andere ... Sie hatte den Tod eines Menschen gesehen.

Heike schaute sie zweifelnd an. Bestimmt spürt sie, dass ich ihr etwas

verheimliche, dachte Chris. Doch Heike sagte nur: »Dann bin ich froh, dass es nichts Ernsteres ist. Ich sehe dir an, dass du erschöpft bist. Ich glaube, Ahriman und ich sollten uns jetzt endlich auf den Weg machen.« Der Hund, den sie mit einer alten Decke und einem großen Kauknochen in Chris' Arbeitszimmer eingesperrt hatten, damit er das Ritual nicht störte, war dort die ganze Zeit über mucksmäuschenstill gewesen. Jetzt winselte er laut und kratzte an der Tür.

Chris ging hinüber und befreite ihn. Er sauste zu Heike, die ihm den Kopf streichelte. Dann sprang er an Chris hoch und leckte sie ab. »Nicht lecken!«, rief Heike. Chris musste lachen. Die schrecklichen Eindrücke verblassten. »Ach, lass ihn, er ist wirklich süß. Was für ein großer, schwarzer Tollpatsch!« Sie brachte Heike zur Tür. Heike bedankte sich, ging ein Stück in Richtung Parkplatz, über dem ein fast voller Mond leuchtete. Plötzlich blieb sie stehen und kam wieder zurück.

Sie streckte Chris die Hand entgegen. »Können wir Freundinnen sein?«, fragte sie. Chris griff zu. »Is' okay«, sagte sie. »Gern.«

Susanne stand an der Domsakristei und trat fröstelnd von einem Bein auf das andere. Sie hatte sich mit ihrer dünnen Jacke schon zu sehr auf den Frühling eingestellt. Der Abend war klar und kühl und der Mond stand tief über der Stadt. Sie war pünktlich am Dom eingetroffen. Als sie um zehn nach acht auf die Uhr schaute, piepste ihr Handy.

»Hatheyer hier. Tut mir Leid, dass es etwas später geworden ist. Ich musste einem Schüler noch etwas zu Thomas von Aquin erklären. Ich mache mich jetzt hier am Priesterseminar auf den Weg. In zehn Minuten bin ich bei Ihnen.«

»Ist mir zu kalt, um hier rumzustehen. Ich gehe Ihnen entgegen. Dann können wir uns unterwegs schon unterhalten«, sagte Susanne etwas gereizt. Unpünktlichkeit ging ihr auf die Nerven. Nur bei guten Freunden war sie diesbezüglich großzügiger.

»Einverstanden. Ich gehe durch die Schmale Gasse.« Als Susanne aus dem Schatten der Sakristei trat, wäre sie beinahe von einem Inlineskater über den Haufen gefahren worden. Sie machte einen Satz zur Seite. »Pass doch auf!«, rief sie wütend. Doch der Junge war im nächsten Moment schon mit seinen beiden Begleitern in der Dunkelheit untergetaucht. Das schnarrende Geräusch ihrer Rollschuhe entfernte sich rasch.

Die Mädels hatten schon zweimal angerufen und sich beschwert, wie langweilig es sei, so lange vor dem Priesterseminar im Auto herumsitzen.

»Denkt an die Kohle«, sagte der Anführer. »Für Kohle muss man was tun.« Inzwischen war es dunkel. Der Anführer bezweifelte schon, dass sie heute noch Jagdglück haben würden. Wieder meldete sich das Handy. Als er es ans Ohr hob, hörte er Laras Stimme, die jetzt nicht mehr gelangweilt, sondern aufgeregt klang. »Er ist gerade rausgekommen«, flötete Lara. Sie hatte so ein süßes Stimmchen. »Geht geradeaus in die Schmale Gasse. Entweder will er zum Dom oder zum Generalvikariat.«

»Alles klar«, antwortete der Anführer. Zu seinen Jungs sagte er: »Wir haben Glück. Er kommt durch die Schmale Gasse. Wir machen's wie besprochen.«

In dieser abends verlassenen Gegend hörte der Anführer seine Beute, ehe er sie sah. Leichte Schritte. Dann tauchte eine zierliche Gestalt im Laternenlicht auf.

»Guckt euch den Gang an«, flüsterte Kralle. »Der geborene Arschficker.«

»Still, Kralle!«, zischte der Anführer. Als die vier martialischen Gestalten aus der Dunkelheit des Hunnenpfads in die Schmale Gasse einbogen, ihn überholten und ihm den Weg versperrten, blieb der zierliche Mann stehen.

»Was ... wollen Sie von mir?« Seine Stimme klang dünn und weibhaft.

Der Anführer spuckte aus. »Könnte sein, dass wir keine Arschficker mögen.«

Grinsend fügte er hinzu. »Oh, entschuldige: keine Homosexuellen.«

Der zierliche Mann im dunklen Priesteranzug wich zurück. Doch hinter ihm waren weitere Gestalten in Springerstiefeln aufgetaucht. Eine versetzte ihm einen Stoß vorwärts. Seine großen Augen bückten angsterfüllt. »Was für ein furchtbares Angsthäschen wir da haben«, sagte der Anführer. Er spürte, dass er Lust bekam Knochen zu brechen, aber das durfte er nicht. Er würde seine Befehle auftragsgemäß ausführen. »Was meinst du, Kralle? Gibt's heute Abend Hasenbraten?«

Kralle lachte heiser. »Klar«, sagte er. »Angsthasenbraten.« Auch die anderen fünf lachten laut. Der Anführer packte den zierlichen Mann und rammte ihn rückwärts gegen die Hauswand. Dann stieß er ihm mit voller Wucht das Knie in den Schritt.

Vom Stolzweg bog Susanne in die Schmale Gasse ein. Als sie die Tripolisstraße überquerte, sah sie dahinter in der Fortsetzung der Schmalen Gasse, etwa auf der Höhe des Parkhauses, ein paar Typen stehen. Einer von ihnen beugte sich herunter zum Boden. Erst auf den zweiten Blick sah Susanne, dass dort jemand lag. Sie ging schneller. Es waren sieben Typen. Kahlgeschorene Köpfe, die im Laternenlicht glänzten. Militärische Montur. Scheiße. Susanne ging langsamer und lockerte mit einem raschen Griff die Pistole im Schulterhalfter. Abgesehen vom Priesterseminar und dem Erzbischöflichen Palast an der

Bischof-Melchers-Straße war diese Ecke um diese Zeit ziemlich menschenleer. Als Susanne nah genug war, um zu erkennen, dass der Mann am Boden Martin Hatheyer war, zog sie ihre Pistole, entscherte sie und rief mit lauter, autoritärer Stimme: »Polizei! Lassen Sie den Mann in Ruhe!«

Der, der sich zu Hatheyer heruntergebeugt hatte, richtete sich aufreizend langsam auf. Er war ein muskelbepackter Hüne, wohl an die zwei Meter groß. Susanne zielte mit ihrer Dienstwaffe auf ihn. Mit der freien linken Hand wollte sie ihr Handy aus der Tasche ziehen, um die Notruftaste zu drücken und Verstärkung anzufordern.

Ihre Finger zitterten etwas, und das Handy verhakte sich unglücklich in der offenen Reißverschluss tasche der Windjacke. Als sie fester zog, rutschte es ihr aus der Hand und fiel krachend auf den Bürgersteig. Sie bückte sich, ohne dabei den Hünen aus den Augen zu lassen. »Sachte«, sagte er gelassen. »Keine Panik, Frau Kommissarin.«

Sie richtete sich mit dem Handy auf und drückte die Taste. Kein Piepston. Das verdammte Ding war tot. Kaputt. Sie steckte das Handy wieder weg, nahm die Pistole in beide Hände und ging ein Stück näher an die Gruppe heran. »Okay«, sagte sie zu dem Hünen. »Du bist vorläufig festgenommen. Ihr anderen verpisst euch.« Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Sie konnte unmöglich sieben Glatzen gleichzeitig in Schach halten.

Der Hüne zeigte auf den mit schmerzverzerrtem Gesicht leise stöhnend am Boden liegenden Hatheyer. »Wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen. Wir haben ihn hier so liegen sehen. Da haben wir angehalten, um erste Hilfe zu leisten. So war's doch, Jungs, stimmt's?« Die sechs anderen schauten sich an und nickten. »Ich lasse dich trotzdem erkennungsdienstlich behandeln«, knurrte Susanne.

Der Hüne grinste. »Na, Frau Oberinspektorin. Ich bin ein unbescholtener Bürger und habe einen Anspruch darauf, mit >Sie< angeredet zu werden. Ich könnte eine Dienstaufsichtsbeschwerde einreichen.«

Susanne biss die Zähne zusammen. Gott, was für ein Arschloch!

Einer von den anderen Glatzköpfen spuckte aus und stellte sich neben den Hünen. »Wir gehen nicht ohne unseren Anführer«, sagte er.

»Ach, halt's Maul, Kralle«, wies ihn der Hüne in befehlsgewohntem Tonfall zurecht. »Wir wollen keinen Ärger mit den Bullen. Tut, was sie sagt, und haut ab. Wir haben doch einen guten Anwalt. Morgen bin ich wieder draußen.« Murrend zogen sie sich zurück. Erst jetzt sah Susanne, dass im Hunnenpfad, der als dunkler, enger Schlauch von der Schmalen Gasse schräg hinüber zur Kyotostraße führte, Motorräder standen. Geländemaschinen. Die sechs

schwangen sich in die Sättel, ließen die Motoren aufheulen und schalteten die Scheinwerfer ein. Sie starteten unschlüssig herüber. »Nun macht schon!«, brüllte der Hüne. »Haut ab! Morgen bin ich wieder da!«

Mit jaulenden Motoren brausten sie in Richtung Richmodstraße davon.

Er zog ein Handy aus der Tasche und hielt es Susanne hin. »Sie können meines benutzen, um Ihre Kollegen zu rufen, Frau Oberinspektorin«, sagte er grinsend. »Harry mit dem Wagen ist wohl gerade nicht in der Nähe?« Wütend forderte sie über sein Handy die uniformierten Kollegen an. Folgsam ließ der Riesenkerl sich Handschellen anlegen. Immer noch mit vorgehaltener Pistole wies Susanne ihn an sich mit dem Rücken an die Hauswand zu setzen, so dass sie ihn im Auge behalten konnte, während sie sich um Hatheyer kümmerte. »Er lügt«, stöhnte Hatheyer leise. »Er war's. Er ist über mich hergefallen.« »Da steht dann wohl Aussage gegen Aussage«, sagte der Hüne unbekümmert.

Susanne wünschte sich sehnlich, dass die uniformierten Kollegen ihn wegschafften. Sie konnte dieses Grinsen nicht mehr ertragen.

Ungefähr eine Dreiviertelstunde später saß sie müde und gereizt auf einer Bank im Eingangsbereich des Priesterseminars. Der Arzt, den sie gerufen hatten, kam die Treppe von Hatheyers kleiner Dienstwohnung herunter. »Und? Wie geht's ihm?«, fragte Susanne und stand auf. »Der, der ihn zusammengeschlagen hat, wusste genau, wie man Menschen wehtut, ohne bleibende Schäden zu hinterlassen«, sagte der Arzt. »Ich habe ihm Schmerzmittel und etwas zum Schlafen gegeben. Sie müssen sich schon bis morgen gedulden, ehe Sie von ihm eine brauchbare Aussage erwarten können.« »Hast du schon die Personalien von dem grinsenden Glatzkopf?«, fragte sie Tönsdorf, der sie ein paar Minuten später abholte.

Er nickte. »Ein Jo Schneider. Fünfundzwanzig. Ein paar Jugendstrafen, aber seit mehreren Jahren nicht mehr aktenkundig. Glaube nicht, dass wir aus dem viel rausbekommen. Und ob wir einen Haftbefehl kriegen, wage ich auch zu bezweifeln. Der Junge kann sich übrigens gute Anwälte leisten. Die Kanzlei Bürgel und Partner hält schützend die Hand über ihn. Er hat eben mit dem alten Bürgel persönlich telefoniert. Willst du ihn heute Abend noch verhören?« Susanne winkte heftig ab. »Nein, morgen früh. Jetzt mache ich Feierabend.«

Sechs

Ein Stück aus Köln heraus, in Richtung Eifel, stand in einem idyllischen Park ein altes Jagdschlösschen. Der Park war so angelegt, dass das Schlösschen vor den Blicken neugieriger Reisender möglichst verborgen blieb. Während früherer Jahrhunderte hatte es diversen Kölner Erzbischöfen als Liebesnest gedient, in dem es ihren Frauen an nichts mangelte. Auf dem von der Straße aus nicht einsehbaren, hinter hohen Hecken und unter abschirmenden Bäumen verborgenen Parkplatz standen schwere Mercedes, BMWs und Audis. Nachdem das Schlösschen bis in die Siebzigerjahre als exklusives Hotel genutzt worden war, beherbergte es heute *Bei Tino*, das teuerste italienische Restaurant im Raum Köln. Hinter den erlesenen Menüs auf Tinos Speisekarte standen keine Preise. Bei Tino aßen nur Männer und das Essen war Bestandteil des Gesamtservice.

An einem Tisch mit Blick auf den nach der Winterruhe wieder zum Leben erweckten, romantisch angestrahlten Springbrunnen saßen zwei ältere Herren über sechzig. Der eine war Dr. Willi Rüters, der Kölner Polizeipräsident, den lediglich noch zwei Jahre von seinem wohlverdienten Ruhestand trennten. Bei dem anderen handelte es sich um einen angesehenen Kölner Bürger, Mitglied zahlreicher Vereine - ein stattlicher Mann mit gepflegtem grauen Vollbart und kleinen, wachsam funkelnden Augen. »Und, hat es dir geschmeckt, Willi?«, fragte er.

Der Polizeipräsident, der sich gerade den Mund mit einer seidenen Serviette abtupfte, seufzte zufrieden. Während er die Serviette wieder neben den Teller legte, sagte er lächelnd: »Ich kann mich nicht entsinnen, mit dir schon mal schlecht gespeist zu haben, Harald.« Der bärtige Mann winkte mit der Hand. Ein livrierter Kellner kam mit einem Silbertablett, auf dem ein altmodisch aussehender Messingschlüssel lag. »Die Herrschaften waren zufrieden?«, fragte er. »Das Essen war ausgezeichnet. Danke, Vincenzo.« »Nummer zwölf, Herr Terwegen«, sagte der Kellner, und Roland Vandenbergs Patenonkel nahm lächelnd den Schlüssel vom Tablett.

Die beiden Männer erhoben sich, gingen vom Speiseraum durch eine mit alten Jagdgemälden geschmückte und von zwei riesigen Kronleuchtern erhellte Eingangshalle, stiegen eine breite Wendeltreppe hoch. An den Wänden des Treppenhauses hingen Gobelins, auf denen kostbar gekleidete Adelige sich zwischen Bergen aus Wildbret, Fisch und Obst mit zahlreichen nackten Damen

von barocker Üppigkeit vergnügen.

Vor einer Tür mit einer großen, goldenen Zwölf blieben sie stehen. Terwegen schloss auf. In der mit prachtvollen Rokoko-Möbeln ausgestatteten Suite dahinter rälkten sich zwei schlanke, dunkelhäutige junge Frauen in Strapsen entgegenkommend auf einem großen Sofa. Auf dem Tisch davor stand ein Champagnerkübel.

Terwegen schaute Dr. Rütters an und lächelte jovial. »Und, Willi, zu viel versprochen?«

Der Polizeipräsident machte ein zufriedenes Gesicht. »Ein wirklich ... apartes Dessert«, sagte er. Terwegen klatschte in die Hände. »Jut, ihr zwei lecker Mädcher! Trinkt euch noch ein Gläschen unten an der Bar. Onkel Harald und der gute Dr. Rütters haben vorher noch was Geschäftliches zu besprechen. Wir klingeln dann.« Stumm und katzenhaft geschmeidig glitten die beiden Frauen vom Sofa und verließen das Zimmer. Dr. Rütters bot Terwegen eine Zigarre an, die der ablehnte. Rütters selbst zündete sich eine an und paffte einen Moment. Dann fragte er: »Was für einen kleinen Gefallen soll ich dir denn tun?«

Terwegen breitete die Hände aus. »Ach, wirklich nur eine Kleinigkeit.«

»Nichts, weswegen man mich vorzeitig und unehrenhaft in den Ruhestand schicken könnte?«

»Wo denkst du hin«, sagte Terwegen. »Wir haben doch schließlich alle dafür gesorgt, dass du fest im Sattel sitzt.« Dr. Rütters runzelte die Stirn und schaute auf seine Zigarrenspitze. »Natürlich. Daran brauchst du mich nicht zu erinnern.« »Also, eigentlich sind es zwei Sachen. Da ist das eingestürzte Vandenberg-Haus. Dem Roland geht das wirklich an die Nerven. Die öffentlichen Anschuldigungen gegen ihn, meine ich. Das trifft ihn an der Familienehre. Schließlich waren die Vandenberg's seit altersher die größten Baumeister von Köln. Sorge bitte dafür, dass möglichst bald öffentlich festgestellt wird, dass der Einsturz eine nachvollziehbare Ursache hatte - sagen wir, ein Gasunfall, von den Bewohnern selbst verschuldet. Mit dem guten Oberstaatsanwalt Herkenrath gibt's da bestimmt keine Probleme. Der ist ein Schulfreund von Rolands Vater gewesen.«

Dr. Rütters zuckte die Achseln. »Wenn's weiter nichts ist. Ich kümmerge mich gleich morgen darum. Und die zweite Sache?« Terwegen schenkte Champagner ein. »Die betrifft den toten Domprobst.«

Dr. Rütters hob die Brauen. »Was ist mit ihm?« »Ich habe mich kurz vor Osters Tod mit ihm getroffen und überhaupt keine Lust in die Ermittlungen hineingezogen zu werden.« Er nippte an seinem Champagner. »Wenn deine

Beamten, die auf den Fall angesetzt sind, zu neugierig nachschnüffeln, werden sie früher oder später auf die Geheime Zunft stoßen.«

Dr. Rütters zuckte die Achseln. »Na und? Wer interessiert sich heute noch für die Geheime Zunft? Außer dir natürlich.« »Du weißt, dass sie mein ganz persönliches Steckenpferd ist«, sagte Terwegen. »Und ich finde, was geheim war, sollte auch weiterhin geheim bleiben - schon der Tradition wegen. Das sind wir unseren Vorfahren schuldig.« Er grinste verschwörerisch über sein Glas hinweg. »Immerhin hat in der unheiligen Verflechtung von Domkapitel und Baumeisterzunft die ganze Kölsche Klüngelwirtschaft ihren Ursprung!«

Dr. Rütters lachte. »Also, meinerwegen, wenn dir so viel daran liegt. In meinem Präsidium gibt es genug Beamte, deren Neugierde sich auf Fußballergebnisse und Lottozahlen beschränkt. Dürfte kein Problem sein, die Ermittlungen jemandem anzuvertrauen, der viel zu bequem ist, um seine Nase in Dinge zu stecken, die ihn nichts angehen.« Terwegen lächelte zufrieden und leerte seinen Champagnerkelch in einem Zug.

»Und wenn du ihn doch erschlagen hast, den schwulen Probst?«, fragte der Polizeipräsident. »Zutrauen würde ich es dir.«

Terwegen lachte dröhnend. »Habe ich natürlich nicht. Aber falls doch - kann mir nicht vorstellen, dass dir das schlaflose Nächte bereiten würde.« Dr. Rütters schmauchte genüsslich an seiner Zigarre.

»Stimmt. Pfaffen gibt's auf der Welt, weiß Gott, genug. Was macht da einer mehr oder weniger schon aus?« Terwegen drückte auf den goldenen Klingelknopf neben dem Champagnerkübel. »Kannst sie alle beide haben«, sagte er und stand auf.

Dr. Rütters schaute ihn erstaunt an. »Du bleibst nicht?« Terwegen schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich stehe in letzter Zeit nicht mehr auf so was. Aber ich wünsch dir viel Spaß. Die zwei Häschen sind wirklich gut.« An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Willst du immer noch gerne ins Dreigestirn?«

Dr. Rütters nickte. »Das wäre die Krönung meiner gesellschaftlichen Laufbahn.«

»Das Dreigestirn für die nächste Session ist schon ausgekugelt. Aber fürs übernächste Mal lässt sich bestimmt was machen. Was willst du denn werden? Prinz, Bauer oder Jungfrau?«

»Jungfrau«, sagte der Polizeipräsident ohne langes Nachdenken.

Als Harald Terwegen Zimmer zwölf verlassen hatte, verschwand die zur Schau gestellte Jovialität aus seinem Gesicht. Verachtung spiegelte sich darin wider, ja, Abscheu, als ihm im Treppenhaus die beiden Prostituierten begegneten. Er ging an ihnen vorbei, als existierten sie überhaupt nicht. Sie

warfen ihm erstaunte Blicke nach.

Mitten in der Nacht schreckte Chris aus dem Schlaf hoch. Einen Moment sah sie wieder die Steine herabfallen und glaubte den Todesschrei zu hören, doch zum Glück verblassten diese Eindrücke rasch. Was war das für eine Vision gewesen? Und was hatte diese Vision mit Heikes Mann zu tun? Es musste eine Verbindung bestehen. Beunruhigenderweise hatte sich, wenn Chris früher solche hellsichtigen Erlebnisse gehabt hatte, später meistens herausgestellt, dass es dafür einen sehr realen Hintergrund gab. Wer das zweite Gesicht besitzt, ist wirklich nicht zu beneiden, dachte sie seufzend. In dem alten Bett hatte schon Chris' Vorgänger mit seiner Frau geschlafen. Es war ziemlich durchgelegen und knarrte. Das hatte Chris nicht gestört, solange Jonas neben ihr gelegen hatte. Jetzt war die linke Hälfte des Bettes kalt und leer; die Herzseite.

Wie sehr man sich daran gewöhnt, dachte Chris. In Kanada habe ich wochenlang allein unter Bären und Wölfen in einer Blockhütte gehaust und es hat mir nichts ausgemacht. Es war eine klare Nacht, Mondlicht kam ins Zimmer. Ein bisschen sehnte sie sich danach, Wölfe heulen zu hören. Vielleicht sollte ich wieder nach Kanada gehen, dachte sie, stieg aus dem Bett und stellte sich ans Fenster. Der Mond leuchtete drüben über dem Dachsberg. »Wie soll es nur weitergehen?«, sagte sie leise. Sie hatte den Schamanismus für immer aufgeben wollen, dann war diese Heike gekommen und nun war alles wieder ganz anders.

Plötzlich wollte sie im Mondlicht über die Hügel wandern. Ich bin ja gefeuert, dachte sie, früh aufstehen muss ich sowieso nicht. Sie zog Jeans und Pullover über, ging nach unten, schlüpfte in Jacke und Wanderschuhe, glitt durch die Hintertür hinaus in den Garten. Immer war es die Natur - die Bäume und Hügel, der flüsternde Wind -, die ihr beim Nachdenken half.

Sie nahm den Weg zum Dachsberg hinauf. »Bärin, komm, geh ein bisschen mit mir spazieren«, flüsterte sie. Tatsächlich war die Bärenkraft da und half Chris, mit der Umgebung zu verschmelzen. Ihre Füße rollten weich wie Bärenatzen in den Schuhen ab. Wie eine Bärin nahm sie Witterung auf -Rehe, nicht weit entfernt, die Schafe drüben hinter dem Gatter. Und ihr Gehör schien weit über die Hügel zu reichen. Für die Tiere war sie jetzt ein Teil des Waldes. Ein Dachs blieb dicht bei ihr am Weg stehen und schnüffelte laut in den Wind, ehe er sich gemächlich davontrollte. Eine große Eule strich tief über Chris' Kopf hinweg. Für eine Weile vergaß sie Vergangenheit und Zukunft, ging völlig in der Zeitlosigkeit der Wildnis auf.

Erst als sie oben auf dem Dachsberg stand, sich außer Atem an den uralten Stein lehnte, kehrte die Zeit mit ihren menschlichen Problemen in Chris' Bewusstsein zurück. »Mutter Erde«, betete Chris leise, während sie den Blick über das im silbernen Licht schlafende Land wandern ließ, »ich weiß nicht mehr weiter. Du hast mir das zweite Gesicht gegeben und mich nach Kanada zu dem alten Schamanen geführt. Ich weiß jetzt, ich habe keine andere Wahl, als dir zu dienen. Davon komme ich niemals los. Als ich Heike Vandenberg helfen konnte, war mein Herz leicht und froh. Wohin soll ich jetzt gehen? Aus dem Forsthaus muss ich bald ausziehen. Ich bin bereit dir weiter zu dienen. Zeig mir, wo ich heilen helfen soll. Vielleicht ist der Moment gekommen von hier fortzugehen. Vielleicht werde ich niemals zurückkehren. Zeig mir den Weg.«

Chris schwieg und lauschte mit den scharfen Ohren der Bärin. Die Nachtkälte drang durch ihre Kleider, doch die Bärenkraft durchströmte und umfing sie, wärmend wie ein dichter Pelz. Chris lauschte und wartete auf eine Antwort. Sie hatte das starke Gefühl, dass Silver Bear bei ihr war. Er hatte versprochen ihr aus der Geisterwelt Hilfe zu schicken, wenn sie sie benötigte. Und sie hatte das Gefühl, dass auch die Geister der Naturheilerinnen und keltischen Priesterinnen bei ihr waren, die an Steinen wie diesem zur Mutter Erde gebetet hatten, ehe überall im Land die Scheiterhaufen der Inquisition aufgeflammt waren und die Kirche ihre erbarmungslose Hexenjagd begonnen hatte.

Während Chris dort stand und in die Stille der Erde hineinlauschte, verschwand der Mond hinter dem Horizont. Langsam floss Licht in die dunstigen Täler und ein neuer Tag brach an.

Roland war spät nach Hause gekommen, sodass ihm Heike erst morgens beim Frühstück von ihren Erlebnissen bei Chris berichtete. Er aß ein Marmeladenbrötchen, während sie erzählte, wie der Falke zu ihr gekommen war. Als sie sagte, dass Chris auf der Reise, die sie für ihn unternommen hatte, zahnbewehrten Insekten begegnet war, lächelte er. »So?«, sagte er. »Und was hat das zu bedeuten?« »Dein Immunsystem ist durch Stress geschwächt. Du solltest viele Vitamine essen und dir mehr Ruhe gönnen.« Er zuckte die Achseln. »Na gut. Dann werde ich ab jetzt statt einer Kiwi täglich zwei essen. Zufrieden?« Heike rührte in ihrer Kaffeetasse herum, obwohl der Zucker sich längst aufgelöst haben musste. »Ich frage mich, warum du in letzter Zeit so unter Stress stehst. Irgendwas macht dir zu schaffen. Ist es nur das eingestürzte Haus? Ich mache mir wirklich ein wenig Sorgen um dich.« Roland schaute sie an und wieder einmal fand sie sein Gesicht wunderschön. »Glaub mir, Heike, da ist nichts, was dich beunruhigen müsste. Die Vandenberg sind ein altes und

zähes Geschlecht.« Er lächelte jungenhaft. »Wir sind hier in Köln verwurzelt wie der Dom. Diese Tradition gibt mir die Kraft, mit allen Schwierigkeiten fertig zu werden. Sei unbesorgt.« Er stand auf, küsste sie liebevoll und ging hinaus. Dass er seine Familientradition erwähnte, geschah sehr selten. Heike fand es ungewöhnlich. Normalerweise sprach er nie darüber und mochte auch nicht, wenn sie danach fragte. Das war eigentlich das einzige Thema, bei dem er empfindlich reagierte und wütend wurde. Seine Familiengeschichte war tabu. Heike verstand nicht warum, respektierte seine diesbezügliche Empfindlichkeit aber und vermied es, ihn darauf anzusprechen. Auch der sonst so lustige und redselige Onkel Harald ließ sich nichts entlocken. »Wenn Roland nicht über die Vergangenheit seiner Familie reden will, sollten wir das respektieren«, hatte er dazu gesagt. »Wir wollen doch schließlich keinen Streit mit ihm. Bestimmt wird er dir zu gegebener Zeit alles erzählen, was du wissen möchtest. Auf jeden Fall waren die Vandenbergs in Köln immer sehr angesehen. Glaub mir, du hast mit Roland wirklich einen guten Fang gemacht.« Dann hatte Onkel Harald ihr auf diese spitzbübische Weise zugezwinkert, die sie an ihm sehr gern mochte, und ihr, um sie abzulenken, ein paar Karnevalsanekdoten erzählt. Nachdem sie den Frühstückstisch abgeräumt hatte - Frau Runde kam nur mittags und abends -, ging Heike hinaus in den Park. Der Gärtner arbeitete an den Rosenbeeten. Ahriman, der ihr gefolgt war, tollte über die Wiese. Gestern Abend hatte der Hund sich seltsam benommen. Er wollte nicht ins Haus. Tagsüber lief er in letzter Zeit sowieso ständig im Park herum, aber abends, wenn es kalt wurde, kam er normalerweise herein. Doch gestern Abend hatte sie ihn am Halsband nach drinnen ziehen müssen. Er hatte gewinselt und sich einen Schlafplatz gleich an der Haustür gesucht, obwohl es dort viel kälter als am Kamin war, wo er normalerweise schlief.

Heike ging hinüber zum Seerosenteich, wo der Gärtner sie nicht sehen konnte, und beschloss ihren Falken zu tanzen.

Sie zog Schuhe und Strümpfe aus und machte mit ausgebreiteten Armen einige Tanzschritte. Sie hatte als Kind etwas Ballettunterricht gehabt und für einen Augenblick fühlte sie sich leicht wie eine Ballerina. Ich könnte mich erkälten, dachte sie, denn das Gras war kalt und feucht. Ahriman kam und schaute ihr zu.

Plötzlich hatte sie den Eindruck eines Falken, der hoch über dem Park kreiste. Sie war *im Körper* des Falken und spürte, wie ihr der Wind durch die Federn strich. Das Gefühl dauerte nur einen winzigen Augenblick, wirkte aber so echt, dass sie kopfschüttelnd, mit offenem Mund neben dem Teich stehen blieb, wo der große bronzene Brunnenfrosch leise vor sich hin plätscherte.

Sie machte die Augen zu und sah Chris, die einsam auf einem Berg stand und in die Ferne blickte. Ratlosigkeit und Verwirrung spiegelten sich auf Chris' Gesicht. Das Bild verschwand ebenso rasch wie der Eindruck des Falken. Heike ließ sich ins Gras plumpsen, mochte es noch so kalt und feucht sein, rieb sich ihre Schläfen und blickte unsicher umher. Ahriman kam näher, schnüffelte und leckte ihr die Hand. Im Park war alles so wie immer, nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Die Bäume waren nicht von einer Aura umgeben, wie sie es in manchen Büchern gelesen hatte, und es hüpfen auch keine Feen zwischen den Sträuchern herum. Aber da war das starke Gefühl, dass ihre neue Freundin Hilfe brauchte. »Vielleicht will das Universum, dass ich ihr etwas zurückgebe für das, was sie gestern für mich getan hat«, sagte Heike leise zu Ahriman. »Immerhin fühle ich mich wie neugeboren, seit sie den Falken als Krafttier für mich gefunden hat.«

Sie ging ins Haus, das ihr an Morgen wie diesem, wo die Sonnenstrahlen schräg durch die gotischen Buntglasfenster fielen, magisch erschien, ließ sich im riesigen, marmorgekachelten Bad warmes Wasser über die Füße laufen, zog eine trockene Jeans an, packte den aufgeregt hechelnden Ahriman in den Kofferraum des Volvo und fuhr, nachdem sie Roland eine Nachricht auf die Mailbox gesprochen hatte, in Richtung Eifel.

»Er hat *was*?« Susanne glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. »Sag das noch mal!«

Tönsdorf verzog seufzend das Gesicht und kratzte sich hinter dem Ohr. »Eben, ehe du ins Büro gekommen bist, hat er angerufen und gesagt, dass er keine Anzeige erstatten will. Möglicherweise hätte dieser Skinhead Recht gehabt. Er könne sich nicht mehr erinnern, wer ihn niedergeschlagen habe.« »*Möglichenweise!* Ach, Scheiße!«

Tönsdorf zuckte die Achseln. »Uns bleibt nichts übrig, als das Nazi-Arschloch laufen zu lassen. Aus dem kriegen wir nichts raus. Er bleibt bei seiner Version, sie seien zufällig vorbeigekommen, hätten Hatheyer am Boden liegen sehen und nur erste Hilfe leisten wollen.« »Was ist mit den anderen Typen aus seiner Gang?« Tönsdorf zündete sich die unvermeidliche Zigarette an. »In der Hinsicht war er kooperativ, hat uns ihre Namen und Adressen genannt. Wir haben sie überprüft und es ist das Gleiche wie bei ihm selber: Ein paar Jugendstrafen, aber seit mehreren Jahren sind sie sauber - nach Aktenlage jedenfalls.«

Susanne brauchte zuerst einmal einen Kaffee, um besser nachdenken zu können.

Tönsdorf hatte dankenswerterweise welchen aufgesetzt. Sie goss sich eine Tasse ein und trank ein paar Schlucke. »Warum tut er das?«, fragte sie.

Tönsdorf blies Rauch zum Fenster hinaus - in dieser Hinsicht war er immerhin rücksichtsvoll - und kratzte sich wieder hinter dem Ohr. »Hatheyer? Er wird

wohl Schiss haben«, sagte er. »Ich wette hundert zu eins, dass dieser Jo und seine Gang von irgendjemandem Geld bekommen haben, damit sie den Hatheyer einschüchtern. Und das ist ihnen ja auch gelungen, wie man sieht. Ist immer dasselbe, ich kann mich da an eine Sache drüben in Deutz erinnern, so vor drei oder vier Jahren. Damals ...«

Nein, bitte keine alten Geschichten. Susanne hob die Hand. »Okay, lass ihn frei«, sagte sie schroffer als beabsichtigt. Tönsdorf zuckte richtig zusammen. »Kannst mir die Geschichte ein anderes Mal erzählen-, fügte sie rasch hinzu. »Aber ich will, dass ihr den Jo Schneider auf Schritt und Tritt überwacht. Ich will wissen, wer Hatheyer zum Schweigen bringen will!« Sie ging zur Tür. »Und was machst du?«, fragte Tönsdorf. Susanne merkte, dass sie noch die Kaffeetasse in der Hand hielt. Sie stellte die Tasse mit einem Ruck ab. »Ich fahre zu Hatheyer und rede ein Wörtchen mit ihm.«

Die alten Bäume vor dem Kloster waren gefällt. Barnstett stand mit hängenden Schultern neben Helga Glosowski, der leitenden Ingenieurin, und wünschte sich sehnlichst, das alles wäre längst überstanden, damit er sich wieder mit denkmalgeschützten Gebäuden befassen konnte, die *nicht* über Braunkohlevorkommen standen. Barnstett liebte historische Gebäude und hasste es, wenn sie abgerissen wurden. Und, ob er wollte oder nicht, richtete sich dieser Hass zur Zeit gegen die Glosowski, auch wenn Barnstett natürlich wusste, dass die Ingenieurin nur ihre Arbeit tat. Dass Barnstett sich diese Sache hier antun musste, lag allein an der Personalknappheit beim Amt für Denkmalschutz. An und für sich wäre sein Kollege Eulenberg zuständig gewesen, doch der laborierte an einem Bandscheibenvorfall herum. »Verdammt, was ist das denn?«, stieß die Glosowski hervor. Sie war eine grauhaarige, grobknochige Frau, irgendwo zwischen fünfzig und sechzig. Dass eine Frau ein solches Projekt leitete, war ungewöhnlich, und die Ingenieurin glaubte ganz offensichtlich ihre Autorität durch besonders derbes Auftreten behaupten zu müssen, was Barnstett zunehmend auf die Nerven ging.

Er schaute hinüber zum Kloster. Die Nonnen waren aufgefordert worden, das Gelände bis zehn Uhr zu verlassen. Jetzt hatte sich tatsächlich die Pforte geöffnet. Die alten Frauen in ihren grauen Ordenstrachten kamen heraus, gaben das Tor aber nicht frei, sondern blieben davor stehen, fassten sich bei den Händen - und fingen laut zu beten an! Barnstett verstand die Worte nicht sofort, dann erkannte er, dass es ein Psalm war: »Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott auf den ich hoffe ...«

»Ja, sind die denn völlig übergeschnappt!«, schimpfte die Ingenieurin.

»... Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, dass du nicht erschrecken musst vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pest, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die am Mittag Verderben bringt...« Sie stapfte in ihren gelben Gummistiefeln auf die Schwestern zu und baute sich, die Hände in die Hüften gestemmt, vor ihnen auf. »Veranstalten Sie hier so eine Art Demonstration, meine Damen?«, fragte sie.

Die Nonnen unterbrachen ihre laute und, wie Barnstett fand, sehr klangvolle Rezitation. Eine von ihnen trat vor. »Seit Jahrhunderten ist dieses Kloster ein Gott geweihter, heiliger Ort«, sagte sie mit fester Stimme. »Was hier geschehen soll, ist eine schwere Sünde. Ich rate Ihnen mit Ihren Baggern wieder abzuziehen. Wenn Sie das Kloster abreißen, beschwören Sie eine große Gefahr herauf. Ich warne Sie vor dem Zorn Gottes.«

Die Ingenieurin zuckte die Achseln. »Bedaure, ich bin nicht religiös«, sagte sie. Die Schwester schwieg. Offenbar hatte sie alles Nötige gesagt. Sie trat zurück zu den anderen und sie setzten ihr Gebet fort. »Wenn auch tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen...«

Die Glosowski gab einem der Raupenfahrer einen Wink. Der wusste offenbar genau, was er zu tun hatte. Er ließ den Dieselmotor aufheulen und fuhr mit seiner Raupe dicht an die Schwestern heran. Sie wichen ein Stück zurück, beteten aber tapfer weiter.«... Du wirst es mit eigenen Augen sehen und schauen, wie den Gottlosen vergolten wird ...« Barnstett fragte sich ärgerlich, was diese plumpe Einschüchterungstaktik sollte. Befugt war die Ingenieurin dazu nicht. Alles, was sie tun durfte, war die Polizei rufen. Das sah sie jetzt offenbar auch ein und zerrte ein Handy aus der Tasche ihres gelben Baustellenmantels. »Alles Weitere haben Sie sich selbst zuzuschreiben«, sagte sie laut zu den Ordensschwestern. Dann forderte sie telefonisch polizeiliche Hilfe an.

Barnstett sah, wie die alten Männer sich in Bewegung setzten, die bislang mit versteinerten Gesichtern stumm neben der Zufahrt ausgeharrt hatten. Jetzt stellten sie sich mit verschränkten Armen vor die Schwestern - neun krumme, zerfurchte alte Männer. Barnstett vermutete, dass es sich um Bewohner des niedergerissenen Ortskerns von Bischofsweiler handelte. Sie funkelten die Ingenieurin und den Mann auf der Raupe böse an, sagten aber keinen Ton. Dieses Bild veränderte sich in den nächsten zehn Minuten nicht. Die Schwestern rezitierten immer wieder aufs Neue den Psalm und die alten Männer standen schützend, mit finsternen Gesichtern vor ihnen. »Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen

bleibt...«

Als die Polizei eintraf, ließen sich die Männer ebenso wie die Schwestern widerstandslos abführen. Während sie von den Polizisten zu einem der grünen Mannschaftswagen geführt wurden, beteten die Schwestern unaufhörlich weiter. «... Über Löwen und Ottern wirst du gehen und junge Löwen und Drachen niedertreten. Er hebt mich, darum will ich ihn erretten ...»

Eine der Schwestern fiel Barnstett besonders auf. Sie war die älteste von ihnen, bestimmt weit über achtzig. Ihr kleiner, magerer Körper war stolz aufgerichtet. Ein sonderbarer Triumph lag auf ihrem faltigen Gesicht, und ihre Augen funkelten, als bereite ihr das, was hier geschah, ein riesengroßes Vergnügen.

Dann mussten sie in den Mannschaftswagen einsteigen und wurden abtransportiert. Einen Moment herrschte eine geradezu unheimliche Stille.

Schließlich ließ der Raupenfahrer den Motor wieder an und waltzte das Tor nieder, den Torbogen darüber und die Mauern daneben gleich mit. Wütend und doch hilflos beobachtete Barnstett, wie die schweren Raupenketten den Klostergarten zerquetschten. Mit dem Abriss der Einfriedung und des Klostergebäudes wurde sofort begonnen. Morgen sollte dann die Klosterkirche gesprengt werden. Barnstett verzog angesichts der historischen Werte, die dort unwiederbringlich vernichtet wurden, bitter das Gesicht und ärgerte sich über die zufriedene Miene der Glosowski. Für ihn war diese Ingenieurin eine Schlächterin. Erst hatte sie den historischen Ortskern von Bischofsweiler dem Erdboden gleichgemacht, ohne mit der Wimper zu zucken, und nun war das Kloster das nächste Schwein, das sie schlachten würde.

Erst als Chris unter den ersten Strahlen der Morgensonne ins Haus gestapft war, hatte sie die Kälte gespürt, die ihr in alle Knochen gekrochen war. Nach einer heißen Dusche hatte sie Fencheltee getrunken und danach bis zum späten Vormittag geschlafen, bleischwer und erschöpft. Jetzt saß sie mit einer Tasse Kaffee in der Küche. Eine Antwort hatte sie dort oben auf dem Dachsberg nicht erhalten. Die Erde schwieg. Immerhin war es ein wunderschöner Sonnenaufgang gewesen.

Ich muss loslassen, dachte sie. Ich muss aufhören zu grübeln und darauf vertrauen, dass die Antwort kommt, dass die Erde mir den Weg zeigt. Ich muss mich innerlich öffnen. Sie hörte etwas im Garten, ging ans Fenster, um nachzuschauen - und sah zwei große schwarze Hundepfoten draußen auf der Fensterbank und einen großen schwarzen, zotteligen Hundekopf. Ahriman bellte.

Das Fenster war aufgekippt, und vom Gartentor her rief Heike: »Verdammt, Ahriman, komm zurück! Immer musst du weglaufen!«

»Kommt rein, alle beide, die Tür ist offen!« Chris wunderte sich, dass Heike schon wieder auftauchte, freute sich aber über den unerwarteten Besuch, denn er half ihr loszulassen und sich auf etwas anderes zu konzentrieren als die Frage, die sie der Erde gestellt hatte. Während Chris im Flur Ahriman begrüßte und ihm den Kopf streichelte, sagte Heike entschuldigend:

»Eigentlich wollte ich diesmal durch die Vordertür kommen, aber dieser Hund...«

Sie setzten sich in die Küche und tranken Kaffee. »Du siehst ziemlich müde aus«, sagte Heike. Chris strich sich durchs kurze Haar. »Ich habe nicht gerade viel geschlafen.«

»Du machst dir Sorgen, wie es nun weitergehen soll, stimmt's?«

Chris wickelte ihr Zöpfchen um den Zeigefinger. »Na ja, seit du gekommen bist, weiß ich, dass ich meine Bestimmung als Schamanin nicht einfach aufgeben kann. Aber wohin soll ich gehen? Hier aus dem Forsthaus muss ich in knapp vier Wochen ausziehen. Und natürlich muss ich mir einen neuen Job suchen. Heute Nacht bin ich oben auf dem Dachsberg gewesen - dort.« Sie zeigte auf einen der bewaldeten Hügel vor dem Fenster. »Bei dir weiß ich, dass du eicht grinsend den Kopf schüttelst, wenn ich dir erzähle, dass ich die Mutter Erde gebeten habe mir den Weg zu zeigen. Jetzt muss ich loslassen und mich auf etwas anderes konzentrieren. Die Antwort kommt dann meistens ganz spontan und plötzlich, wenn man überhaupt nicht daran denkt.« Am liebsten würde ich möglichst schnell aus dem Forsthaus weg, dachte Chris. Ohne Jonas erschien es ihr leer, und die Erinnerungen an ihn hingen in den Zimmern wie Gespenster. Sie musste neu anfangen, aber sie wollte auch die Hoffnung nicht aufgeben, dass Jonas doch noch zu ihr zurückkehrte. Sie nahm sich vor ihn eine Zeit lang ganz in Ruhe zu lassen und sich erst einmal darauf zu konzentrieren, ihre eigenen Probleme in den Griff zu bekommen. Heike schaute aus dem Fenster, dann auf den Küchentisch. Sie holte tief Luft und sagte: »Ich habe heute Morgen meinen Falken getanzt und dabei habe ich dich gesehen. Ich hatte das Gefühl, dass es ein Signal ist, dass du Hilfe brauchst.« Sie sprach schnell und ein wenig undeutlich. Offenbar hatte sie sich die Worte vorher zurechtgelegt, damit ihre Schüchternheit ihr nicht zu sehr im Weg war. »Also, ich habe gedacht, wenn du nicht weißt, wohin, könntest du erst einmal bei uns wohnen. In Köln. Das alte Gärtnerhaus im Park steht leer. Es würde dir bestimmt gefallen. Es ist ein richtiges Hexenhäuschen.« Sie lachte unsicher. »Ich weiß, du kennst mich erst seit gestern. Aber ich habe das Gefühl, dass wir uns gut

verstehen. Ich habe halt... nicht so sehr viel zu tun. Die Villa gefällt dir bestimmt. Wir könnten zusammen den Keller und den Dachboden erforschen. Vielleicht finden wir ja heraus, was es mit dieser komischen ... Energie auf sich hat.«

Heike schaute gar nicht auf und rechnete vermutlich damit, dass Chris das Angebot ablehnen würde. Natürlich würde Chris ablehnen. Was sollte sie in einer Großstadt wie Köln? Chris hasste große Städte. Nach zwei, drei Tagen machten der Lärm, die schlechte Luft, die vielen Menschen sie ganz verrückt. Deswegen war es ihr auch immer lieber, wenn Susanne sie draußen in der Eifel besuchte. »Unser Park ist wirklich schön«, sagte Heike. »Ein Stück Natur mitten in der Stadt.«

Chris wollte ihre neue Freundin nicht kränken. »Sieh mal, ich finde dein Angebot wirklich nett. Aber ich kann es leider nicht annehmen. Weißt du, ich passe einfach nicht in die Stadt. Ich halte es da nicht aus.«

Chris sah die Enttäuschung in Heikes Gesicht. Vermutlich sehnte sie sich einfach nach ein wenig Gesellschaft. Trotzdem. Chris schüttelte den Kopf. Wie sollte sie in einer lärmenden, hektischen Großstadt ihrer Bestimmung folgen?

Sie würde dort nervös werden und überhaupt nicht mehr zur Ruhe kommen. Sie würde völlig vom Weg abkommen, statt ihn zu finden. »Ich denke, dass ich mir hier irgendwo in der Eifel was suche. Du kannst mich dann gerne dort mit deinem Hund besuchen kommen, wenn du magst.« Sie schwiegen und tranken ihren Kaffee aus. »Na ja, war nur so ein Vorschlag. Ich dachte, ich könnte dir helfen.« Heikes Stimme klang traurig. Sie stand auf. »So, Ahriman und ich machen uns wieder auf den Weg.«

Heike kramte in ihrer Hosentasche. Sie zog ein Kärtchen hervor und reichte es Chris. »Hier ist meine Nummer. Wenn du's dir noch anders überlegst, ruf mich einfach an.« Nach kurzem Zögern fügte sie hinzu: »Aber du kannst natürlich auch einfach so anrufen.«

Die Verabschiedung verlief ein wenig verkrampft. Ahriman wollte gar nicht weg. Chris musste ihm einen Klaps geben, ehe er endlich an Heike vorbei zum Parkplatz lief. Als sie die Haustür zugeschoben hatte, fand Chris das Haus schrecklich still. Wenn sie hier war, hoffte sie ständig, dass Jonas zur Tür hereinkam, um ihr zu sagen, dass er es sich anders überlegt hatte. Sie dachte: Ich brauche doch die Stille, um als Schamanin arbeiten zu können, um lauschen zu können. Aber das Schweigen hier im Haus konnte sie nicht mehr ertragen.

In Köln wäre Susanne ganz in der Nähe. Es würde gut tun, Susanne öfter zu

sehen und mit ihr zu reden. Wenn schon Köln, dann wäre sie am liebsten bei Susanne untergekröchen, aber deren Wohnung war einfach zu klein. Das konnte sie Susanne nicht zumuten.

Der Gedanke, noch tagelang ohne Arbeit in diesem leeren Haus herumhängen zu müssen, in dem sie alles an Jonas erinnerte, wurde plötzlich zur Qual. Chris schluckte. »Ich hasse Großstädte«, sagte sie laut, riss die Haustür auf und lief zum Parkplatz. Zu ihrer Erleichterung stand der große Kombi mit dem Kölner Kennzeichen noch dort. Es war ein sehr teuer aussehender Wagen und Chris wurde zum ersten Mal wirklich bewusst, dass Heike - oder zumindest ihr Mann - sehr reich war. Eigentlich hatte Chris gegen reiche Leute Vorbehalte. Nach indianischer Auffassung war es nicht gut, wenn einzelne Menschen über zu viel materiellen Besitz verfügten. Aber im Moment wollte Chris vor allem eines: möglichst weit weg von dem stillen, leeren Forsthaus. Sie entdeckte Heike und Ahriman unten am Bach. Als sie atemlos herbeirannte, blickte Heike erstaunt auf. »Ahriman musste noch und da bin ich mit ihm etwas am Bach entlanggelaufen.«

»Entschuldige«, keuchte Chris, »ich hab's mir anders überlegt! Ich will doch mitkommen. Am liebsten gleich jetzt!« Heike strahlte. »Gern!«

»Aber nur für ein paar Tage«, fügte Chris rasch hinzu. »Bis ich was Eigenes gefunden habe. Ich laufe rasch ins Haus und packe meine wichtigsten Sachen in meinen Rucksack.«

Susanne parkte ihren Wagen in der Bischof-Melchers-Straße und ging auf das Priesterseminar zu. Hier gab es die gleiche schlichte, schmucklose Backsteinarchitektur wie bei der Domprobstei. Das nebenan liegende, ebenfalls moderne Erzbischöfliche Palais wirkte mit seinem mächtigen Tor ziemlich trutzig - vielleicht eine Reminiszenz an die heftigen Fehden, die sich die Kölner Bürger im Mittelalter des Öfteren mit ihren Erzbischöfen geliefert hatten. Damenbesuch war im Priesterseminar gewiss nicht erlaubt. Das strenge Pförtnergesicht, das darüber wachte, hatte seit der vorigen Nacht gewechselt. Susanne hielt ihm ihren Dienstausweis hin. »Ich möchte Herrn Hatheyer sprechen. Es ist dringend.«

Der Pförtner schüttelte den Kopf. »Bedaure. Herr Hatheyer ist heute Morgen nach Aachen gefahren.« Susanne unterdrückte einen für diesen Ort reichlich unpassenden Fluch. »Nach Aachen? Wann kommt er zurück?« »Morgen. Irgendwann im Laufe des Tages. Er hat keine Uhrzeit genannt. Er hat sich ein paar Tage Urlaub genommen. Verständlich, nach dem ganzen Stress.« Susannes Finger trommelten auf die schmale Pförtnertheke. Immerhin hockte

er nicht hinter einer Glasscheibe, sondern *in* einem offenen Raum, der mehr wie eine Hotelrezeption wirkte. Überhaupt machte die Einrichtung des Seminars einen hellen, freundlichen Eindruck. Das war ihr schon damals bei ihrem ersten Besuch aufgefallen, als sie Hatheyer in der Bibliothek verhört hatte. Irgendwie assoziierte sie mit der katholischen Kirche finstere mittelalterliche Gemäuer. Liegt wohl an meiner frühkindlichen Prägung, dachte sie. Der Dom ist schuld. »Kann man ihn in Aachen telefonisch erreichen? Am besten, Sie geben mir auch gleich die Adresse.«

Der Pförtner schob das Kinn vor. »Ich weiß nicht, ob das so ohne weiteres möglich ist. Herr Hatheyer ist zu seiner Tante gefahren. Ich denke, er sollte dort nicht gestört werden.« Susanne beugte sich über die Theke. »Ich ermittle in einem Mordfall, und ich *werde* Herrn Hatheyer stören, wenn ich es für angebracht halte. Sind Sie jetzt so freundlich?« Das Kinn des Pförtners sank zu seiner Telefonanlage herunter. Er riss einen der Zettel ab, die dort klebten, und hielt ihn Susanne wortlos hin.

Rasch notierte sie Name, Adresse und Telefonnummer von Hatheyers Tante, einer Frau Fehrenschild. »Nett von Ihnen«, sagte sie lächelnd zu dem Pförtner, dessen Gesicht etwas eingefroren wirkte.

Draußen setzte sie sich in den Wagen und überlegte. Hatte Hatheyer wirklich vor morgen zurückzukommen? Vielleicht fühlte er sich in Aachen sicherer vor weiteren Bedrohungen durch die Skinheads. Sie hielt es immer noch für möglich, dass er den Domprobst erschlagen hatte. Andererseits sprach viel dagegen: Falls Hatheyer selbst der Mörder war, von wem wurde er dann bedroht? Wer hatte ein Interesse daran, ihn einzuschüchtern? Und sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass dieser zierliche, sensible Mann Oster, den er ja offenbar sehr geliebt hatte, von vorne mit einem Kerzenständer oder etwas Ähnlichem erschlagen haben sollte. Dann war da noch der Mord an der Oberin. Ein sonderbarer Mord. Der Täter hatte die Oberin offenbar gezwungen die tödlichen Tabletten zu schlucken, nachdem er sie vorher mehrfach ins Gesicht geschlagen hatte. An der Leiche waren Blutergüsse im Gesicht gefunden worden. Die geheimnisvolle Verbindung zwischen Kloster und Dom -was wussten Scharenbroich und Hatheyer darüber? Möglicherweise hatte die Heimlichtuerei der beiden tatsächlich nichts mit dem Mord zu tun. Da waren diese alten Geheimnisse, auf die Evertz angespielt hatte. Sie sah wieder vor sich, wie er sie aus seinem Rollstuhl mürrisch angefunkelt hatte: *Die Geschichte ist voll von Morden, die wegen irgendwelcher tatsächlich oder vermeintlich wertvollen Geheimnisse verübt wurden.*

Was hatte Hatheyer ihr im Dom zeigen wollen? Unschlüssig spielte Susanne mit ihrem neuen Handy. Dann entschied sie ihm bis morgen seine Ruhe zu gönnen. Sollte er sich von seiner Tante aufpäppeln lassen. Allerdings gab sie Tönsdorf telefonisch die

Adresse durch, damit er sie vorsichtshalber überprüfte. »Brauchst aber die Aachener Kollegen nicht hinschicken«, sagte sie. »Nur überprüfen, ob die Angaben stimmen.« Sie startete den Motor und reihte sich in den Verkehr auf der Richmodstraße ein, in Gedanken weiter den vielen offenen Fragen nachspürend.

Als sie rund zwanzig Minuten später im Präsidium zu ihrem Büro ging, war sie angesichts der immer mysteriöseren Dimensionen dieses Mordfalles von einem prickelnden Jagdfieber erfüllt, das sie für die vielen Überstunden und den Schlafmangel entschädigte.

Auf dem Flur kam ihr Tönsdorf entgegen, mit unter den Arm geklemmter Aktentasche, was darauf hindeutete, dass er bereits dem Feierabend zustrebte. »Nanu«, sagte Susanne, »du gehst schon? Bist du krank?«

»Ist dir bewusst, um wieviel Uhr ich in den letzten Tagen jedesmal Feierabend gemacht habe?«, brummte er. »Hatheyers Adresse in Aachen ist sauber. Dort wohnt tatsächlich seine Tante, wie du dem Zettel entnehmen kannst, den ich dir auf den Schreibtisch gelegt habe.« Er ging ein Stück weiter, blieb dann wieder stehen. »Ach, hätte ich fast vergessen: Der Alte will dich sprechen. Dringend.« »Hat er gesagt weswegen?« »Nee. Frag ihn selber.«

Als Susanne Antweilers Büro betrat, saß der Chef nicht wie gewohnt am tadellos aufgeräumten Schreibtisch, sondern schaute aus dem Fenster. »Ah, Wendland, da sind Sie ja«, sagte er, ohne sich nach ihr umzudrehen. »Setzen Sie sich.« Er schaute weiter aus dem Fenster, was sehr ungewöhnlich war, nahm seine Brille ab, putzte sie und setzte sie wieder auf. »Mögen Sie eigentlich unseren Polizeipräsidenten?«, fragte er, den Blick auf irgendeinen fernen Punkt draußen in der Stadt gerichtet.

Susanne hatte keine Ahnung, worauf er hinauswollte. »Ich hatte noch nie das Vergnügen ihn persönlich kennen zu lernen, von ein paar offiziellen Anlässen einmal abgesehen. Dabei wirkte er immer ganz leutselig. Unter Kollegen kursiert das böse Gerücht, er würde sich mehr für den Karneval als für die Kriminalistik interessieren. Keine Ahnung, ob das zutrifft. Wird er nicht bald pensioniert?« Polizeiinterne Personalien, ein Hauptbestandteil des Kollegentratsches, langweilten Susanne entsetzlich. Morde aufzuklären machte weitaus mehr Spaß.

Jetzt drehte Antweiler sich zu ihr um und grinste. »Wenn Sie wollen, besitzen Sie durchaus die Gabe der Diplomatie. Eine wichtige Karrierevoraussetzung. Jedenfalls haben Sie die Antwort auf meine Frage elegant umschifft.« Wie immer war seine äußere Erscheinung makellos, vom exakt gescheitelten, glänzenden Haar über den perfekt sitzenden Anzug bis zu den polierten

Schuhen. Susanne schätzte, dass er einen nicht unerheblichen Teil seines Gehaltes in Anzüge und Schuhe investierte. »Unser Polizeipräsident ist ein Arschloch«, sagte er, ging zum Schreibtisch und setzte sich. Susanne erwiderte das Grinsen. »Ich nehme an, Sie möchten, dass ich diese Einschätzung vertraulich behandle.« »Das Grinsen wird Ihnen gleich vergehen. Rütters hat mir zwei zusätzliche Planstellen für unsere Abteilung angeboten.«

»Aber das ist doch wirklich nett von ihm«, sagte Susanne erstaunt. »Bei unseren vielen Überstunden ...« »Dieses Wort höre ich in meinem Büro nur sehr ungern. Natürlich bekomme ich die beiden Planstellen nicht umsonst.« Jetzt begann Susanne Schlimmes zu ahnen. »Sie meinen, er hat Sie um einen kleinen Gefallen gebeten?« »Sagen wir, einen unverschämt kleinen Gefallen. Einige Herren, die in Köln über großen Einfluss verfügen, zumindest über großen Einfluss auf unseren Herrn Polizeipräsidenten, sind der Auffassung, dass die Ermittlungen im Propstmord auf ziemlich kleiner Flamme gekocht werden sollten. Nun ist Rütters der Ansicht, dass Sie charakterlich nicht dazu in der Lage sind, Ermittlungen auf sehr kleiner Flamme zu kochen - was, genau besehen, natürlich ein dickes Lob für Sie ist.«

»Und natürlich«, fiel ihm Susanne ins Wort, »haben Sie Rütters daraufhin auf den Kopf zugesagt, dass Sie ihn für ein Arschloch halten und dass er sich seine Planstellen in dasselbe stecken kann!« Sie sah Antweiler erwartungsvoll an, doch dessen Gesicht blieb beunruhigend ausdruckslos. »Im Laufe meiner langen Dienstjahre in Köln habe ich gelernt mich mit der rheinischen Klüngel-Mentalität zu arrangieren«, sagte er. »Wenn man es geschickt anstellt, kann man sich zwischen den verschiedenen Fallgruben hindurchlavieren und dabei einen möglichst großen Nutzen für alle Beteiligten erreichen. Selbstverständlich nehme ich die beiden Planstellen. Angesichts der dunklen Ringe, die Sie und Ihre Kollegen unter den Augen haben, bleibt mir gar keine andere Wahl.«

Susannes Magen zog sich in plötzlicher Wut zusammen. »Das heißt, Sie nehmen mir den Fall weg?« »Heepenstrick bekommt ihn.«

Susanne stöhnte. »Heepenstrick? Na, dann braucht sich Rütters ja keine Sorgen mehr zu machen!« Sie sprang aus dem Stuhl auf. »Ich hätte nicht gedacht, dass Sie mir so in den Rücken fallen würden! Tönsdorf und ich leisten gute Arbeit und wir sind gerade dabei, den Dingen auf den Grund zu gehen!« »Eben«, sagte Antweiler scheinbar ungerührt, »das ist es ja. Wenn jemand im Präsidium in der Lage wäre, diesen rätselhaften Fall aufzuklären, dann Sie. Sie sind ein Naturtalent, das weiß ich.«

»Und trotzdem werde ich dafür bestraft, dass ich gute Arbeit leiste?« Sie ging

zur Tür. »Ich quittiere den Dienst!«, rief sie wütend. »Dieser Laden hier ist ja durch und durch korrupt. Und ausgerechnet Sie ...«

»Setzen Sie sich hin!«, rief Antweiler ärgerlich und schlug dabei mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ich bin noch nicht fertig!«

Widerstrebend ging Susanne zum Stuhl zurück, tat ihm aber nicht den Gefallen sich zu setzen, sondern schaute von oben zu Antweiler herunter.

Er nahm seine Brille ab und bewegte sie zwischen den Fingern hin und her.

»Bei Ihren vielen Überstunden und dem ganzen Resturlaub wäre es doch an der Zeit, dass Sie sich endlich mal ein paar Tage freinehmen. Eine Woche vielleicht, oder zwei...«

»Resturlaub? Ich kündige!« Vor Susannes innerem Auge tauchte der Marder auf und schien in ihrem Geist ein Stück weiter nach vorn zu klettern. Sie merkte, wie sie etwas ruhiger wurde. Langsam, langsam, sagte eine leise innere Stimme, vielleicht der Marder, vielleicht ein rheinischer Schutzengel mit schief sitzendem Heiligenschein. Willst du wirklich alles hinschmeißen? Dass der Laden hier korrupt ist, weißt du nicht erst seit heute, wenn du ehrlich bist. Hör dir wenigstens an, worauf er hinauswill.

»Wie Sie Ihren Urlaub verbringen, ist natürlich Ihre Sache. Ich kann Sie nicht daran hindern, in Ihrer Freizeit die Nase in Dinge zu stecken, die dem Polizeipräsidenten Kopfzerbrechen bereiten. Wenn Sie bei dieser Freizeitbeschäftigung die ein oder andere kleine Hilfestellung aus der Abteilung bekommen, müsste das ja nicht an die große Glocke gehängt werden. Ich denke, Tönsdorf könnte die Rolle des Verbindungsmannes zu mir spielen. Dieser Aufgabe ist er wohl gerade eben noch gewachsen. Aber seien Sie vorsichtig.« Susanne glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. War Antweiler völlig übergeschnappt? Andererseits war die Idee durchaus nicht ohne Reiz. Ihre Wut verflog allmählich wieder. »Kann es sein, dass Ihre Methoden ein wenig ungewöhnlich sind?«, fragte sie. »Vorsichtig ausgedrückt.« Antweiler lehnte sich sichtlich zufrieden im Schreibtischstuhl zurück. »Schauen Sie sich doch den Zustand der Welt im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert an«, sagte er. »Glauben Sie etwa, dass wir da mit gewöhnlichen Methoden weiterkommen?«

Auf dem Weg zur Tür blieb Susanne noch einmal stehen. »Was ist eigentlich mit dem Hauseinsturz?«, fragte sie. »Werden diese Ermittlungen auch auf kleiner Flamme gekocht?« Antweiler zuckte die Achseln, als ginge ihn das alles nichts an. »Die zuständige Abteilung in der Stadtverwaltung hat Oberstaatsanwalt Herkenrath heute einen Untersuchungsbericht geliefert, demzufolge der Einsturz auf eine Gasexplosion zurückzuführen ist. Ursache: Nicht

ordnungsgemäße Instandhaltung der Heizung durch die Hausbesetzer. Damit ist Vandenberg aus dem Schneider. Herkenrath hat es mir selbst erzählt - und dabei gegrinst, als hätte er gerade seine Sekretärin gevögelt.«

Susanne schüttelte den Kopf. »Das ist unfassbar! Schmickler, der zuständige Einsturzfachmann, hat doch eine Gasexplosion als Ursache ausgeschlossen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er einen Bericht unterschreibt, in dem ...«

»Keine Ahnung, wer den Bericht unterschrieben hat. Jedenfalls hat Herkenrath heute die Einstellung der Ermittlungen angeordnet. Die Anzeige dieser ...«

»Maggie Bertram!« Susanne dachte voller Unbehagen an die bandagierte junge Frau, sah ihre ängstlich geweiteten Augen vor sich.

»... wird nicht weiter verfolgt. Unter Umständen hat diese Frau Bertram sogar noch mit haftungsrechtlichen Konsequenzen zu rechnen, falls ihr eine Mitverantwortung für den schlechten Zustand der Gasheizung nachgewiesen wird.« Als er Susannes Gesichtsausdruck sah, nahm er wieder die Brille ab und fügte hinzu: »Mir scheint, Ihre Ferien werden zum Aktivurlaub.«

Sieben

In einem solchen Wagen war Chris noch nie mitgefahren. Sie traute sich gar nicht richtig sich frei im Sitz zu bewegen, der mit edlem, schwarzem Leder gepolstert war. Die Fensterheber, die Verstellung der Sitze - alles wurde elektrisch betätigt. Auf der breiten Konsole zwischen den Sitzen gab es eine Vielzahl von Knöpfen.

Chris trauerte dem Landrover des Eifelwildparks nach. Besonders ökologisch war sein qualmender Dieselmotor nicht gewesen, aber sie hatte das urige, kantige, unkomfortable Gefährt gemocht. Umgeben von dem vielen Luxus hier fühlte sie sich unbehaglich und fragte sich, was dieser Wagen wohl gekostet haben mochte. Bestimmt unvernünftig viel. »Warst du immer schon reich?«, fragte sie. Heike schüttelte den Kopf. »Mein Vater war ein einfacher Arbeiter. Der konnte sich immer nur alte, verrostete Karren leisten.«

»Dann gehört alles deinem Mann?« »Ja. Mein einziges Kapital waren mein Gesicht und mein Körper. Ich hab dir ja erzählt, dass ich als Model gearbeitet habe. Dabei bin ich Roland begegnet, und er hat sich sofort in mich verliebt.« Heike strahlte etwas sehr Unschuldiges aus. Chris konnte sich bei ihr nicht vorstellen, dass sie kühl und berechnend handeln würde. »Und du dich auch in ihn?«, fragte Chris. »Ich ... na ja. Damals ging alles sehr schnell. Es war sehr verwirrend. Plötzlich war ich in einer Welt, in der die Leute teure Autos fuhren. Und die Uhren, die sie trugen, kosteten mehr, als mein Vater je für ein Auto ausgeben konnte. Alles war wie ein Traum. Ich glaube, von meinen Eltern hatte ich ziemliche Vorurteile gegen reiche Leute eingimpft bekommen. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass es keine Frage des Bankkontos ist, ob jemand ein guter oder ein schlechter Mensch ist.« Sie lächelte unsicher. »Ich meine, es gibt unter den Armen genauso viele Ärsche wie unter den Reichen.«

Chris lachte. »Du glaubst also nicht, dass Geld den Charakter verdirbt?«

Heike nahm eine Hand vom Lenkrad und strich sich damit durchs Haar. »Ich hoffe, es hat meinen nicht verdorben. Und Roland liebe ich wirklich sehr. Ich fühle mich bei ihm geborgen.«

Als Chris das hörte, wanderten ihre Gedanken unwillkürlich zu Jonas. Um sich abzulenken, sagte sie: »Meine Mutter hatte nie ein Auto. Dazu fehlte uns immer das Geld.« »Und dein Vater?«

Chris zuckte die Achseln. Das war ein blinder Fleck in ihrem Leben. »Den hab

ich nie kennen gelernt.« »Oh. Du bist ohne Vater aufgewachsen. Na ja, bei mir war es so, dass ich manchmal gedacht habe: Besser gar keinen Vater als diesen Vater.«

»Auweia. Und wie kommst du heute mit ihm klar?« »Ich brauche nicht mehr mit ihm klarzukommen«, sagte Heike. »Ist vor zwei Jahre gestorben. Seine Leber wollte nicht mehr, wegen der ewigen Trinkerei.« »Scheiße. Na, da hatten wir's ja beide als Kinder nicht so leicht. Meine Mutter war in Buchfeld eine ziemliche Außenseiterin ...«

»Das ist der kleine Ort beim Wildpark, nicht wahr?«, warf Heike ein.

»Ja, da bin ich geboren und aufgewachsen.« Chris drehte nachdenklich an ihrem Zöpfchen. Der Volvo rauschte auf der Überholspur der A1 an einer Lkw-Kolonne vorbei, sodass immer neue riesige Räder in Chris' Blickfeld glitten. »Meine Mutter hatte im Ort einen schlechten Ruf, dieses Außenseiter-Stigma sozusagen. Wir haben in einem alten, baufälligen Haus draußen am Wald gewohnt und bekamen nur selten Besuch. Die Leute haben ihr alle möglichen Affären mit verheirateten Männern angedichtet, aber ich glaube nicht, dass das stimmte. Sie hatte ab und zu einen Freund, der dann bei uns wohnte. Das ging aber meistens nicht lange gut.« Statt Lkw-Rädern war jetzt das weite, flache Land der Kölner Bucht zu sehen. »Ich glaube, wenn die Leute im Ort ein bisschen freundlicher zu ihr gewesen wären, wäre sie nicht verrückt geworden und in eine Anstalt gekommen. Aber das weiß man natürlich nie.«

»In eine Anstalt? Das ist ja schrecklich«, sagte Heike, nahm eine Sekunde den Blick von der Fahrbahn und schaute Chris betroffen an. »Ist sie immer noch dort?« Chris starrte hinunter auf ihre Hände. Eigentlich vermied sie dieses Thema nach Möglichkeit. Sie wusste selbst nicht, warum sie es jetzt zur Sprache gebracht hatte. »Nö. Hat sich in der Anstalt umgebracht, als ich zwölf war. Danach bin ich zwischen ein paar Verwandten in Buchfeld hin und her geschoben worden, die mich eigentlich alle nicht haben wollten. Die meiste Zeit hab ich allein im Wald verbracht.« »Hattest du denn überhaupt keine Freundinnen?«, fragte Heike.

»Na ja. Ganz wenige. Ich galt als genauso verrückt wie meine Mutter. In der Schule wurde ich geschnitten oder gehänselt. War eine ziemliche Scheiße, das alles.« Chris schaute wieder nach draußen auf die rasch vorbeiziehenden Felder und Wiesen und Gewerbegebiete. »Richtig wohl gefühlt habe ich mich eigentlich nur, wenn ich allein draußen in der Natur war. Ich hatte das Gefühl, dass ich da besser aufgehoben war als bei den Menschen. Irgendwie schien die Natur mit mir zu reden, auf eine Art, mit der die anderen Leute nichts anfangen konnten. Wenn ich ihnen davon erzählte, haben sie mitfühlend gelächelt oder

gesagt, dass ich spinne. Also redete ich gar nicht mehr darüber. Ich hatte Träume, in denen Tiere mich besuchten und mit mir sprachen. Und so habe ich es auch in Wirklichkeit erlebt. Ständig liefen alle möglichen Tiere herbei und wollten gestreichelt werden. Das ist auch heute noch so.« Heike zeigte nach hinten zum Kofferraum und sagte lächelnd: »Ahriman ist das beste Beispiel.« Chris warf einen Blick nach hinten. Der schwarze Hund lag mit erhobenem Kopf hinter dem Trenngitter und schien jedes Wort aufmerksam zu verfolgen. Jedenfalls sah es so aus. »Na ja«, sagte sie, »ich kann ja auch nichts dafür. Aber ich hatte auch Träume, in denen ich Dinge vorausgesehen habe, die dann tatsächlich passiert sind.« Heike drehte den Kopf und schaute sie mit großen Augen an. »Wirklich? Was waren das denn für Dinge?« »Na ja, ich fand es damals sehr beängstigend. Ich habe zum Beispiel den Tod meiner Tante vorhergesehen und später den Tod einer Freundin, die einen Motorradunfall hatte. Wenn damals Jonas nicht bei mir gewesen wäre ...« »Dann warst du da auch schon mit ihm zusammen?«, fragte Heike.

Chris hatte Jonas' Namen Heike gegenüber bereits erwähnt und bereute das jetzt beinahe. Sie seufzte. Nun war das Gespräch doch wieder zu ihm zurückgekehrt. »Als wir zusammengekommen sind, war ich fünfzehn und er siebzehn. Er war unglaublich in mich verliebt.« Sie musste lächeln. »Es hat ihn überhaupt nicht interessiert, dass ich bei seinen Mitschülern als Hexe und Irre und was weiß ich noch alles verschrien war und dass ich mich die meiste Zeit mit zerrissener Jeans allein im Wald herumtrieb. Im Gegenteil, er war davon völlig fasziniert. Ich war einfach total anders als alle anderen Mädchen, die er kannte.«

Chris spürte, dass die Erinnerung an ihre Liebe damals ihr gut tat. Sie schwieg einen Moment nachdenklich, dann fuhr sie fort: »Ich glaube, das Leben hatte ihn mir genau im richtigen Moment geschickt. Sonst wäre ich damals wirklich verrückt geworden. Ich hatte angefangen die Schule zu schwänzen und trieb mich nur noch draußen in der Natur herum. Ich konnte mit Tieren reden, aber ich war dabei, den Draht zu den Menschen völlig zu verlieren.« »Kannst du das denn heute auch noch?«, fragte Heike neugierig. »Wie macht man das, mit Tieren reden? Ich rede die ganze Zeit mit Ahriman, aber ich habe nicht den Eindruck, dass er mich versteht.« Sie zuckte die Achseln. »Oder er ist ganz einfach ein Individualist, der sich nicht gerne Befehle erteilen lässt. Meistens macht er genau das Gegenteil von dem, was ich ihm sage!«

Chris lachte. »Aber er mag dich sehr. Das sieht man. Tiere verstehen unsere Worte nicht. Sie reagieren auf die Emotionen, die mit den Worten verbunden sind. Diese Art, wie ich mit ihnen rede, hat wohl eher was mit... Telepathie zu

tun. Irgendwie werden Gefühle und innere Bilder übermittelt. Aber wie es genau funktioniert, weiß ich selber nicht. Bei Krafttieren ist es wieder anders. Sie gehören zur Geisterwelt und können ganz normal mit dir reden. Du hörst einfach ihre Stimmen in deinem Geist.«

»Aber du beherrschst das immer noch, diese telepathische Kommunikation mit Tieren?«, fragte Heike noch einmal. »Nicht mehr so gut wie damals. Jahrelang habe ich diese Gabe unterdrückt. Mit achtzehn, neunzehn wollte ich unbedingt ein ganz normaler Mensch werden, damit mich die anderen endlich akzeptieren.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber das wurde zu einer jahrelangen Quälerei. Ich hab versucht einen wichtigen Teil von mir zu verleugnen und das funktionierte einfach nicht. Eine Zeit lang habe ich deswegen sogar solche Scheiß-Psychotabletten geschluckt, die ein Seelen-klempner mir verschrieben hatte. Erst als ich in Kanada die Indianer kennen lernte ...« »Diesen Medizинmann Silver Bear.« »Ja. Ihn und die Leute von seinem Stamm. Bei ihnen waren meine Gaben plötzlich was wert.« Sie grinste und tippte sich auf die Brust. »Solche Bekloppten wie ich, die verrückte Visionen haben und mit Tieren und Pflanzen sprechen, werden bei ihnen als heilige Frauen und Männer verehrt. Erst habe ich mich dagegen gesträubt, dass ich in ihren Augen keine *normale* Wissenschaftlerin war. Aber als ich mich endlich auf ihre Art zu denken einließ, war ich plötzlich so glücklich wie noch nie in meinem Leben. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie befreiend es ist, sich nicht mehr schämen oder verstellen zu müssen. Silver Bear wurde mein Freund. Er hat nur geholfen, wieder in Kontakt mit diesem Teil von mir zu kommen, den ich so lange unterdrückt hatte. Und ich lernte, dass diese Fähigkeiten wirklich nützlich sein können, weil man anderen Menschen damit helfen kann. Zuvor hatte das nur Jonas gesehen. Für die anderen in Buchfeld war ich die Fremde, die Außenseiterin, die Zielscheibe für ihre Vorurteile. Wie meine Mutter.« »Ist Jonas denn mit dir nach Kanada gegangen?«, fragte Heike.

Chris schüttelte den Kopf. Die Erinnerungen waren jetzt nicht mehr angenehm. »Nein. Wir hatten uns vorher getrennt. Das war, als ich nach dem Abi nach Gießen ging, um Zoologie zu studieren. Wir hatten damals oft Streit. Ich glaube, er hat gespürt, dass dieses krampfhaftes Streben nach Normalität falsch war. Es war, als ob ich mir eine Maske überstülpte und darunter mein wirkliches Selbst verbarg. Aber damals wollte ich nicht länger die Märchenfee aus dem Wald sein, in die er sich verliebt hatte.« »Und wann habt ihr es wieder miteinander versucht?« »Ach, das war viel später. Vor zwei Jahren kam ich aus Kanada zurück, weil mir ein Job im Wildpark angeboten wurde. Eigentlich wollte ich gar nicht zurück, aber Silver Bear ließ mir keine Ruhe. Er lag mir ständig

damit in den Ohren, dass es meine Bestimmung sei, mich um das Land zu kümmern, in dem ich geboren wurde. Außerdem war in Kanada alles so traurig geworden, nachdem die Holzfirmen Silver Bears heiligen Wald kahl geschlagen hatten.« Chris spürte, wie Schwermut in ihr hochstieg. »Na ja, was meine Bestimmung betrifft, hatte ich bisher wohl keine glückliche Hand. Ich habe meinen Job verloren und Jonas' Liebe.« »Was ist denn schief gelaufen zwischen dir und ihm?« »Ach, zuerst waren wir wirklich glücklich. Fast so wie damals. Aber irgendwie ...« Plötzlich saß Chris ein dicker Kloß in der Kehle und ihre Lippen fingen an zu zittern. Mühsam brachte sie heraus: »Ich ... mag nicht darüber sprechen.« Dann starrte sie stumm aus dem Seitenfenster. Die restliche Fahrt verlief schweigend. Heike fuhr von der Autobahn ab und dann hinunter zur Rheinuferstraße. Chris sah Schiffe vorüberfahren. Vielleicht sollte ich öfter an den Rhein kommen, dachte sie. Das Wasser fließt hier so breit und ruhig.

Von der Rheinuferstraße bog Heike nach links in den Kölner Stadtteil Marienburg ab, in dem Chris noch nie gewesen war. Susanne hatte ihr irgendwann erzählt, dass dort die Reichen wohnten. Tatsächlich reihte sich eine Villa an die nächste. Zwischen schönen alten Häusern gab es jedoch auch viele Neubauten, die Chris klobig und hässlich fand. Die Autos vor den Villen schienen alle in der Preisklasse von Heikes Volvo zu liegen. Heike steuerte in eine schmalere Seitenstraße, die vor einem großen schmiedeeisernen Tor endete. Hinter einem hohen Zaun erstreckte sich ein riesiger Park mit mächtigen Bäumen. Bei dieser Größe musste es sich um eine öffentliche Anlage handeln und Chris fragte sich, wieso das Tor dann verschlossen war.

Zu ihrem Erstaunen stoppte Heike unmittelbar vor dem Tor, drückte auf eine Taste und die dicken, geschmiedeten Stäbe glitten ferngesteuert zur Seite. »Wir sind da«, sagte sie leise und wirkte dabei, als sei der Reichtum, der sich hinter dem Tor verbarg, ihr etwas peinlich.

»Irre!«, stieß Chris hervor. »Das ist alles deins ... ich meine, es gehört euch?«

»Mir gehört eigentlich nichts davon«, sagte Heike. »Es ist der Vandenberg-Park, und da vorn ist die Vandenberg-Villa.« Zwischen den Bäumen tauchte ein Haus von eindrucksvollen Dimensionen auf, fast ein Schloss. Der Baustil schien Chris ungewöhnlich. Es sah aus, als hätte der Architekt sich nicht entscheiden können, ob er eine gotische Kirche oder eine Gründerzeitvilla bauen wollte. Über dem Eingangsportal befanden sich nebeneinander drei große, von gotischen Säulen getragene Fensterrosetten. Darüber ragten zwei Türme empor, deren Spitzen aus filigran wirkendem, kunstvoll durchbrochenem Mauerwerk bestanden. »Ein ganz schön verrücktes Haus«, sagte Chris

verwundert.

»Rolands Urgroßvater, Wilhelm Vandenberg, hat es gebaut.« Fasziniert betrachtete Chris die Rosetten, deren zahllose farbige Glasscheiben in der Sonne schimmerten. »Die müssen ja drinnen ein wunderbares Licht erzeugen«, sagte sie. Heike parkte den Volvo neben einem großen, gepflegten Rosengarten. »Komm«, sagte sie, »ich zeig dir dein Hexenhäuschen. Lass uns erst mal dorthin gehen. Die Räume in der Villa sind so groß und repräsentativ, dass man sich ein bisschen winzig und erschlagen vorkommt.« Sie gingen unter den Bäumen. Ahriman sauste ein Stück voraus, kam dann immer wieder zurückgerannt und schaute sie hechelnd an. »Das Einzige, was ich an Städten mag, sind die Parks«, sagte Chris. »Wegen der großen Bäume.« Heike lächelte. »Hier im Vandenberg-Park gibt es ein paar besonders schöne.«

Chris blickte umher. Da waren prachtvolle Linden, Rosskastanien und ein in Blüte stehender Silberahorn. »Schau, die Nadelbäume! Die kenne ich aus Kanada. Sie wachsen in Britisch-Kolumbien. Die zwei da sind wunderbare Riesentannen und das ist eine Gelbkiefer.«

Im hinteren Teil des Parks, von der Straße durch eine hohe Mauer abgeschirmt, stand ein kleines Fachwerkhaus. Es war von Haselnusssträuchern und Obstbäumen umgeben und hatte einen großen, allerdings arg verwilderten Küchengarten.

»Seit der Gärtner mit seiner Familie nach Brühl gezogen ist, kümmert sich niemand mehr um den Garten«, sagte Heike. »Ich habe es mir schon ein paar Mal vorgenommen, aber dann doch wieder gelassen. So geht es mir öfter: Ich nehme mir was vor und mache es dann nicht.« »Na ja, jetzt hast du ja deinen Falken«, sagte Chris. »Roland hat es innen renovieren und als Gästehaus herrichten lassen.« Heike schüttelte den Kopf. »Dabei haben wir schon in der Villa mehr als genug Gästezimmer. Und Besuch haben wir in letzter Zeit sowieso selten.« »Wie kommt's?«, fragte Chris.

»Roland arbeitet so viel, ist ständig unterwegs. Und mich besucht eigentlich nur mein esoterisches Kaffeekränzchen. Die wohnen alle hier in Köln und bleiben nicht über Nacht.« Heike wirkte unsicher. »Weißt du was, ich gehe mal rüber in die Villa. Hier ist der Schlüssel. Schau dir das Häuschen in Ruhe an. Wenn's dir gefällt, kannst du bleiben ... so lange du willst.«

Chris nahm den Schlüssel und seufzte. »Es ist wirklich nur für ein paar Tage. Bis ich in der Eifel was anderes gefunden habe.« Wobei sie sich allerdings fragte, wie sie das von hier aus bewerkstelligen sollte. Vielleicht konnte sie sich Susannes Wagen ausleihen. »Trotzdem vielen Dank.« Heike strich sich durchs Haar. Sie ist wirklich sehr schüchtern, dachte Chris. »Nachher kannst du ja

rüberkommen«, sagte Heike rasch, »dann führe ich dich herum und wir trinken Tee.«

Chris schob die Unterlippe vor. Heike lächelte. »Natürlich gibt's auch Kuchen.« »Ah, das ist gut«, sagte Chris und zeigte auf ihren Bauch. »Ich habe nämlich wieder mal Hunger.«

Als Susanne das Polizeipräsidium verließ, war es erst halb vier. Wann hatte sie das letzte Mal so früh Feierabend gemacht? Nach dem Gespräch mit Antweiler hatte sie kurz ihren Schreibtisch aufgeräumt, sich Kopien von allen den Propstmord und den Einsturz des Vandenberg-Hauses betreffenden Unterlagen gemacht und war gegangen. Jetzt stand sie mit ihrer Umhängetasche, in der sie die Kopien verstaut hatte, draußen einen Moment unschlüssig herum. Ich habe frei, dachte sie. Ich muss überhaupt nichts tun. Aber wenn es keinen Fall gab, an dem sie herumtüfteln konnte, wusste sie wenig mit sich anzufangen. »Du bist ein Workaholic«, hatte Chris gesagt, und das stimmte ohne Zweifel. Vermutlich war das bei ihr wirklich eine Art von Besessenheit, die Antweiler nach Kräften ausnutzte. Sie ging zur Bahnhaltestelle in der Severinstraße, vorbei am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium mit dem riesigen, hässlichen Bronze-Ikarus, dem immer die Tauben auf den Kopf schissen. Susanne hoffte, dass er eines Tages endlich von der Wand fiel und zu Alteisen eingeschmolzen wurde. Das Wetter war frühlingshaft genug für ein Eis. In dem Eissalon *Am Hof*, gleich neben dem Roncalliplatz, machten sie wunderbares Eis! Susanne beschloss das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und fuhr mit der U-Bahn zum Dom.

Ein paar Minuten später schlenderte sie mit einem großen Eis über den Roncalliplatz und betrachtete nachdenklich die Stelle, wo Osters Leiche gefunden worden war. Sie rief sich alle Details jener Nacht ins Gedächtnis. Hatten sie irgendetwas Wichtiges übersehen? Als sich keine zündende Idee einstellen wollte, ging sie in Richtung Hohe Straße, auch wenn Schaufensterbummel sie meistens ziemlich schnell anödeten.

Ihr Blick glitt hinüber zum Domportal. Die Tauben, um die Chris sich gesorgt hatte, waren gewiss zurückgekehrt, um wieder überall ihre ätzenden Spuren zu hinterlassen. Susanne war sicher, dass der Taubenkot am Dom ebenso zerstörerisch wirkte wie die Autoabgase. Aber sie hatte nichts dagegen einzuwenden, dass das hässliche Steinungetüm eines Tages in sich zusammenstürzte. Dann konnte man an seiner Stelle irgendetwas Sinnvolles hinbauen - einen großen Kinderspielplatz zum Beispiel. Es stand jedoch zu befürchten, dass ohne den Dom ganz Köln in eine lähmende Depression

versinken würde.

Susanne sah den Dreck, den die Vögel auf den Mauervorsprüngen und Figuren hinterlassen hatten, die ihnen als Sitzplätze dienten. Doch Tauben selbst waren nicht zu entdecken, weder am Dom, noch in der Luft oder auf der Domplatte.

Um sich gedanklich mit etwas anderem zu beschäftigen, schaute Susanne hinüber zum roten Backsteingebäude der Domprobstei. Sofort kam ihr Scharenbroich in den Sinn. Er schien schlechtere Nerven zu haben als Martin Hatheyer, und sie hatte eigentlich vorgehabt ihn heute Nachmittag oder morgen früh noch einmal in die Zange zu nehmen. Doch dafür war jetzt Heepenstrick zuständig. Hoffentlich nahm er, falls er überhaupt seinen Hintern aus dem Präsidium bewegte, wenigstens Tönsdorf mit, der dann später Susanne berichten konnte. Die Vorstellung, dass Scharenbroich womöglich ausgerechnet Heepenstrick all das erzählte, was sie selbst so gerne endlich aus erster Hand erfahren hätte, ärgerte sie maßlos. Vielleicht sollte sie es einfach riskieren, Scharenbroich inoffiziell auszuquetschen. Wenn man es genau betrachtete, hatte der Chef ihr dazu ja quasi eine Vollmacht erteilt.

Die Burgmauerstraße, an der der Eingang der Domprobstei lag, wurde kaum befahren oder begangen. Vom Dom aus bewegten sich die Fußgängerströme vor allem nach links, Richtung Wallrafplatz und Hohe Straße. Darum fiel Susanne der einzelne Mann ins Auge, der aus der Burgmauerstraße kommend geradewegs auf den Dom zuing. Er war zierlich und nicht sehr groß.

Susanne mischte sich rasch unter eine holländisch sprechende Reisegruppe. Martin Hatheyer. Was tat er hier? War er gar nicht nach Aachen gefahren, oder schon wieder zurückgekehrt? Susanne duckte sich hinter zwei weißhaarige und wohlbeleibte Holländerinnen, als er in wenigen Metern Abstand an ihr vorbei aufs Domportal zuing. »Is' das deine Freund?«, fragte die eine Holländerin leise. »So was Ähnliches«, zischte Susanne. Ihre Befürchtung, er könnte sie sehen, erwies sich als unbegründet. Er wirkte bleich und übernächtigt und ging mit gesenktem Blick. Seine Lippen bewegten sich, als ob er Selbstgespräche führte.

Als er fast das Portal erreicht hatte, folgte ihm Susanne. »Der is' richtig süß«, sagte die Holländerin. »Viel Glück.« Susanne drückte einem der am Eingang sitzenden Penner ihr Eis in die Hand. »Ich habe weder Aids noch Hepatitis«, sagte sie, »du kannst also unbesorgt weiterschlecken. Sind noch fast zwei Kugeln übrig.«

Erst verfinsterte sich sein Gesicht, als wollte er ihr einen Fluch hinterherschicken, aber dann grinste er und fing tatsächlich an Eis zu lecken.

Susanne quetschte sich an einigen Besuchern vorbei durch die Drehtür. Nach der hellen Sonne draußen war das Innere des Doms zunächst recht dunkel, auch wenn bunte Lichtstrahlen durch die Fenster fielen.

Der Dom war auch um diese Jahreszeit schon voller Touristen. Sie konnte Hatheyer nirgendwo entdecken. Eilig drängte sie sich nach vorn zum Chor. Wenn er in irgendeinem Nebenraum verschwunden war, in den man ohne Schlüssel nicht hineinkonnte, hatte sie Pech gehabt. Sie lief durch den Chorumgang, wo die Besucher andächtig herumwanderten, um die Bischofssarkophagie zu betrachten, an die Susanne noch nie einen Blick verschwendet hatte. Wo war Hatheyer hingegangen?

Sie blieb stehen und überlegte. Er befand sich ganz offensichtlich in einer ziemlich angegriffenen seelischen Verfassung. Wenn man bedachte, was ihm alles zugestoßen war, erstaunte das nicht sehr. Susanne stand unweit des Gerokreuzes. Was tat ein religiöser Mensch, wenn es in seinem Leben drunter und drüber ging? Vielleicht bat er Gott um Hufe.

Susanne entdeckte das Schild *Sakramentskapelle. Zutritt nur zum Gebet*. Seit ich aus der Kirche ausgetreten bin, bete ich besonders gerne, dachte sie grinsend und trat ein. Hatheyer kniete vorne in der ersten Bank. Sie setzte sich in die Bank dahinter und hoffte, dass er laut betete, aber den Gefallen tat er ihr nicht. Sein Kopf war vorgebeugt und Susanne sah, dass er vor innerer Unruhe bebt. Sie wartete. Ab und zu stöhnte er leise, als ob die Antworten des heiligen Gottes unbefriedigend ausfielen - falls Gott überhaupt je antwortete, was Susanne bezweifelte.

Die Zeit, die Hatheyer dort kniete, kam ihr endlos vor. Sie konnte nur mühsam den Drang unterdrücken, ihn von hinten an der Schulter zu fassen und sofort ein Verhör zu beginnen, hier in der Kapelle. Aber sein Nervenkostüm wirkte so angespannt, dass er dann möglicherweise vor Schreck tot umgefallen wäre. Also blieb sie ruhig sitzen, was ihr schwerfiel, und hoffte, dass sein stummes religiöses Zwiegespräch nicht bis zum Jüngsten Tag dauerte.

Dann stand er ganz unvermittelt auf, bekreuzigte sich und wandte sich zum Gehen. »Herr Hatheyer«, flüsterte Susanne. Als er sie in der Bank hinter sich sitzen sah, zuckte er heftig zusammen. »Frau... Kommissarin ...«

»Wie Sie sich denken können, habe ich einige Fragen.« Susanne erhob sich ebenfalls. Sie wusste, dass sie sehr durchbohrend gucken konnte, »wie ein herabstoßendes Falkenweibchen« hatte Chris gesagt. Das tat sie jetzt und registrierte die feinen Schweißtröpfchen, die sich in Sekundenschnelle über Hatheyers Oberlippe und auf seiner Stirn bildeten. Eigentlich müsste ich Mitleid mit ihm empfinden, dachte sie. Er hat ziemlich schlimme Dinge

durchgemacht. Vielleicht bin ich zu größerem Mitgefühl fähig, wenn er mir endlich gesagt hat, was er weiß.

»Hier sind keine Gespräche gestattet«, sagte Hatheyer. »Dieser Ort ist nur für Betende gedacht.« Er ging rasch hinaus, und Susanne folgte ihm dicht auf dem Fuß, sodass es fast aussah, als würde er abgeführt. Draußen im Chorumgang sagte sie: »Man hat mich falsch informiert. Es hieß, Sie seien in Aachen.«

Er blieb stehen. »Ich wollte zu meiner Tante fahren. Aber dann bin ich doch nicht in den Zug gestiegen und stattdessen den ganzen Tag in der Stadt herumgelaufen. Ich hatte das Gefühl dabei besser nachdenken zu können.« »Und?«, fragte Susanne. »Hat es geholfen?« Hatheyer fuhr sich mit der Hand über die Augen. Es war eine sonderbare Geste und jetzt tat er Susanne doch etwas Leid. Er wirkte sehr verwirrt. Nein, das war nicht die richtige Umschreibung. Gequält, als ob ihn innerlich etwas auffraß. »Zu wissen, was ich weiß, ist eine Qual«, stieß er hervor. »Ich finde keine Ruhe mehr.«

»Warum erleichtern Sie dann nicht Ihr Gewissen und reden endlich? Was wollten Sie mir gestern zeigen? Zeigen Sie es *mir jetzt!* Schließlich sind wir im Dom.« Sein Blick irrte umher, als lauerten hinter den Säulen finstere Gestalten. »Ich will niemandem mehr etwas zeigen«, sagte er leise. »Ich will nur noch, dass man mich endlich in Ruhe lässt.«

»So einfach geht das nicht«, entgegnete Susanne. »Was haben Sie zu verbergen? Wenn Sie wirklich unschuldig sind, wie Sie behaupten, warum arbeiten Sie dann nicht mit der Polizei zusammen und sagen alles, was Sie wissen?« Susanne sprach ebenso gedämpft wie Hatheyer, registrierte aber, dass sich dennoch Leute neugierig nach ihnen umdrehten. Was ich hier mache, darf ich eigentlich gar nicht, dachte sie. Diese Vernehmung müsste vertraulich geführt werden. Hatheyer hob die Hände und wich ein Stück zurück wie vor einem Gespenst. »Ich bin unschuldig!«, stieß er hervor. »Ich habe Josef von ganzem Herzen geliebt. Aber ich bin wohl das ... das Lamm, das geopfert werden soll!« Dann ließ er sie einfach stehen und ging davon, mit raschen Schritten, rannte beinahe.

Das machte Susanne wütend. Auf ihren langen Beinen fiel es ihr nicht schwer, ihn einzuholen. Er ging durch den Ausgang am Nordquerhaus, und draußen legte ihm Susanne die Hand auf die rechte Schulter und hielt ihn fest. Sie war ihm körperlich weit überlegen, aber er leistete ohnehin keinen Widerstand. Sein Körper fühlte sich weich und schlaff an, als sie ihn herumdrehte und an beiden Schultern fest hielt. Sie schob ihn ein Stück von den anderen Fußgängern weg, in eine ruhige Ecke neben dem Eingang. »Hören Sie mir jetzt

gut zu«, sagte sie. »Ich glaube auch nicht, dass Sie Oster umgebracht haben. Man hat mich beurlaubt und mir den Fall entzogen. Offenbar gibt es in Köln ein paar einflussreiche Leute, die nicht wollen, dass ich ihnen in die Quere komme. Ich nehme an, Oster ist ihnen ebenfalls in die Quere gekommen und deshalb wurde er ermordet. Jetzt sorgen diese Leute dafür, dass die polizeilichen Ermittlungen im Sande verlaufen. Vielleicht kann ich es trotzdem schaffen, Osters Mörder vor Gericht zu bringen. Aber dazu brauche ich Ihre Hufe!«

Anscheinend zeigte ihre Offenheit Wirkung. Hatheyers Gesicht entspannte sich. Susanne hoffte, er würde endlich reden, doch dann sagte er nur: »Es ist nicht nötig, dass Sie Josefs Mörder vor Gericht bringen. Er wird sich vor Gott verantworten müssen, das genügt.«

Vor Gott verantworten! Mit einer solchen Denkweise konnte Susanne nichts anfangen. Das klang für sie fremd und mittelalterlich. Sie ließ Hatheyers Schultern los und spürte, wie sich ihr vor Wut der Magen zusammenzog. Ihr Bedarf an salbungsvollen religiösen Worten war für die nächsten zehn Jahre gedeckt. Sie konnte dieses Gerede einfach nicht mehr hören.

Sich mühsam zur Ruhe zwingend fragte sie: »Ich habe erfahren, dass es irgendwelche alten Geheimnisse gibt, die den Dom und das Nonnenkloster in Bischofsweiler betreffen. Oster hat offenbar in engem Kontakt zu Schwester Hildegardis gestanden, die ebenfalls ermordet wurde. Hat er Ihnen etwas darüber erzählt?«

»Er hat mir *alles* erzählt«, sagte Hatheyer leise und schien diese Worte sofort zu bereuen. Er wich wieder ein Stück vor Susanne zurück. »Hören Sie«, sagte er geradezu flehend, »ich habe eben intensiv gebetet. So, wie ich Sie einschätze, sind Sie nicht besonders religiös.«

»Ich bin quasi im Schatten des Doms aufgewachsen«, sagte Susanne bissig. »Das hat bleibende Schäden hinterlassen.«

»Ich glaube an die Kraft des Gebets!«, entgegnete Hatheyer überraschend heftig. »Ich habe soeben alle meine Probleme Gott übergeben. Und ich weiß, Gott wird mir antworten. Was ich jetzt brauche, ist Stille, Ruhe, damit Gott zu mir sprechen kann. Begreifen Sie das?«

Vielleicht hat Gott Ihnen ja mich geschickt, damit ich Ihnen die Beichte abnehme, wollte Susanne erwidern, biss sich aber rechtzeitig auf die Unterlippe. »Dass der Mörder des Mannes, den Sie angeblich so geliebt haben, weiter frei herumläuft, ist Ihnen offenbar egal. Oder haben Sie dieses Problem auch Gott übergeben?« »Ich werde für die Seele des Mörders beten.« Susanne spürte, wie eine kalte, gefährliche Wut in ihr hochstieg. »Lassen Sie doch diese frommen Sprüche! Entweder sind Sie selbst der Mörder oder Sie decken

denjenigen, der es getan hat.«

Hatheyers Gesichtsmuskeln zuckten unkontrolliert. »Atheisten wie Sie glauben, das sind nur fromme Sprüche.« Seine Stimme klang jetzt sehr schrill. »Bis die große Katastrophe kommt. Wenn Sie dann um Ihr Leben zittern, fallen Ihnen ganz schnell die alten Kindergebete wieder ein. Aber dann werden Sie im Himmel auf taube Ohren stoßen!« Jetzt sah sie rot. Sie nahm Hatheyer in den Polizeigriff. Er schrie, wehrte sich aber nicht. Sie schob ihn vor sich her, ohne sich um die Blicke der Touristen zu kümmern. Die Stufen zum Rhein hinunter. In eine dunkle Mauernische an der Hohenzollernbrücke. Über ihnen donnerten die am Hauptbahnhof hinein- und herausrollenden Züge. Hier sah sie niemand und hörte sie niemand. Sie schlug ihm zweimal mit dem Handrücken ins Gesicht. Er fing an zu schluchzen, Blut tropfte ihm aus der Nase. »Sag mir alles, was du weißt!«, schrie sie ihn an, stieß ihn grob gegen die Mauer und schlug erneut zu. »Jetzt sofort!«

»Ich bin angerufen worden«, stammelte er und wischte sich Blut und Tränen aus dem Gesicht.

»Von wem?«

»Das weiß ich nicht. Es war eine verstellte Stimme, schrill und ganz verzerrt. Ein Mann. Er sagte, ich soll runter in die Krypta kommen. Er wusste über meine Beziehung zu Josef Bescheid. Er hat gedroht es an die Presse zu geben, sodass Josef in der ganzen Stadt zum Gespött werden würde. Also bin ich in den Dom, obwohl ich schreckliche Angst hatte. Josef lag tot in der Krypta.« Er schniefte und rieb sich die Augen wie ein geprügeltes Kind. »Erst wollte ich einfach wegrennen. Dann dachte ich: Du kannst ihn doch hier nicht so liegen lassen.«

»Und haben Scharenbroich angerufen.« Immer wieder ratterten über ihnen die Züge hinweg, sodass sie Hatheyers Worte nur gerade eben verstehen konnte.

»Ja. Scharenbroich war genauso durcheinander wie ich. Er stammelte immer wieder: »Die Polizei darf ihn doch nicht hier unten finden. < Also haben wir ihn nach draußen gebracht. Es war wie ein schrecklicher Albtraum. Ich musste noch einmal hingehen, mich überzeugen, dass Josef wirklich tot dort lag. Da habe ich die beiden Penner gesehen. Die Frau beugte sich über Josef. Ich dachte, sie will ihn ausrauben. Einem Toten die Taschen durchwühlen! Ich bin hingerannt, habe sie hochgerissen und geohrfeigt. Der alte Mann hat mich niedergeschlagen.«

Er presste sich ein Taschentuch unter seine blutende Nase und sah Susanne angsterfüllt an. Offenbar fürchtete er, sie würde weiter auf um einprügeln. Sie beruhigte sich wieder und lehnte sich schwer atmend gegen die Mauer. Sie war ein paar Mal bei Verhören ausgerastet. Aber nur bei besonders zynischen,

eiskalten Verbrechern, Drogendealern zum Beispiel, die selbst nicht an der Nadel hingen. Das ging nicht nur ihr so, sondern den meisten Kollegen. Darum war es gut, bei Verhören möglichst zu zweit zu sein, um sich notfalls gegenseitig zurückhalten zu können.

Sie ekelte sich plötzlich vor sich selbst und massierte ihre schmerzende Hand. »Angenommen, Ihre Geschichte stimmt«, sagte sie, »dann müssen Sie doch irgendeine Idee haben, wer der Täter ist. Jemand aus Osters Umfeld ... Scharenbroich vielleicht?«

Susannes Schläge hatten in Hatheyer etwas zerbrochen, das spürte sie. Er lächelte plötzlich, ein eigenartiges, melancholisches Lächeln, der Situation überhaupt nicht angemessen. »Ich werde Ihnen alles sagen.« Seine Stimme klang sonderbar erleichtert, fast fröhlich. »Ja. Es gibt ein dunkles Geheimnis aus dem Mittelalter. Es gibt eine Geheime Zunft, die mit dem Domkapitel verbunden ist. Alte Kölner Namen gehören zu dieser Zunft. Einen von ihnen halte ich für den Mörder. Ich bin mir nicht sicher, aber ich vermute, es ist Harald Terwegen. Josef wollte sich mit ihm treffen, am Abend vor seinem Tod. Da sind noch andere Namen: die Burmesters, die Loewens und die Vandenbergs.« »Roland Vandenberg?«

»Ja. Terwegen ist sein Patenonkel. Josef wollte den Braunkohleabbau in Bischofsweiler verhindern.« »Warum?«

Er lächelte immer noch. »Ich will nicht mehr, dass man mich schlägt und mir wehtut. Darum sage ich jetzt einfach alles, was ich weiß. Jedem, der es hören will. Aber lassen Sie mir noch eine Nacht. Heute Nacht will ich Josef bitten mir meine Sünden zu vergeben. Ich habe das Buch gestohlen, wissen Sie. Ich gebe es Ihnen. Das Geheime Zunftbuch. Ja. Warum soll ich es mir schwer machen, mich schlagen und quälen lassen? Josef versteht mich bestimmt. Er hat immer alles verstanden. Morgen, ja? Wir treffen uns am Dom, ist Ihnen das recht? Sagen wir um zehn, nein besser um halb elf? Bisher habe ich alles falsch gemacht, aber ab jetzt mache ich alles richtig. Josef soll stolz auf mich sein.« Er steckte sein blutgetränktes Taschentuch weg, als hätte er sich lediglich die Nase geschnäuzt, und streckte Susanne die Hand entgegen. »Abgemacht? Morgen um halb elf am Dom?« Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. »Warum nicht jetzt gleich?«, fragte sie.

»Bitte. Sie ... haben mich eben geschlagen. Das durften Sie nicht, und das wissen Sie. Ich vergebe Ihnen. Aber lassen Sie mir bitte Zeit bis morgen. Gewissermaßen als Wiedergutmachung.«

»Gut«, sagte sie. »Ich werde da sein.« Vermutlich war es ein Fehler, ihn gehen zu lassen. Aber er hatte Recht. Sie hätte ihn nicht schlagen dürfen. Vielleicht

bin ich wirklich besessen, dachte sie, während sie Hatheyer nachschaute, der langsam in Richtung Dom davonging. Eine Jagdhündin, die nicht mehr zu stoppen ist, wenn sie einmal von der Kette gelassen wurde. Und während sie immer noch ihre Hand massierte, merkte sie, wie ihr Verstand schon wieder dabei war, aus Hatheyers Worten die brauchbaren Informationen herauszufiltern.

Scharenbroich fühlte sich alles andere als wohl in seiner Haut. Er hatte sich vom Pförtner den Universalschlüssel geben lassen und stand nun zögernd vor Martins Wohnungstür. Martin war bis morgen nach Aachen gefahren. Er konnte die Wohnung also in aller Ruhe nach dem Buch und dem Schlüssel durchsuchen. Josef hätte gewiss genauso gehandelt, versicherte sich Scharenbroich immer wieder. Schließlich stand eine Menge auf dem Spiel. Scharenbroich trug jetzt die Verantwortung, die er nie herbeigesehnt hatte. Und der Mensch, dem er vertraut und den er immer um Rat gefragt hatte, war tot.

Martin hatte das Buch und den Schlüssel gestohlen, da war er sicher. Er schloss auf und betrat Martins kleines Wohnzimmer zum ersten Mal. Es schien seit Wochen nicht mehr aufgeräumt worden zu sein. Auf dem kleinen Sofa, dem alten, verschlissenen Sessel und dem Couchtisch stapelten sich Bücher. Bei den Papierstößen, die daneben auf dem Boden lagen, handelte es sich offenbar um Arbeiten von Martins Priesterschülern. Scharenbroich stöhnte. In diesem Durcheinander irgendetwas zu finden, würde Stunden dauern, selbst wenn Martin sich keine besondere Mühe gegeben hatte es zu verstecken. Die Bücher stammten fast alle aus der Seminarbibliothek und enthielten, so weit Scharenbroich es auf die Schnelle sah, jene theologischen Höhenflüge, für die Josef und Martin sich so hatten begeistern können. Titel wie *Die Vollendung der göttlichen Liebe* oder *Der kosmische Christus und die Erdmutter*. Scharenbroich schüttelte den Kopf. Mit mystischen Schriften konnte er nichts anfangen, nicht das Geringste. Nacheinander öffnete er die Schranktüren und die Schubladen darunter, warf vorsichtige Blicke hinein. Dann die Schreibtischschubladen.

Vielleicht hatte Stuer Recht und unter dem Dom war nichts von Bedeutung, oder das, was sich dort in der Tiefe befand, taugte lediglich als touristische Attraktion. Vielleicht hatte Stuer Recht über seine Ängstlichkeit zu spotten. Doch wer beging einer bloßen Touristenattraktion wegen zwei Morde? Neben dem Fenster, aus dem man den kurzen, gepflegten Rasen vor dem Seminar sehen konnte und den dahinter über die Richmodstraße rollenden Verkehr, stand eine Kommode. Scharenbroich schaute in die obere Schublade. Schwarze Socken und Unterhemden. Nichts darunter versteckt. Die mittlere Schublade enthielt Unterhosen, teils weiß, teils gemustert. Um die untere Schublade zu öffnen, musste Scharenbroich sich schnaufend weit

hinunterbeugen wobei ihm sein Bauch im Weg war. Gerade als er sie aufzog, hörte er wie im Schloss der Wohnungstür ein Schlüssel herumgedreht wurde. Er zuckte zusammen und fiel beinahe vornüber auf die Kommode.

»Was tun Sie hier?« Martins wütende Stimme. Scharenbroich richtete sich ächzend auf. Das Blut rauschte ihm in den Ohren, vom plötzlichen Aufstehen und vor Scham. »Ich ... dachte, du bist in Aachen.« Scharenbroich fühlte sich als ertappter Einbrecher, obwohl er doch eigentlich Martin des Diebstahls verdächtigte.

»Und da wollten Sie die Gelegenheit nutzen meine Wohnung zu durchwühlen«, sagte Martin leise und bitter. »Ich bin nicht nach Aachen gefahren. Ich habe in der Sakramentskapelle gebetet. Dort hat mir diese Kommissarin aufgelauret und mich ausgefragt.«

»Was ist mit deinem Gesicht passiert?«, fragte Scharenbroich. »Nichts weiter. Ich bin hingefallen.« Sein Blick wirkte seltsam leer. Nach einem kurzen Schweigen sagte er: »Es ist völlig gleich, was ich tue oder nicht tue. Das Unheil nimmt sowieso seinen Lauf. Ich werde nur noch beten. Ich werde im Gebet die Vereinigung mit Gott suchen. Auch Josef ist jetzt in Gott. Vielleicht gelingt es mir so, mich wieder mit Josef zu vereinigen, in alle Ewigkeit.«

Er sprach leise, wie zu sich selbst, als hätte er Scharenbroichs peinliche Anwesenheit in seinem Wohnzimmer völlig vergessen.

»Das Gebet ist dazu gedacht, uns Kraft für unser... für unsere weltlichen Verpflichtungen zu geben, nicht, damit wir uns aus der Welt zurückziehen.« O Gott, ich klinge wie ein wandelnder Katechismus, dachte Scharenbroich. Ich sollte einfach den Mund halten. Es gibt ohnehin nichts Passendes, das ich sagen könnte. Vielleicht verdient Martin es einfach, in Ruhe gelassen zu werden.

»Und was ist, wenn die Welt sich *von uns* zurückzieht?«, fragte Martin. Die Art, wie er das sagte, jagte Scharenbroich einen Schauer über den Rücken, ohne dass er es sich erklären konnte. Plötzlich lachte Martin, aber es war ein verkrampftes, fast hysterisches Lachen ohne jede Freude. »Kommen Sie mit in mein Schlafzimmer, Herr Dechant, nein, Probst muss ich jetzt ja wohl sagen! Sie suchen an der falschen Stelle. Na los, kommen Sie! Ich habe der Kommissarin versprochen, ihr das Buch zu geben, aber was macht das schon aus? Es spielt überhaupt keine Rolle.«

Martin stieß die Tür zum Nebenzimmer weit auf und verschwand aus Scharenbroichs Blickfeld. »Kommen Sie rein!« Scharenbroich näherte sich zögernd. Widerstrebend blieb er im Türrahmen stehen und schaute in das Zimmer. Zu seiner Überraschung war es im Gegensatz zum Wohnzimmer sehr leer und aufgeräumt. Es gab nur ein altes Bett und einen Kleiderschrank. Die

Wände waren in einem sonderbaren Blauton gestrichen, der eine düstere Atmosphäre erzeugte. Gegenüber dem Fußende des Bettes hing ein riesiges, golden angemaltes Holzkreuz an der Wand, das von der einzigen Lampe angestrahlt wurde. In seiner Größe und mit dieser Beleuchtung erschien es Scharenbroich deplaziert und geschmacklos. Die Rollläden waren heruntergelassen. »Gefällt es Ihnen?«, fragte Martin. »In diesem Zimmer sollte nichts sein als die göttliche Liebe. Hier haben Josef und ich viele Nächte verbracht. Und der Nachtpförtner hat nichts bemerkt. Ich habe Josef immer durch den Keller geschmuggelt.«

Neben dem Kreuz hing ein Bild, das Einzige an den ansonsten kahlen Wänden. Eine vergrößerte Fotografie, auf der zwei nackte Männer zu sehen waren, eng aneinandergeschmiegt Martin und Josef. Scharenbroich schloss einen Moment die Augen.

Martin kniete nieder und zog einen Koffer unter dem Bett hervor. Er öffnete ihn, nahm ein großes Buch heraus und gab es Scharenbroich. Es war so groß und schwer, dass er es mit beiden Händen halten musste - ein in von der Zeit gegerbtes Leder gebundener Foliant. Das Siegel des Metropolitenskapitels, das ihn verschlossen hatte, war gebrochen. Martin wühlte in seiner Hosentasche, zog einen schlichten Schlüssel hervor und legte ihn oben auf das Buch. »Ich will es nicht mehr«, sagte er. »Gehen Sie jetzt. Lassen Sie mich mit Gott allein.«

Das *Geheime Zunftbuch* zog an Scharenbroichs Armen wie eine Zentnerlast. Dennoch war er erleichtert. Er würde sich mit Ermekeil besprechen. Er würde den künftigen Dechanten zu seinem Vertrauten machen. Ermekeil war ein ruhiger, vernünftiger Mann. Gemeinsam würden sie im Interesse des Doms eine Lösung für dieses Problem finden. Ermekeil hatte vorgeschlagen, sich direkt an Oberstaatsanwalt Herkenrath zu wenden, einen der Kirche wohlgesonnenen Mann. Schließlich hatte das Domkapitel der Stadt Köln es nicht nötig, sich mit unteren Diensträngen bei der Polizei abzugeben. Ein wirklich guter Vorschlag. Mit einem Berater wie Ermekeil an seiner Seite fühlte sich Scharenbroich seiner neuen Aufgabe gewachsen. Er atmete tief durch und streckte die Brust heraus. Martins Gegenwart war ihm plötzlich mehr als unangenehm. Ohne ihn noch einmal anzusehen und ohne ein weiteres Wort verließ er rasch dessen Wohnung.

Nach einer unbequemen Fahrt in der zum Bersten gefüllten U-Bahn duschte Susanne. Es tat gut, das Wasser über ihren Körper rieseln zu lassen. Ihre Hand schmerzte noch immer. Vielleicht will ich mich ja von der Brutalität rein waschen, mit der ich auf Hatheyer eingedroschen habe, dachte sie. Als sie sich

gerade abtrocknete, klingelte das Telefon. Sie zog ihren Bademantel über, ging ins Wohnzimmer und meldete sich. Es war Chris.

»Du rätst nie, wo ich gerade bin.« Chris klang überraschend fröhlich. Ihre Stimme zu hören besserte Susannes Laune zwar etwas, aber nicht so sehr, dass sie Lust auf alberne Ratespiele gehabt hätte. »Keine Ahnung«, sagte sie etwas knurrig-

»Im Gästehaus von Roland Vandenberg. Ich gucke gerade aus dem Fenster auf die verrückteste Villa, die ich je gesehen habe. Wie aus dem Märchen.«

Susanne konnte diese Information nicht sofort einsortieren. Bei ihrem letzten Telefonat hatte Chris in der Eifel gegessen, Jonas' Auszug betrauert und über ihre Kündigung geschimpft.

»Moment. Du bist hier in Köln bei den Vandenbergs? Denen, von denen ich dir erzählt habe - die Sache mit dem Hauseinsturz?« Und sie sollen Mitglieder dieser angeblichen Geheimzunft sein, von der Hatheyer gesprochen hat, fügte der in ihrem Gehirn eingebaute Polizeicomputer hinzu. »Genau.«

»Aber... was tust du denn da?« Das gibt es doch nicht, dachte Susanne.

»Gestern stand plötzlich Heike, Roland Vandenbergs Frau, bei mir vor der Tür. Sie hatte die Sendung über mich gesehen und wollte, dass ich ihr helfe. Ich habe für sie ein Krafttier-Ritual gemacht. Natürlich kann ich dir keine Einzelheiten darüber erzählen. Wir Schamanen haben ja auch so eine Art Schweigepflicht, wie die Ärzte. Ich hoffe, du verstehst das ...«

Chris, deren Worte hervorgesprudelt waren, verstummte. Susanne wollte schon nachhaken. Wenn Chris von Vandenbergs Frau irgendwelche verwertbaren Informationen erhalten hatte ... Sie nagte an ihrer Oberlippe. Sie und Chris waren Freundinnen. Chris war keine Zeugin, die vernommen werden musste. Verdammt, dachte Susanne, kann ich nie aufhören Polizistin zu sein? Muss ich immer auf der Jagd sein? Sie entschied sich mit dem zufrieden zu geben, was Chris von sich aus zu erzählen bereit war. »He? Bist du vor Überraschung in Ohnmacht gefallen?« Jetzt musste sie lachen, ein wenig. Ihre Anspannung löste sich. Es war schön, mit Chris reden zu können. »Ach, Scheiße«, sagte sie, »ich war gerade schon wieder dabei zu überlegen, ob ich dich zu meinem Hilfssheriff machen soll. Ich glaube, ich kann nie abschalten. Immer suche ich nach Hinweisen und Anhaltspunkten.«

»Die schwer verletzte Frau im Krankenhaus geht dir nicht aus dem Kopf, stimmt's?«

Die auch. Aber im Moment vor allem Martin Hatheyers zerbrochen wirkendes Lächeln. »Ich glaube, ich brauche Urlaub«, seufzte sie. Dann erzählte sie Chris von ihrem Gespräch mit Antweiler, und dann von der Begegnung mit

Hatheyer. Stockend beschrieb sie, wie sie ihn verprügelt hatte.

»Puh«, sagte Chris. »Du klingst ziemlich fertig. Da muss sich eine Menge in dir aufgestaut haben, dass du so ausgerastet bist.«

»Das war ... Körperverletzung. So was darf mir nicht noch mal passieren.«

»Energiemangel«, diagnostizierte Chris mit sachkundig klingender Stimme.

»Dadurch hast du deine Souveränität verloren. Du musst mehr mit deinem Krafttier arbeiten. Vielleicht sollten wir mal wieder eine Heilungszeremonie zusammen machen. Hat denn der Hatheyer wenigstens ein paar brauchbare Informationen ausgespuckt, die dir weiterhelfen?« »Es gibt in Köln wohl so eine Art Geheimbund.« Susanne wiederholte die Namen, die Hatheyer ihr genannt hatte. »Harald Terwegen und Roland Vandenberg«, sagte Chris. »Na, da bin ich ja offenbar mitten in eine geheimnisvolle Verschwörung geraten.« Sehr ernst schien sie das Ganze aber nicht zu nehmen.

»Komm doch morgen mit zu dem Treffen mit Hatheyer«, schlug Susanne vor.

»Vielleicht spürst du mit deinem sechsten Sinn irgendwas. So wie bei Karla.« In dieser Hinsicht wunderte sich Susanne inzwischen über gar nichts mehr. Chris fand die Idee gut. Sie verabredeten, sich um kurz vor halb elf am Dom zu treffen.

»Und hinterher gehen wir zusammen lecker essen, um etwas gegen deinen Stress zu unternehmen«, meinte Chris. »Mit gut , gefülltem Bauch bist du bestimmt gleich viel weniger gewalttätig.«

Nachdem sie mit Susanne telefoniert hatte, saß Chris einen Moment nachdenklich im Gästehaus auf dem Sofa. Es war ein wirklich hübsches kleines Haus, mit zwei Gästezimmern im ersten Stock, einer rustikal eingerichteten Wohnküche und einem Kaminzimmer mit schweren Möbeln aus dem vorigen Jahrhundert - und sogar mit eigenem Telefon. Aber Chris würde Heike sagen, dass sie das Telefon benutzt hatte. Sie wollte Heikes Hilfsbereitschaft auf keinen Fall ausnutzen und ganz wohl war ihr angesichts dieser vielen Gastfreundschaft ohnehin nicht, da sie es eigentlich vorzog, ihre Angelegenheiten allein zu regeln. Schließlich war sie als ausgesprochene Einzelgängerin aufgewachsen. Sie ging nach oben in das Zimmer mit Blick auf die kanadischen Nadelbäume, das sie sich zum Schlafen ausgesucht hatte. Ihr prall vollgestopfter Rucksack stand neben dem Bett, aber es befanden sich noch eine Menge Dinge im Forsthaus. Vielleicht sollte ein Mensch nicht mehr besitzen als in seinen Rucksack passt, dachte sie. Sie öffnete den ziemlich verschlissenen Rucksack, den sie einst wochenlang durch die Wälder Britisch-Kolumbiens geschleppt hatte, und zog den kleinen ledernen Medizinbeutel

heraus, der ihr von Silver Bear zum Abschied geschenkt worden war. Sie schüttete seinen Inhalt aufs Bett und betrachtete ihn einen Moment: Rosenquarz, Adlerfeder und die kleine geschnitzte Wolfsfigur. Der Wolf war nun nicht mehr ihr Krafttier. Vielleicht sollte ich jemanden suchen, der mir einen kleinen Bären schnitzt, überlegte sie. Sie legte ihren kleinen Schatz wieder in den Medizinbeutel zurück und befestigte ihn am Gürtel ihrer Jeans. Auch wenn die Skeptiker Recht haben, dachte sie, und Schamanismus bloß Einbildung und Wunschenken ist, mit einer Kraft ist dieser Medizinbeutel ganz bestimmt aufgeladen: der Kraft der Liebe und der schönen Erinnerungen. Chris ging nach draußen in den Park. Ahriman kam ihr schwanzwedelnd entgegen. Sie kraulte ihm den Kopf und steuerte dann auf die Villa zu. Als Chris vor dem Eingang stehen blieb, zu den Fensterrosetten und den beiden gotischen Türmen hochblickte, kam ihr das Haus gewaltiger denn je vor. War es nicht ziemlich vermessen, dass Leute sich solche Häuser bauten? Aber die verspielte Fassade faszinierte sie trotzdem. Roland Vandenbergs Urgroßvater hatte ganz offensichtlich Phantasie und einen geradezu kindlichen Spieltrieb besessen.

Sie öffnete die große Jugendstiltür, in die bunte Glasscheiben und Blumenornamente eingelassen waren, und schaute staunend in eine katedralenhafte Eingangshalle. Die Strahlen der schon tief stehenden Sonne fielen durch die Fensterrosetten und erzeugten ein träumerisches Licht. Eine elegant geschwungene Marmortreppe führte von der Halle in die oberen Stockwerke.

Ahriman blieb draußen auf den breiten Eingangsstufen sitzen. »Was ist?«, fragte Chris und hielt ihm die Tür auf. »Kommst du nicht mit rein?« Doch der Hund rührte sich nicht. Sie ging ein Stück in die Halle, um die Rosetten von innen sehen zu können. Beim Besuch einer Kirche war das für Chris der schönste Moment - wenn man hereinkam und die Fenster leuchten sah. Sie hielt verzaubert inne. Es waren wirklich wunderschöne Fenster, die jeder Kathedrale zur Ehre gereicht hätten.

Heike kam durch eine Schwingtür. In dieser riesigen Kulisse wirkte sie sehr klein und zerbrechlich. »Da bist du ja«, sagte sie und umarmte Chris. »Darf der Hund nicht hinein?«

»Doch, eigentlich schon«, sagte Heike. »Aber er will nicht mehr.«

»Will nicht mehr?«, fragte Chris erstaunt. »Er hält sich tagsüber in letzter Zeit immer draußen auf. Aber gestern Abend wollte er auch zum Schlafen nicht ins Haus. Ich musste ihn am Halsband hereinschleifen. Dabei ist es nachts draußen noch viel zu kalt. Was meinst du, ob er krank ist?« »Kann ich mir nicht

vorstellen«, sagte Chris nachdenklich. »Er wirkt doch ganz lebhaft.« Als sie Heike durch die Schwingtür in einen langen Flur folgte, spürte sie ein Unbehagen, das sie sich nicht erklären konnte. Das Haus war ziemlich riesig und protzig, aber durchaus schön - ästhetisch ansprechend. Trotzdem hatte Chris das deutliche Gefühl, dass sie lieber draußen im Freien geblieben wäre. Wie der Hund.

Heike führte sie durch die geschmackvoll eingerichtete Villa. »Und ihr beiden wohnt hier wirklich ganz allein?«, fragte Chris.

Heike nickte. »Ich hätte gerne Kinder. Dann käme Leben in das Haus. Aber Roland will nicht. Jedenfalls noch nicht. Na ja, ich denke, früher oder später lässt er sich überreden.« Chris fand es erstaunlich, dass Heikes Mann keine Kinder wollte. Als Erbe eines solchen traditionsreichen Namens hätte er doch eigentlich Familiensinn besitzen müssen. »Hat er Geschwister?«, fragte sie.

»Zwei ältere Schwestern, die beide gutsituiert verheiratet sind, die eine in Aachen, die andere in Bonn. Sein jüngerer Bruder ist mit sechzehn an einem Gehirntumor gestorben.« »Oh«

»Rolands Eltern sind auch beide tot. Seine Mutter ist mit Anfang fünfzig an Krebs gestorben. Und sein Vetter hatte vor drei Jahren einen tödlichen Herzinfarkt. Corinna - das ist eine Frau aus meinem esoterischen Kaffeekränzchen - meint, die Krebserkrankungen hätten etwas mit der Energie des Hauses zu tun. Das Haus steht angeblich auf einem Kraftort und wenn man die überschüssige Energie nicht schöpferisch umsetzt, setzt sie sich im Körper fest und erzeugt Krebs. Rolands Mutter war eigentlich Sängerin, aber sie hat die Karriere den Kindern geopfert. Kann sein, dass die Energie dadurch blockiert wurde. Rolands jüngerer Bruder muss ein sonderbarer Junge gewesen sein - offenbar künstlerisch begabt, aber er hatte wohl große Schwierigkeiten seine Talente praktisch umzusetzen und war ein schlechter Schüler. Bei Roland fließt die Energie vermutlich in seine Arbeit. Als sein Vater starb, war er erst siebenundzwanzig. Zwar hat Onkel Harald ihm geholfen, aber in diesem Alter die Leitung der Firma zu übernehmen war trotzdem eine enorme Herausforderung.« »Onkel Harald?«

»Harald Terwegen, Rolands Patenonkel, der Kompagnon seines Vaters. Ich mag ihn sehr. Ihr beiden werdet euch bestimmt gut verstehen. Er ist sehr unterhaltsam. Eine ganz eigene Mischung aus bodenständigem Rheinländer und« -sie zwinkerte Chris zu - »esoterischem Spinner.« -Und Roland und dieser Onkel Harald sollten also einem Geheimbund angehören. Wenn Hatheyer sich nichts zusammenphantasiert hatte. Chris fing an, sich ein wenig wie eine jugendliche Ausgabe von Miss Marple zu fühlen. »Aha? Klingt

interessant.«

Heike lächelte. »Corinna meint übrigens, dass diese Energie auch fruchtbar macht. Die Frauen der Vandenbergs haben immer viele Kinder geboren und vielleicht wünsche ich mir ja deshalb so sehr eigenen Nachwuchs. Seit ich hier wohne, möchte ich gerne schwanger werden. Ich glaube, die Energie hat sich in letzter Zeit irgendwie verändert. Vielleicht treibt das Roland unbewusst so zur Arbeit an. Und vielleicht spürt auch der Hund die Veränderung. Ich weiß es nicht.« Chris verstand wenig von der Energie in Gebäuden. Der indianische Schamanismus, wie sie ihn durch Silver Bear kennen gelernt hatte, beschäftigte sich mehr mit den Kräften in der freien Natur. Aber irgendetwas war in diesem Haus, das sie nervös machte. Sie war froh, drüben im Gästehaus übernachten zu können. Dass Heike über Schlafstörungen klagte, war nicht verwunderlich.

»Komm, jetzt zeige ich dir den Turm!«, sagte Heike. Sie stiegen eine enge Wendeltreppe hinauf und gelangten auf eine offene Aussichtsplattform im durchbrochenen Mauerwerk der rechten Turmspitze. Hier konnte man über die Wipfel der Parkbäume hinwegsehen. Die Dächer Kölns badeten im Licht der untergehenden Frühlingssonne. »Wirklich schön hier oben!«, rief Chris in den Wind. Heike strahlte sie an. Chris spürte, wie sehr Heike sich über ihre Gesellschaft freute. »Wie alt bist du eigentlich?«, fragte sie.

»Dreißig«, sagte Chris, »fast einunddreißig.« »Dann bist du ja Rolands Jahrgang.« »Und du?« »Achtundzwanzig.«

Für Tee und Kuchen war es zu spät geworden. Die Köchin, eine korpulente, gutmütig wirkende ältere Frau in schwarzem Kleid mit weißer Schürze - es gab hier tatsächlich Dienstpersonal; Chris fühlte sich in einen Kinofilm versetzt - servierte ihnen in der früheren Bibliothek von Rolands Großvater das Abendessen. »Hier ist mein Lieblingszimmer. Wegen der vielen alten Bücher und weil es nicht so riesengroß ist«, sagte Heike.

Chris fragte: »Kommst dein Mann nicht zum Abendessen? Ich bin wirklich gespannt ihn kennen zu lernen.« Heike machte ein bekümmertes Gesicht und schaute auf die Uhr. »In letzter Zeit arbeitet er oft länger, sodass wir meistens nur zusammen frühstücken.«

Es gab eine ausgezeichnete Zucchinicremesuppe als Vorspeise, anschließend brachte die Köchin einen großen, duftenden Topf. Eine Lammkeule, umringt von großen Mengen Gemüse und Kartoffeln, befand sich darin. Das Fleisch war sehr zart und schmeckte ausgezeichnet. Heike schaute Chris lächelnd beim Essen zu, legte sich selbst aber nur winzige Mengen auf den Teller. »Ich habe Frau Runde extra gesagt, dass ich eine Freundin zu Besuch habe, die gerne isst, und dass sie deshalb etwas mehr kochen soll.«

»Es schmeckt prima«, sagte Chris mit vollem Mund und zeigte mit der Gabel auf Heikes schlecht gefüllten Teller. »Eure Köchin ist wirklich nicht zu beneiden. Für die Mengen, die du isst, lohnt es sich ja kaum, den Herd anzumachen.« Zum Dessert gab es Tiramisu. »Oh, mein Lieblingsnachtisch!«, rief Chris aus. »Ich dachte mir, dass du so was Kalorienreiches magst.« Heike nahm sich einen kleinen, Chris dagegen mehrere große Löffel, obwohl in ihrem Bauch nach dem vielen Lamm und Gemüse kaum noch Platz war. »Ihr habt eine wirklich gute Köchin«, stöhnte sie und lehnte sich erschöpft im Stuhl zurück.

Heike lachte. »Ich glaube, ich habe allein dadurch, dass ich dir beim Essen zugesehen habe, zwei Kilo zugenommen.« Chris schämte sich ein wenig für ihre Gefräßigkeit, fühlte sich aber sehr behaglich und zufrieden. Von den sonderbaren Energien im Haus spürte sie nun nichts mehr. Sie setzten sich zusammen auf ein mächtiges Ledersofa, dessen Alter Chris auf mindestens hundert Jahre schätzte, tranken Rotwein und sie musste Heike alles über ihre Zeit bei den Indianern erzählen. Bald wurde sie schläfrig. Die Nacht auf dem Dachsberg, der Stress der letzten Tage und das reichliche Abendessen taten ihre Wirkung. Sie sehnte sich nach ihrem Bett, auch wenn sie enttäuscht war, Roland Vandenberg nun erst am nächsten Morgen kennen zu lernen. An der Haustür rief Heike nach Ahriman, doch der Hund ließ sich nicht blicken. »Meinst du, es ist schon warm genug, dass er die Nacht draußen verbringen kann?«, fragte sie. Chris grinste. »Ich habe so eine Ahnung, wo er sein könnte Hoffentlich bist du nicht eifersüchtig.« Sie gingen zusammen hinüber zum Gästehaus. Und tatsächlich - da saß Ahriman und begrüßte sie. Heike lachte. »Na gut, soll er dir halt Gesellschaft leisten. Aber dass er nicht mehr in die Villa will, finde ich wirklich komisch.«

Heike holte Ahrimans Schlafdecke und der schwarze Hund ließ sich sichtlich zufrieden vor dem Kamin im Gästehaus nieder. Bevor sie sich schlafen legte, warf Chris einen unbehaglichen Blick hinüber zu dem großen Haus mit den zwei Türmen. Tiere spürten Gefahren früher als Menschen. Aber *wovor* fürchtete sich Ahriman? Und was hatte sie selbst in der Villa gespürt?

Acht

Als Chris am nächsten Morgen die Augen aufschlug, blickte sie auf ein riesiges, schwarzes Fellknäuel neben dem Bett. Sie kicherte. Dieser Hund war wirklich extrem anhänglich. Offenbar hatte er nachts schlecht geträumt und war aus dem Kaminzimmer zu ihr nach oben geschlichen. Sie stieg über den friedlich schnarchenden Ahriman hinweg, duschte und ging anschließend durch den taunassen Park hinüber zur Villa.

Heike saß bereits beim Frühstück. Sie sprang auf, umarmte Chris und schob sie auf einen Stuhl. »Komm, hier ist für dich gedeckt.«

Das Angebot an Brötchen, Croissants, Käse, Wurst, Ei und Marmelade stand in angemessenem Verhältnis zu Chris' Appetit, zumal Heike sich auf eine trockene Scheibe Toast mit einem Klecks Marmelade beschränkte. Eine Weile hatte Chris sich ganz auf dem Vollwerttrip befunden und alle Backwaren aus Auszugsmehl verschmägt. Inzwischen war sie aber wieder zu praktikableren Ernährungsgewohnheiten zurückgekehrt, auch wenn sie immer noch gerne in Bioläden einkaufte. Heike bot ihr Tee oder Kakao an, Chris entschied sich für Kakao mit einem großen Löffel Sahne. »Guten Morgen.«

Chris wischte sich rasch Krümel und Erdbeermarmelade von den Lippen, stand auf und gab dem Mann, der das Esszimmer betreten hatte, die Hand. Er musterte sie, wie sie fand, nicht besonders freundlich, gab Heike einen Kuss auf die Wange, und setzte sich dann wortlos an den Tisch. Er sah wirklich noch sehr jung aus, jungenhaft, aber durch aus attraktiv. Heike hatte Geschmack, zumindest was das Äußerliche betraf. Schweigend goss er sich Tee ein und schmierte sich ein Brötchen. Heike, der diese Stille erkennbar peinlich war, sagte mit einem etwas verkrampften Lächeln. »Wie hast du denn drüben im Gästehaus geschlafen? Immerhin bist du der erste Gast« - sie warf einen Blick zu Roland -, »seit es renoviert wurde.« Anscheinend war Roland Chris' Besuch nicht recht. »Sehr gut«, sagte sie. »Und Ahriman hat mir Gesellschaft geleistet Als ich heute Morgen aufgewacht bin, lag er neben dem Bett.« Roland zugewandt fügte sie hinzu: »Na ja. Es ist ja auch nur für ein paar Tage. Bis ich was anderes gefunden habe.«

Das hörte er offenbar gern, denn auf seinem jugendlich glatten Gesicht erschien ein befriedigter Ausdruck. »Warum schläft der Hund eigentlich nicht mehr hier im Haus, Heike?«, fragte er. »Stimmt irgendwas nicht mit ihm?« Heike, deren winzige Mahlzeit bereits beendet war, hob die Brauen. »Keine

Ahnung, Liebling.« Sie stand auf. »Ich schaue mal nach ihm und bringe ihm sein Fressen.« Als Heike das Zimmer verlassen hatte, breitete sich erneut unangenehme Stille aus. Chris verdrückte hastig ihr drittes Brötchen und trank ihren Kakao aus. Krampfhaft suchte sie nach einer netten Bemerkung, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen, doch es wollte ihr keine einfallen. »Ich schaue mal nach Heike und dem Hund«, sagte sie, was, wie sie fand, nicht sehr originell war.

Ehe sie aufstehen konnte, stellte Roland Vandenberg seine Teetasse mit einem Ruck ab und schaute sie durchdringend an. »Hör gut zu«, sagte er mit der Autorität eines wohlhabenden, einflussreichen Mannes, der sich seiner Macht voll bewusst war, »ich halte nicht viel von Leuten wie dir, aber Heike hat dich ins Herz geschlossen. Ich liebe meine Frau sehr. Sollte ich feststellen, dass du ihre Gutmütigkeit ausnützt und dich bei uns einnistest, um dich durchfüttern zu lassen, werfe ich dich achtkantig hinaus!« Alles Jungenhafte war verschwunden. Er erhob sich und verließ wortlos das Zimmer.

Missmutig lehnte Barnstett am Kotflügel seines orangegelben Dienstwagens und beobachtete, wie die drei auf schweren Lastwagen montierten Bohrgeräte, deren lange Röhren wie Raketenwerfer aussahen, auf dem Klostergelände die Arbeit aufnahmen. Die Nebengebäude des Klosters waren bereits abgerissen, das Hauptgebäude hatte man seines Daches beraubt. Die Sprengung der Klosterkirche hatte die Glosowski auf sechzehn Uhr angesetzt. Barnstett gingen die betenden Ordensschwestern nicht aus dem Kopf. Er hatte das Gefühl, dass die Worte des Psalms immer noch in der Luft hingen.

Historische Gebäude waren für ihn wie lebendige Wesen. Sie atmeten den Geist all der Menschen, die im Lauf der Jahrhunderte in ihnen gehaust hatten. Barnstett liebte den Geruch, den alte Mauern ausströmten, und strich gern mit der Hand über Mobiliar und Balken. Baudenkmäler bewahrten die Kultur, die Seele eines Volkes.

Seine undankbare Aufgabe hier in Bischofsweiler bestand darin, den Fortgang der Abrissarbeiten zu überwachen und aktiv zu werden, wenn historische Fundstücke auftauchten, die es zu bergen und zu sichern galt. Oder wenn nicht in den Plänen eingezeichnete Gebäudeteile entdeckt wurden, die möglicherweise solche historischen Fundstücke bargen. In diesem Fall war er befugt, die Unterbrechung der Arbeiten anzuordnen, damit eine Bergung der Funde erfolgen konnte. Und er war fest entschlossen aufzupassen wie ein Luchs und keine Gelegenheit zur Verzögerung des Abrisses auszulassen – schon allein um den Anblick des vor Wut geröteten Gesichts der Ingenieurin Glosowski

genießen zu können. Wenn er das barbarische Abschlagen dieses geschichtsträchtigen Ortes nur für zwei oder drei Stunden stoppen konnte, bedeutete das wenigstens eine kleine Genugtuung, einen kleinen Sieg der denkmalpflegerischen Vernunft. Bislang war nichts zu Tage getreten, was ihn zum Einschreiten berechtigt hätte. Aber er würde weiter wachsam bleiben. Die Glosowski stapfte in ihren gelben Gummistiefeln heran, stellte sich neben ihn, zündete sich eine Zigarette an und betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen ihr Werk. »Wir kommen gut voran«, sagte sie. »Ich hoffe, ihr Denkmalschützer kommt mir nicht noch in die Quere.« Barnstett musste sich zwingen höflich zu bleiben. »Wenn wir Ihnen in die Quere kommen, wie Sie sagen, tun wir nur unsere Pflicht und bewahren alte Kulturgüter vor der Zerstörung.«

Sie grinste. »Wenn Sie könnten, würden Sie mich und meine ganze Abrisstruppe am liebsten auf den Mond schießen -stimmt's, Herr Barnstett?«

»Dort wären Sie ja völlig unnütz«, sagte der Denkmalschützer mit grimmiger Miene über den Lärm hinweg, den eine weitere einstürzende Klostermauer verursachte. »Auf dem Mond gibt es keine Braunkohle.«

Was dann geschah, hatte Barnstett noch nie erlebt, und die Glosowski ließ vor Schreck ihre Zigarette fallen. Das Bohrfahrzeug, das der Klosterkirche am nächsten stand, begann zu vibrieren. Erst erfasste diese Vibration nur die lange, schlanke Röhre des eigentlichen Bohrgeräts, dann übertrug sie sich auf den gesamten Lkw. Er vibrierte so schnell und heftig, dass er vor Barnstetts Augen regelrecht zu verschwimmen schien. Der Fahrer, der gerade im Führerhaus Kaffeepause gemacht hatte, schrie und geriet in Panik. Statt herauszuspringen, legte er den Gang ein und gab Gas, völlig kopflos, offenbar, um der Gefahrenzone so schnell wie möglich zu entkommen. Der Mann, der hinten den Bohrer bedient hatte, fiel von seinem Sitz, und das Bohrgestänge zerlegte sich unter lautem Kreischen und Klirren in seine Einzelteile. Die in der Nähe stehenden Arbeiter gingen in Deckung oder ließen sich flach auf den Boden fallen. Gestängeteile schwirrten durch die Luft, schlugen krachend gegen Hauswände und Baufahrzeuge. Entsetzt sah Barnstett, wie eine Bohrstange den Kopf eines Mannes nur um Haaresbreite verfehlte. Hätte er sich Sekundenbruchteile später geduckt, wäre ihm der Schädel zerschmettert worden.

Die Ingenieurin fluchte und rannte los. Barnstett folgte ihr. Der Bohrerführer, der von seinem Sitz heruntergefallen war, hatte sich glücklicherweise nur den Knöchel verstaucht. Und der unglückselige Fahrer war mit dem Schrecken davongekommen. »Sie können sich Ihre Papiere abholen!«, schrie die Glosowski ihn mit hochrotem Kopf an. »Alles hat plötzlich vibriert«, stammelte er. »Nicht

nur der Wagen, auch der Boden darunter.« »Unsinn! Da war einfach nur eine Störung am Bohrkopf. Wenn Sie Idiot nicht angefahren wären ...« Der Bohrerführer rieb sich seinen Knöchel und sagte: »Irgendetwas hat den Bohrer plötzlich abgebremst. Ein ... Widerstand. Keine Ahnung, was das war.«

»Lenken Sie nicht ab!« Sie zeigte wütend auf die Trümmer des Bohrgerätes. »Sie haben beim Justieren einen Fehler gemacht! Kommen Sie mir also nicht mit irgendwelchen Widerständen im Untergrund. Worauf wollen Sie denn hier an dieser Stelle gestoßen sein, außer auf Grundwasser?« Das beschädigte Bohrfahrzeug wurde weggefahren, und sofort trieb die Glosowski ihre Abrisstrups wieder zur Arbeit an.

Chris und Heike tollten mit Ahriman im Park herum. Sie hielten einen Moment inne und Chris fragte: »Sag mal, deinem Mann ist es wohl nicht recht, dass ich hier bin?« Heike machte ein betrübt Gesicht. »Ich weiß nicht, was er hat«, sagte sie. »Wenn meine Freundinnen aus dem Kaffeekränzchen kommen, ist er viel netter.« »Er befürchtet, dass ich dich ausnutze.« »Das hat er gesagt?« Heike zuckte die Achseln. »Komisch. Ach, vielleicht hatte er einfach schlecht geschlafen.« Chris verschwand kurz im Gästehaus, um für die Fahrt zum Dom Portmonee und Medizinbeutel an ihrem Gürtel zu befestigen.

Als sie dann in Richtung Villa ging, kam ihr Heikes Mann entgegen. Sie verspürte den Impuls sich seitwärts ins Gebüsch zu schlagen, unterdrückte diesen Wunsch aber tapfer. Zu ihrer Überraschung lächelte Roland Vandenberg sie freundlich an. Er streckte ihr die Hand hin. »Ich möchte mich bei dir entschuldigen, Chris«, sagte er. »Ich bin vorhin sehr schroff gewesen. Das hat sicherlich auch etwas mit dem beruflichen Stress zu tun, unter dem ich in letzter Zeit stehe. Vom Fenster aus habe ich gesehen, wie herzlich ihr beide miteinander umgegangen seid, als ihr im Park mit Ahriman herumgetobt habt. Wie es scheint, hat Heike in dir wirklich eine gute Freundin gefunden. Ich muss sie leider in letzter Zeit oft allein lassen.«

Das klang schon viel besser. Chris erwiderte das Lächeln. Rolands Händedruck fühlte sich warm und kräftig an. Er fügte noch hinzu: »Du bist hier bei uns willkommen und kannst gerne im Gästehaus wohnen, bis du eine andere Bleibe gefunden hast.«

Anschließend ging er zum Parkplatz und brauste in seinem roten Porsche davon, wobei er Chris aus dem Wagen noch einmal zuwinkte. Jetzt fand sie ihn fast schon wieder eine Spur zu freundlich.

Chris kralte Ahriman, der vor der Villa saß, den Kopf, und wieder weigerte

sich der Hund mit hineinzukommen. Im Morgenlicht erschienen Chris die Fensterrosetten schöner denn je. Heike kam ihr strahlend entgegen. »Alles in Ordnung«, berichtete sie. »Als ich vorhin ins Haus ging, kam Roland zu mir und hat gesagt, wie Leid es ihm tut, dass er so unfreundlich war.«

»Er hat sich bei mir entschuldigt«, sagte Chris und fragte sich, ob die Entschuldigung ehrlich gemeint war oder ob er es nur seiner Frau zuliebe getan hatte. »Das ist auch einer der Gründe, warum ich ihn so lieb habe: Er kann Irrtümer zugeben und sich entschuldigen. Übrigens kommt heute Onkel Harald zum Abendessen. Ich habe Roland erzählt, dass du dich mit einer Freundin triffst, und da hat er gesagt, dass du sie gerne zum Essen mitbringen kannst.«

Chris hob die Brauen. »Weiß er denn, dass sie die Kommissarin ist, die ihn kürzlich wegen des Hauseinsturzes befragt hat?«

Heike strich sich durchs Haar. »Das habe ich ihm nicht gesagt. Aber was macht das schon? Er hat ja nichts zu verbergen. Und die Untersuchung hat ergeben, dass es eine Gasexplosion war. Die Ermittlungen sind eingestellt worden.« Das hatte Susanne Chris am Telefon auch erzählt und war deswegen sehr empört gewesen. »Was ist, wenn er denkt, dass ich für Susanne hier bei euch herumschnüffele?« Heike legte den Arm um ihre Schulter. »Ach was. Bring Susanne ruhig mit. Du wirst sehen, Roland ist viel netter als es dir nach eurer Begegnung beim Frühstück scheint. Und Onkel Harald wird dir gefallen.«

Susanne hatte sich den Luxus gegönnt, einmal länger liegen zu bleiben. Zumal die Nacht unruhig gewesen war. Sie hatte nicht durchschlafen können, war mehrfach aufgewacht. Morgens hatte sie nie viel Appetit. Gegen zehn Uhr saß sie in der Küche, kaute lustlos auf einem Croissant herum und trank dazu schwarzen Kaffee, als Tönsdorf anrief. »Ich dachte, ich geb dir mal die aktuellen Neuigkeiten durch, egal, ob's dem Alten recht ist oder nicht. Rate mal, wen ich jetzt festnehmen werde.« Er machte eine effektvolle Pause Als Susanne nichts sagte, fügte er hinzu: »Hatheyer.« »Moment, die Staatsanwaltschaft hat...« »Herkenrath, um genau zu sein. Heute Morgen gab's einen Termin in der Domprobstei. Mit dem ganzen Kapitel. Außerdem war noch der Generalvikar dabei, als Vertreter des Erzbischofs. Unsererseits waren's die Herren Herkenrath, Antweiler und Heepenstrick. Ich durfte draußen warten. Was genau verhackstückt wurde, haben sie mir nicht gesagt, aber Herkenrath meinte, die Indizien reichten für einen Haftbefehl. Die guten Domkapitulare haben uns den Hatheyer als Täter serviert für den Mord an

Oster. Und alles soll unter dem Mantel größter Verschwiegenheit ablaufen, um dem Ansehen des Doms nicht zu schaden.«

»Was ist mit dem Mord an Schwester Hildegardis, wird ihm der auch angehängt?«

Tönsdorf schnaubte verächtlich. »Herkenrath meinte, für den wären wir nicht zuständig. Wir hätten ausschließlich den Propstmord aufzuklären. Und dabei sprächen alle Indizien gegen Hatheyer. Na, deshalb fahre ich jetzt hin und kassiere ihn.«

Susanne massierte ihren Magen. Ich sollte weniger schwarzen Kaffee trinken, dachte sie. »Ist ... irgendwas erwähnt worden von einer Geheimen Zunft oder einem Geheimen Buch?«

»Wenn irgendwas Geheimes zwischen den Herren besprochen wurde, ist es jedenfalls nicht aus dem Besprechungszimmer der ehrenwerten Domkapitulare nach außen gedrungen. Hör zu, ich muss los. Wollte dich nur schnell informieren. Hoffentlich kommst du bald zurück. Wenn ich mit dir arbeite, erinnere ich mich wieder daran, wieso ich mal Polizist geworden bin. Bei Heepenstrick hat man das Gefühl, man sitzt auf dem Friedhofsamt.«

Tönsdorf schnippte den Zigarettenstummel in die Gosse und betrat das Priesterseminar. Er vermisste Susanne, an die er sich in den letzten Tagen richtig gewöhnt hatte, auch wenn sie gelegentlich ausflippte, wenn er wieder einmal zu viel redete. Es machte ihm Spaß, mit ihr zu arbeiten. Er fühlte sich zehn Jahre jünger.

Er hielt dem Pförtner seinen Dienstausweis unter die Nase. »Herr Hatheyer müsste in seiner Wohnung sein. Ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen. Im Seminar wurde schon vermutet, dass er vielleicht krank ist. Soll ich oben anrufen und ihn herunterbitten?« »Nein, nicht nötig«, sagte Tönsdorf und stieg, wegen seines dicken Bauches etwas mühsam, die Treppen hoch. Nummer drei, hatte der Pförtner gesagt, und da hing auch das entsprechende Namensschild. Er klopfte an die Tür. »Herr Hatheyer? Polizei. Machen Sie auf!«

Nichts. Er musste wieder hinunter zum Pförtner, mit ihm ein zweites Mal hinaufsteigen. Der Pförtner schloss auf und Tönsdorf schaute sich im unaufgeräumten Wohnzimmer voller Bücherstapel um. Niemand da. Die Tür nach nebenan war nur angelehnt. Tönsdorf öffnete sie vorsichtig. Und verzog das Gesicht. »Gottverdammte Scheiße«, ächzte er. Hatheyer lag auf dem Bett. Nackt, seine Haut sehr weiß. Die Adern in der Leistenbeuge waren aufgeschnitten, das Bettzeug von Blut durchtränkt. Seine blutbeschmierte rechte Hand umklammerte ein großes Foto. Tönsdorf drehte es vorsichtig herum.

Hatheyer und Oster in liebevoller Umarmung. Mit zitternden Fingern zündete sich Tönsdorf eine Zigarette an, dann zog er sein Handy aus der Tasche. »Fassen Sie hier nichts an!«, sagte er mit der Zigarette im Mundwinkel zu dem Pförtner, der mit weit aufgerissenen Augen in der Tür stand.

»Warum wolltest du denn, dass wir uns trotzdem hier treffen?«, fragte Chris. Sie standen vor dem Hauptportal des Doms, und Susanne hatte ihr gerade von Hatheyers Festnahme erzählt.

»Ich dachte mir, wir können ein bisschen am Dom herumschnüffeln. Vielleicht finden wir ja irgendwelche neuen Anhaltspunkte«, antwortete Susanne. Chris hatte Heike versprechen müssen, Susanne auf jeden Fall zum Essen mitzubringen. Chris mochte die betonierte Unterwelt der U-Bahnhöfe nicht. Die Luft roch dort immer so metallisch und schal. Sie war froh gewesen, hinauf ins Sonnenlicht der Domplatte zu steigen.

Susanne wirkte sehr angespannt. »Ich glaube nicht, dass Hatheyer der Mörder ist. Er ist nur das Opferlamm. So hat er es gestern selber ausgedrückt. Sie opfern ihn, um die wahren Hintergründe zu verschleiern.«

Chris nahm sie in den Arm und streichelte ihre Schultern, die sich sehr hart anfühlten. »He, versuch deine Schultermuskeln zu lockern«, sagte sie leise.

»Die stecken alle unter einer Decke. Die Dom-Pfaffen. Herkenrath. Der Polizeipräsident. Vielleicht sogar Antweiler. Verdammt, ich würde jetzt gerne eine rauchen. Aber der Marder lässt mich nicht.«

Chris musste lachen. »Dazu ist er da«, sagte sie. »Entspann dich. Wenn du dich verkrampfst, kannst du nicht klar denken, und deine Intuition dringt auch nicht durch. Vielleicht sind die Dinge gar nicht so, wie du glaubst. Vielleicht ist alles ganz anders.«

»Und Roland Vandenberg? Was hast du für einen Eindruck von dem?«

Chris zögerte. »Bisschen seltsam. Erst total unfreundlich, später wie ausgewechselt. Entweder hat er mir was vorgespielt oder seine Nerven sind ziemlich angeknackst.« »Lass uns in den Dom gehen«, sagte Susanne.

»Vielleicht kommen wir ja drinnen auf eine Idee.« Wenn sie die Kathedrale betrat, kam es Chris so vor, als würde sie in den Schatten eines kühlen, dunklen Waldes treten. Der Dom war einer der wenigen Orte, wo sie sich in dieser Riesenstadt einigermaßen wohl fühlte. Susanne rieb sich die Schultern. »Ich mag ihn nicht«, sagte sie. »Er ist irgendwie gruftig.«

»Aber er ist doch ganz hübsch«, widersprach Chris. »Mir scheint, dass diese alten Baumeister versucht haben Formen aus der Natur nachzuahmen. Das gefällt mir. Es hat mehr Seele als die modernen Gebäude. Und dann diese

bunten Fenster. Schau dir das Licht an!«

Susanne schien für die Schönheit des Gebäudes keinen Blick zu haben. Sie steuerte auf den Chorumgang zu, Chris folgte ihr, ließ aber dabei immer wieder den Blick schweifen. Wollten seine Baumeister wirklich nur die Natur nachahmen oder sie übertreffen? Waren diese endlos emporsteigenden Säulen nicht doch Ausdruck eines himmelstürmenden Größenwahns? Nun, dachte Chris, immerhin ein ästhetisch sehr erfreulicher Größenwahn. Jedenfalls waren ihr gotische Kathedralen sympathischer als moderne Wolkenkratzer. Bei diesen Gedanken war sie stehen geblieben und hatte den Kopf in den Nacken gelegt. Jetzt schaute sie wieder nach vorn und bemerkte, dass sie Susanne verloren hatte. Sie fand sie im Chorumgang wieder, wo sie vor der Tür zur Sakramentskapelle wartete. »Dort drin habe ich ihn gestern gesehen«, sagte sie. Sie warfen einen Blick hinein, doch die Kapelle war, bis auf zwei alte, melancholisch in die Kerzen blickende Frauen, leer. »Scheiße«, flüsterte Susanne ziemlich unheilig. »Ich bin sicher, dass er nicht der Mörder ist, ich weiß es einfach. Er hat mir gestern die Wahrheit gesagt. Du rätst mir doch immer, dass ich meiner Intuition vertrauen soll.«

Als sie wieder hinausgingen und unschlüssig vor dem Gerokreuz standen, wurde gerade eine riesige Truppe japanischer Touristen in den Chor geführt, wo ihnen eine Führerin auf Englisch die Besonderheiten der mittelalterlichen Fenster erläuterte. Chris stellte befriedigt fest, dass sie immer noch alles verstehen konnte, obwohl sie seit ihrer Rückkehr aus Kanada etwas außer Übung war, was die englische Sprache anging. Sie schaute Susanne an und fragte: »Und was machen wir jetzt?«

Susanne hob die Schultern. »Lass uns wieder raus in die Sonne gehen, okay?«

»Zeigst du mir die Stelle, wo Karla ...?« Der Gedanke an den Tod der kleinen Frau bereitete Chris Unbehagen. Chris war überzeugt, dass Karla das zweite Gesicht besessen hatte. Sie fragte sich, was Karla so magisch in den Dom gezogen hatte.

In diesem Moment spürte sie eine Vibration unter ihren Füßen, ein fernes, kaum merkliches Beben im Untergrund, als sei tief unten ein Zug vorübergefahren, und da war ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend. Chris legte unwillkürlich die Hand auf den Bauch. »Da war gerade so ein... Zittern«, flüsterte sie. »Hast du nichts gespürt?« Susanne schaute sie verwundert an und schüttelte den Kopf. »Nein. Komm, ich zeig dir die Stelle.« Sie gingen durch das Chorrund, vorbei an der goldenen Pracht des Dreikönigsschreines. Chris fand, dass er viel zu protzig war, um etwas wirklich Heiliges enthalten zu können. Susanne blieb an einer durch ein

niedriges Gitter aus gekreuzten Eisenstäben abgesperrten Treppe stehen. »Sie führt hinunter in die Bischofskrypta. Karla ist die Treppe hinuntergefallen. Schädeltrauma mit tödlicher Hirnblutung.« Chris verzog schmerzvoll das Gesicht. »Warte mal«, sagte Susanne, »den Typen, der da vorne ankommt, kenne ich.« Sie fasste Chris bei der Schulter. »Komm, wir setzen uns schnell drüben in die Bank, damit er uns nicht sieht!«

Ein kleiner, rundlicher Mann, in dessen Gesicht sich tiefe Besorgnis spiegelte, steuerte zielstrebig auf die Treppe zu, die hinunter zur Bischofskrypta führte. Susanne und Chris duckten sich in die Holzbank, doch er bemerkte sie ohnehin nicht. Er klappte das Absperrgitter auf und schloss es wieder hinter sich. Dann stieg er die Treppe hinab und verschwand aus dem Blickfeld.

»Das ist Scharenbroich, der Domdechant. Ich will wissen, wo er hingeht«, zischte Susanne. »Los, wir folgen ihm!« Das wurde ja richtig spannend. »Du hast mir noch keinen Hilfssheriffstern an die Brust geheftet«, sagte Chris. Susanne grinste. An der Absperrung schaute sie sich um, wohl um sich zu vergewissern, dass keiner dieser streng aussehenden rot gekleideten Aufpasser herschaute, dann stieg sie elegant und geschmeidig wie eine Katze über das Gitter. Chris folgte ihr und fühlte sich dabei im Vergleich zu Susanne ziemlich plump und unbeholfen. Ihre Jeans spannte und bei dieser Gelegenheit wurde ihr wieder einmal bewusst, wie schwerfällig sie durch ihre zunehmende Leibesfülle inzwischen geworden war.

Am Fuß der Treppe versperrte eine hohe Gittertür den Weg. Susanne drückte auf die Klinke. »Mist«, stieß sie zwischen zusammengebißenen Zähnen hervor. »Er hat von innen abgeschlossen.«

Nun tauchte tatsächlich eine rot gekleidete Gestalt oben an der Treppe auf. »Wat machen Sie denn da unten?«, fragte er streng. »Da is für Besucher kein Zutritt.« Susanne zwinkerte Chris zu. »Meine Freundin muss mal austreten, wir dachten, da sind die Toiletten.« Der Domschweizer entgegnete sichtlich gekränkt: »Im Dom gibt's keine Toiletten! Die sind draußen am Roncalliplatz!« Dann ging er kopfschüttelnd weiter. Als sie wieder über das Gitter gestiegen waren, Susanne leichtfüßig, Chris mit einem leisen Schnaufen, sagte Susanne: »Hör zu, ich warte hier auf Scharenbroich. Irgendwann muss er ja zurückkommen. Dann werde ich ihn ein bisschen ausquetschen. Ich hoffe, das Warten ist dir nicht zu langweilig.« Chris schüttelte den Kopf.

Es verging vielleicht eine Viertelstunde, während der Chris ihren Blick durch das Gewölbe des Doms schweifen ließ. Auf der anderen Rheinseite, am Drachenfels bei Königswinter, war im Mittelalter eine halbe Bergflanke weggemeißelt worden, um die Hunderttausende von Steinen zu gewinnen, die

hier verbaut waren - alles in schwerer, mühseliger Handarbeit. Indianer wären niemals auf die Idee gekommen Gott ein derartiges Haus zu bauen; sie beteten unter freiem Himmel. Chris sah Susannes nervös auf und ab wippenden Fuß und hörte einer Domführerin zu, die gerade zu ihrer Gruppe sagte: »Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gab es in der Amtskirche die Tendenz, den Kampf gegen die im Volksglauben nur allzu lebendigen Naturgeister aufzugeben ...« Naturgeister? Chris spitzte neugierig die Ohren. «... Da die Kirche die heidnischen Kräfte nicht besiegen konnte, wurden sie von ihr kurzerhand vereinnahmt. Das zeigt sich in der Gotik sehr deutlich. Im Dom räumte man diesen Geistern und vermeintlich dämonischen Kräften bewusst ihren Platz ein, und zwar an mit Bedacht ausgewählten Stellen: im Außenbereich, auf Kapitellen hier im Innenbereich und sogar im Hochchor, dem zentralen Heiligtum. Es finden sich Greifen, Drachen und andere Tiere, Feen, Waldschrate und Hexen und Darstellungen diverser Zauberriten, insbesondere an dem aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden hölzernen Chorgestühl. Es gibt sonderbare Zwitterwesen, halb Mensch, halb Tier, und Geschöpfe, die Engel und Dämon zugleich sind, etwa an den Pfeilern des Langschiffs. Und die von den vorchristlichen, germanischen und keltischen Kulturen als heilig verehrte Natur hat hier im Dom überall Einzug gehalten: Es gibt an den Säulen zahlreiche naturgetreue Laubkapitelle. Und es gibt viele Laubmasken; das sind von Laub umgebene Menschen- oder Dämonengesichter - symbolische Darstellungen der Waldgeister. Man findet sie zum Beispiel am Chorgestühl oder, in Stein gemeißelt, im Obergaden des Chores aus dem dreizehnten Jahrhundert...« Befriedigt hörte Chris, dass die alten Naturreligionen von der Kirche nicht völlig ausgemerzt worden waren, sondern sich gewissermaßen durch die Hintertür sogar in einen Bau wie den Kölner Dom eingeschlichen hatten. Besonders witzig fand sie, dass die alten Chorherren mit ihren Hintern auf einem Gestühl gesessen hatten, in dessen Schnitzereien Hexen und Waldschrate ihr Unwesen trieben, die doch allesamt des Teufels waren! Plötzlich war Chris stolz darauf, eine Schamanin zu sein. Es gibt uns immer noch, dachte sie, allen Scheiterhaufen zum Trotz!

Susanne stupste sie an. »Er kommt«, sagte sie. Tatsächlich tauchte Scharenbroichs Kopf oben an der Treppe auf. Aber er war nicht allein. Ein anderer Mann verließ mit ihm die Krypta, größer und schlanker, grauhaarig. »Das ist dieser Domkapitular, Dr. Ermekeil«, flüsterte Susanne, sprang auf und eilte mit langen Schritten auf die beiden zu. Chris folgte ihr deutlich bedächtiger.

»Und, Dechant Scharenbroich, haben Sie dort unten etwas entdeckt, das uns

hilft, den wahren Mörder Ihres Freundes Oster zu finden?«, fragte Susanne und schaute ihn durchbohrend an.

Sie hat wunderschöne Falkenaugen, dachte Chris. Scharenbroich machte ein Gesicht, als wäre er vor Susannes Fragen am liebsten gleich wieder tief hinunter in die Kellergewölbe des Doms geflüchtet. »Mit Ihnen hatte ich nicht gerechnet«, stöhnte er und zeigte auf Chris, die inzwischen bei den beiden angekommen war. »Wer ist sie?« Susanne schaute Chris an und antwortete: »Das ist Frau Adrian, meine Assistentin.«

»Ach so.« Er atmete auf. »Ich hatte schon befürchtet, sie wäre von der Presse.« Er reckte sich etwas, versuchte Autorität zu zeigen. »Ich weiß, dass Ihnen der Fall entzogen wurde. Ich brauche Ihnen oder Ihrer Assistentin keinerlei Auskünfte erteilen. Wenn Sie mich weiter behelligen, werde ich mich bei Oberstaatsanwalt Herkenrath über Sie beschweren.« »Glauben Sie denn wirklich, dass Hatheyer Oster ermordet hat?«

Ermekeil sagte mit ruhiger, fester Stimme: »Für das Domkapitel steht fest, dass Hatheyer den Probst ermordet hat. Wer hat Sie eigentlich beauftragt uns hier mit Ihren Fragen zu überfallen? Oberstaatsanwalt Herkenrath doch wohl kaum.« Er sagte das nicht schrill oder erregt. Seine Stimme blieb freundlich.

Scharenbroich schob sich an Susanne vorbei. »Lassen Sie mich in Ruhe. Ich habe zu tun.« Eilig ging er auf die Drehtür des Ausgangs zu. Ermekeil folgte ihm. Chris hatte den Eindruck, dass er sie ziemlich neugierig angestarrt hatte. Chris und Susanne folgten ihnen nach draußen. »Was machen wir jetzt?«, zischte Chris gespannt und blinzelte in der Sonne. Scharenbroich und der andere Mann gingen auf ein dem Dom gegenüberliegendes rotes Backsteingebäude zu. Susanne drehte sich zu Chris um. »Das ist die Domprobstei. Da hat Scharenbroich sein Büro«, sagte sie erläuternd. Susanne zog ihr Handy aus der Tasche. »Ich rufe mal Tönsdorf an und frage, ob Hatheyer bei der Festnahme irgendwelche Aussagen gemacht hat.«

Tönsdorf meldete sich offenbar sofort. Es dauerte ein paar Sekunden, dann stieß Susanne hervor: »Was? Er hat...« Sie wurde ganz blass. Chris berührte sie mitfühlend am Arm. Sie konnte spüren, wie Susannes langer Körper sich anspannte wie eine Bogensehne. »Ja, danke«, murmelte sie und steckte das Handy wieder weg. »Hatheyer hat sich umgebracht.« Ihre Stimme zitterte. »Vielleicht habe ich ihn gestern ... zerbrochen. Warum habe ich auch so auf ihn einschlagen müssen?« Chris sah, wie Susanne Tränen in die Augen stiegen. Sie nahm sie in den Arm und streichelte beruhigend ihre Schultern.

Schnell wischte sich Susanne die Tränen weg. »Ich fahre ins Präsidium. Ich muss mit Antweiler sprechen. Was Hatheyer mir gestern gesagt hat, lässt mir

keine Ruhe. Wenigstens muss ich den Chef informieren, auch wenn es möglicherweise nicht viel nützt. Ich komme später zur Vandenberg-Villa nach, dann können wir heute Abend Roland Vandenberg und diesem Terwegen auf den Zahn fühlen.« Und schon ging Susanne mit langen Schritten davon. Sie macht sich Vorwürfe wegen Hatheyers Tod, dachte Chris, und statt sich richtig auszuweinen saust sie sofort los und tut irgendwas. Vielleicht müssen die Leute in der Stadt so schnell sein.

Schräg gegenüber standen die Tische eines Cafes in der Sonne. Chris beschloss dort in Ruhe einen Eisbecher zu essen. Dann sah sie plötzlich den anderen Priester eilig zurück in Richtung Dom gehen.

Wie war sein Name? Ermekeil, hatte Susanne gesagt. Ob er wohl etwas mit dem Mordfall zu tun hatte? Statt hier Kalorien in mich hineinzulöffeln, könnte ich etwas für Susanne tun, dachte Chris. Immerhin hat sie mich zu ihrer Assistentin ernannt. Warum schnüffele ich also nicht ein wenig herum? Vielleicht finde ich etwas heraus, das ihr weiterhilft. Ermekeil näherte sich dem Domportal. Chris fing an zu laufen, sie rannte, so schnell sie konnte, und legte, wie sie befriedigt feststellte, zwar kein rasantes, aber doch immer noch recht ansehnliches Tempo vor. Erst als sie durch die Domtür gestürmt war, blieb sie stehen, schnappte nach Luft und hielt Ausschau, konnte aber Ermekeil nicht entdecken. Komm, Bärin, hilf mir, meiner Freundin Susanne zuliebe, dachte sie. Wie ich jetzt weiß, wohnen ja sogar im Dom Naturgeister. *Witternde Bärin, die sich hoch auf die Hinterbeine aufrichtet.*

Da war der Priester. Er ging durch das rechte Seitenschiff. Vor den gekreuzten Gitterstäben an der Treppe zur Bischofskrypta blieb er stehen. Chris verschmolz mit einer Säule, als handle es sich um einen Baumstamm im Wald. Ermekeil blickte sich verstohlen um, öffnete eilig das Gitter, schloss es wieder und verschwand auf der Treppe. Warum wollte er nicht gesehen werden? Das erschien Chris merkwürdig. Schließlich waren die Priester wie Scharenbroich und er doch sozusagen hier Hausherrn.

Sie ging selbst zu der Absperrung, zögerte einen Moment, schaute sich sichernd um und stieg hinüber, schon etwas geschickter als beim ersten Mal. Unten fasste sie an die Klinke der Gittertür - und die Tür gab nach. Chris' Herz begann heftig zu klopfen. Ob Susanne wirklich recht ist, was ich hier tue?, überlegte sie. Andererseits hielt Ermekeil sie für eine Polizistin, nachdem Susanne sie als ihre Assistentin vorgestellt hatte. Wenn er meinen Dienstausweis sehen will, sage ich eben, dass ich ihn vergessen habe, dachte sie. Schlimmstenfalls lässt er mich von den Domschweizern hinauswerfen. Sie schob die Tür leise wieder zu - der Schlüssel steckte nicht von innen - und stieg weitere Stufen hinab. Die Treppe führte nach links in eine niedrige unterirdische

Kapelle. Hinter dem Altar befand sich ein massives Gitter - viele Gitter gibt's hier im Dom, dachte Chris. Ermekeil war nicht zu sehen, und die Stille fand Chris angesichts ihres unbefugten Eindringens beunruhigend. Möglichst leise - weiche Tatze wie eine Bärin - schlich sie bis vor den Altar. Hinter dem Gitter lag eine modern und schlicht wirkende Gruft. Auf in die Wände eingelassenen Marmortafeln standen die Namen der Vorgänger des jetzigen Kölner Erzbischofs. Chris fragte sich, wohin Ermekeil verschwunden war und wie er reagieren würde, wenn er sie hier unten ertappte. Was hatte Karla so magnetisch hinunter in diese Kapelle gezogen? Chris hatte jedenfalls nicht den Eindruck, dass von den toten Bischöfen irgendeine Faszination ausging.

Sie schaute sich um und entdeckte ein Stück links von der Gruft eine Tür mit der Aufschrift: *Zutritt nur für den Domklerus*. Die Tür stand einen Spalt weit offen. Chris atmete tief durch, um ihr klopfendes Herz zu beruhigen, ging zu der Tür und spähte hinein.

Dort befand sich eine weitere, allerdings wesentlich kleinere Kapelle, eigentlich mehr ein bloßer Gebetsraum mit lediglich sechs schmalen Bänken. Vermutlich zogen sich die Geistlichen dorthin zurück, um ungestört zu beten. Aber auch hier war niemand zu sehen. An der gegenüberliegenden Wand hing ein Altarbild über einem ungewöhnlich geformten hölzernen Altar, der mehr wie ein Wandschrank wirkte. Dieses Altarbild fesselte Chris' Aufmerksamkeit. Es zeigte einen graubärtigen Mann, dessen Gesicht Machtwillen ausdrückte. In seinem Blick lag etwas Verschlagenes, Böses. Wahrscheinlich hatte er so porträtiert werden wollen, damit seine Untertanen ihn fürchteten. Er hielt eine Weltkugel in den Händen, als sei er kein Mensch, sondern ein Gott. In einer christlichen Kirche ist ein solches Bild doch eigentlich Blasphemie, wunderte sich Chris.

Aber da war noch etwas anderes. Ein Sog. Nichts Physisches, kein Luftzug oder dergleichen. Chris konnte nicht anders, als mit widerstrebenden Schritten in den Gebetsraum hineinzugehen. Was passiert mit mir?, dachte sie. Bärin, wo bist du? Doch ihr Krafttier schien vor irgendetwas Reißaus genommen zu haben. Vor dem Altarbild blieb sie stehen. Trotz der Kühle hier in der Tiefe hatte sie zu schwitzen begonnen und ihre Knie fühlten sich ganz weich an. Sie fragte sich, ob es das war, was Karla gespürt hatte. Wieder lief eine Art Vibration durch den Untergrund, als stünde sie nicht auf solidem Stein, sondern auf einem Schiff, das schwankend durch ein unruhiges Meer aus Energie trieb. Ihre Knie zitterten jetzt und sie wollte sich auf eine Bank setzen, als sie hinter sich eine Bewegung bemerkte. Ganz hatten die Bäreninstinkte sie offenbar noch nicht verlassen. »Haben Sie denn einen Durchsuchungsbefehl?«

Dieser Priester, Ermekeil, stand in der Tür und schaute sie mit einem merkwürdigen Lächeln an, das sie als unpassend empfand.

Chris gab ihren Knien den nachdrücklichen Befehl, auf der Stelle mit dem Zittern aufzuhören. »Ich ... wir ...« Sie schluckte und dachte: Tische ihm jetzt bloß eine überzeugende Geschichte auf. »Wir haben vorhin Herrn Scharenbroich hier heruntergehen sehen ...«

»Und da sind Sie mir gefolgt, um ein bisschen herumzuspionieren. Es war unachtsam von mir, die Tür oben nicht abzuschließen. Also habe ich mir Ihren unangemeldeten Besuch wohl selbst zuzuschreiben.«

Er hielt einen länglichen, schweren Gegenstand aus Messing in der Hand. Einen Kerzenständer. Er stellte den Kerzenständer neben der Tür ab und kam ein Stück in den Gebetsraum hinein.

»Ehrlich gesagt, verstehe ich nicht, was Sie hier wollen. Oberstaatsanwalt Herkenrath hat uns heute Morgen versichert, die Ermittlungen würden eingestellt. Da inzwischen feststeht, dass Hatheyer den Mord begangen hat ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich war übrigens von Anfang an von seiner Schuld überzeugt - so Leid es mir um den Jungen tut. Er war wirklich begabt. Aber diese unglückselige Liebe ...« Seine Stimme klang sanft und freundlich. Wenn er wegen ihres unbefugten Eindringens in die Krypta wütend war, ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Chris zwang sich dazu, sich auf ihre Rolle zu konzentrieren. Sie war als Polizistin hier. Was tat eine Polizistin? Fragen stellen. Also schob sie das Kinn vor und sagte: »Dieser Raum hier ist Besuchern nicht zugänglich. Warum eigentlich?« Sie wusste, dass es Führungen durch die Bischofskrypta und zu den Ausgrabungen unter dem Langhaus gab, auch wenn sie selbst noch nie daran teilgenommen hatte. Ermekeil schaute sie sehr sonderbar an. Statt ihre Frage zu beantworten, sagte er langsam: »Kann es sein, dass wir uns irgendwo schon einmal begegnet sind?« Verdammt, dachte Chris, wenn er mich nun im Fernsehen gesehen hat? Dann weiß er, dass ich gar keine Polizistin bin. An diese Möglichkeit hatte sie überhaupt nicht gedacht. Aber schauten sich katholische Priester Fernsehsendungen über Schamaninnen an? »Sie verwechseln mich wahrscheinlich«, sagte sie. Sein Blick war irritierend. Sie fand, dass er sie anstarrte, und zwar nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihren Busen.

»Ja, vermutlich«, sagte er. Er lächelte wieder. »Mir begegnen in meinem Beruf so viele Menschen, die göttliche Liebe und priesterlichen Segen brauchen. Da ... kann man leicht jemanden verwechseln.«

Um seinem Blick auszuweichen, schaute Chris zu dem Altarbild. »Dieses Bild scheint mir ein wenig ... unchristlich zu sein.« Ihre Knie fühlten sich weiterhin

nicht gut an. Auch schien der Boden immer noch zu vibrieren und sie spürte wieder dieses unangenehme Ziehen in der Magengegend, wie vorhin, als sie oben im Dom die Schwingungen zum ersten Mal bemerkt hatte.

»Das Bild zeigt den Erzbischof Konrad von Hochstaden. Er hat den Grundstein für unseren Dom gelegt. Im dreizehnten Jahrhundert. Sie wollen doch wohl einen katholischen Bischof nicht als unchristlich bezeichnen?« Nun lag unüberhörbar ein spöttischer Unterton in seiner Stimme. Ihr fiel etwas ein, das Susanne erzählt hatte. »Dieser Konrad - hat er nicht auch den Grundstein für das Kloster in Bischofsweiler gelegt?«

Ermekeil hob die Brauen. »Sie sind gut informiert. Ja, das stimmt. Es ist eines der ungelösten historischen Rätsel des Mittelalters. Bemerkenswert, dass Sie sich für das Bild interessieren.«

»Warum? Es springt einem doch förmlich ins Auge.« Er setzte sich in eine Bank, schlug die Beine übereinander und betrachtete Chris von unten. »Die meisten Leute interessieren sich nicht für das Bild, ja bemühen sich sogar nach Kräften es zu übersehen, da es ihnen Unbehagen bereitet. Der derzeitige Erzbischof wollte es abhängen lassen, weil es ihn beim Beten stört, wie er sagt. Doch das Domkapitel hat ihm die Stirn geboten. Das Bild blieb hängen und seither meidet unser Erzbischof diesen Gebetsraum.« Er lächelte sichtlich zufrieden. »Ein klarer Punktsieg für die Kölner Domherren.«

In Chris' Kopf formten sich neue Fragen, aber sie hatte Mühe sich zu konzentrieren. Ernekeil musterte sie eigenartig. »Sie sind medial begabt, nicht wahr?«, sagte er unvermittelt. »Wie... kommen Sie darauf?«, erkundigte sie sich vorsichtig. Hatte er am Ende doch die Sendung gesehen und sie wiedererkannt? Obwohl sie in dem Interview ihr zweites Gesicht eigentlich kaum erwähnt hatte. Es war fast nur von schamanischen Ritualen und Ökologie die Rede gewesen. »Medial begabte Menschen erleben hier unten in diesem Raum so starke körperliche Reaktionen, wie ich sie gerade an Ihnen beobachte. Schweißausbrüche, zitternde Knie. Die Erdenergien sind hier stark und Frauen sind der Erde näher als Männer. Es erstaunt mich, dass die Polizei inzwischen Medien wie Sie einsetzt.«

»Meine ... Vorgesetzten wissen nichts davon.« Chris wusste, dass sie eine verdammt schlechte Lügnerin war, und bereute es längst, nicht oben am Cafe geblieben zu sein und Eis gegessen zu haben. »Übrigens gibt es auch medial begabte Männer.«

Ermekeil schüttelte den Kopf. »Männliche Medialität ist anders. Männer verkörpern den Heiligen Geist, Frauen das irdische Fleisch. Deshalb geraten Frauen leicht in den Bann der Erdenergien.« Das klang ihr ziemlich sexistisch,

trotz seiner sanften Stimme. Die Stimme war sehr angenehm. Vermutlich hörten ihm die Leute gerne beim Predigen zu. Worauf wollte er hinaus? Glaubte er, dass Männer etwas Besseres waren? Nach den Lehren der katholischen Kirche konnte man allerdings durchaus zu diesem Schluss gelangen. Aber Chris hatte keine Lust mit ihm zu diskutieren. Sie wollte nur noch aus diesem Keller heraus in die Sonne - und weg von der unheimlichen, sogartigen Vibration unter ihren Füßen, von der Ermekeil keinerlei Notiz zu nehmen schien. »Die Hexenverfolgung im Mittelalter ist häufig missverstanden worden«, sagte Ermekeil und musterte Chris dabei durchdringend. Ob er Frauen hasst?, fragte sie sich. »Eigentlich ging es der Heiligen Inquisition darum, die Frauen davor zu bewahren, in den sündigen Bann der Erdenergien zu geraten.«

Was für ein sonderbares Gerede. Er lächelte wieder und stand auf. »Kommen Sie«, sagte er. »Frauen, die das zweite Gesicht haben, sollten sich nicht zu lange hier drinnen aufhalten.«

Sie gingen nach draußen in die Bischofskrypta, wo Chris sich sofort etwas besser fühlte. Ermekeil zeigte auf eine Stelle neben dem Altar. »Hier hat Osters Leiche gelegen«, sagte er beiläufig, »bevor Martin Hatheyer und Scharenbroich sie hinaus auf die Domplatte geschleppt haben. Scharenbroich hat mir die Stelle gezeigt.«

Ohne dass sie genau hätte sagen können, warum, wurde Chris die Gegenwart dieses sanft lächelnden Mannes immer unangenehmer. Die Leute beichten sicher gern bei ihm, dachte sie. Er wirkt so freundlich und verständnisvoll. Trotzdem mochte sie seine Blicke nicht, fand sie irgendwie starr und bohrend.

Ihr fiel keine Frage ein, mit der sie Ermekeil weitere Informationen hätte entlocken können. Als Kriminalistin bin ich wohl nicht so begabt wie Susanne, dachte sie. »Hier muss alles voll Blut gewesen sein. Sündiges Blut hat einen unangenehm süßlichen Geschmack. Ich ziehe den Geschmack des Blutes Christi vor - des Messweines.« Dieses Lächeln.

»Entschuldigen Sie, ich will Sie nicht länger stören«, sagte Chris hastig und steuerte auf die Treppe zu. Ermekeil folgte dicht hinter ihr. Als sie die Gittertür erreichten, atmete Chris erleichtert auf. Es war sehr beruhigend, wieder die Stimmen der Dombesucher zu hören.

Ermekeil ließ sie hinaus und schob die Gittertür zu. Er blieb hinter dem Gitter stehen und zog einen Schlüsselbund aus der Tasche. »Diesmal sperre ich vorsichtshalber ab.« Lächelnd verriegelte er die Tür. »Was tun Sie jetzt dort unten?«, fragte Chris. »Beten«, sagte er, und sie sah, wie er sich umdrehte und wieder in die Krypta hinabstieg.

Gott hatte sie ihm geschickt. Anders konnte ersieh ihr unerwartetes Auftauchen nicht erklären. Es hatte ihn große Mühe gekostet seine Fassung zu bewahren, doch niemals würde er vor einer Frau Schwäche zeigen. Gott hatte tatsächlich die Hexe aus dem Fernsehen zu ihm geschickt! Hier konnte nur die göttliche Vorsehung am Werk sein. Er musste seine Pläne ändern, die Hexe in seine Pläne einbeziehen. Offenbar wollte Gott von ihm, dass er sie in seine Pläne einbezog. Die Heilige Inquisition war noch nicht beendet.

Er fragte sich, warum Gott sie zu ihm geschickt hatte. Ausgerechnet jetzt. Natürlich ging er nicht wieder hinunter in die Krypta. Als sie die Treppe hochgestiegen war, wartete er einen Augenblick, dann öffnete er die Gittertür und folgte ihr. Draußen vor dem Dom steuerte sie auf die Treppe zur U-Bahn zu. Wie träge und sinnlich sich in der engen Hose ihre schweren Frauenhüften bewegten und die fleischigen Schenkel!

Wahrscheinlich ist sie DIE Hexe, dachte er, so wie ich DER Engel mit dem Flammenschwert sein werde. Die göttliche Vorsehung hat uns zusammengeführt. In ihr verkörpert sich all das, was die Kirche in den Jahrhunderten so unerschütterlich bekämpft hat. Gott hat sie mir geschickt, damit ich an ihr ein Exempel statuieren und all diesen bedauernswerten Frauen den Weg weise, wie sie sich aus ihrer sündigen, sinnlichen Gebundenheit an die dunkle Welt befreien können. Sein Herz war voller Liebe für diese arme Kreatur, und zugleich empfand er Ekel, tiefen Abscheu. Er würde ihr Erlösung bringen. Sie würde lernen sich von der Erde zu lösen und ihr Gesicht dem Himmel zuzuwenden.

Während er ihr hinunter zur U-Bahn folgte, lächelte er den Passanten freundlich zu. Die Menschen brauchten Liebe und Freundlichkeit, und ihre verirrtten Seelen brauchten die fürsorgliche, harte Hand der göttlichen Gerechtigkeit.

Erfühlte sich sehr leicht und beschwingt, seine Füße schienen geradezu über das Pflaster schweben. In den letzten Tagen hatte er viele Stunden unten im Geheimen Gewölbe auf dem Sonnensymbol gestanden und in der immer stärker werdenden Energie geradezu gebadet. Wahrscheinlich bin ich schon jetzt mehr Engel als Mensch, dachte er. Bestimmt kann ich mich unsichtbar machen, allein durch meine Willenskraft, sodass die Leute mich nur sehen, wenn ich sie anlächle.

Die Hexe ging die Treppe zu den Bahnsteigen hinunter. Sie wird mich nicht bemerken, dachte er. Das göttliche Licht hüllt mich ein wie ein schützender Mantel.

Am Barbarossaplatz stieg sie um und erfolgte ihr in die andere Bahn, setzte sich in den Wagen hinter demjenigen, in den sie eingestiegen war. Er freute sich über die Leichtigkeit, mit der ihm die Verfolgung gelang. Dass hier die göttliche Vorsehung am Werk sein musste, war offensichtlich. Die Bahn rollte am Rheinufer entlang. Die Sonne tauchte den Fluss in himmlisches Licht. Das Licht reinen Geistes. Sein Mitgefühl war bei den Seelen in den

vielen Autos auf der Rheinuferstraße. In Marienburg stieg sie aus. Er blieb in der Wagentür stehen, als sie an ihm vorbeiging. Sie sah ihn nicht, und er sprang erst im letzten Moment heraus, als sie schon an der Fußgängerampel stand. Er verbarg sich hinter einem Fahrkartenautomaten und sah sie die Rheinuferstraße überqueren. Eigentlich müsste ich mich gar nicht verstecken, sie kann mich nicht sehen, dachte er. Aber noch war er sich seiner Engelnatur nicht völlig sicher.

Leichtfüßig und leise folgte er ihr, hielt sich in vierzig, fünfzig Metern Entfernung auf der anderen Straßenseite, dicht bei den Allee-bäumen. Zu seiner Überraschung bog sie in die kleine Straße ein, die zur Vandenberg-Villa führte. Das war eigenartig. Was wollte sie dort? Neben dem großen Tor gab es eine kleine Pforte. Dort blieb sie stehen, zog einen Schlüssel aus der Tasche, schloss auf und betrat den Park. Er sah sie zwischen den alten Bäumen zur Villa gehen.

Was für eine geheimnisvolle Kette von Fügungen! Die Hexe wohnte oder arbeitete im Haus der Vandenburgs. Einen Moment stand er hinter einem Alleebaum und blickte zu dem riesigen Haus mit den zwei Türmen hinüber. Dann ging er zum Rheinufer zurück, um mit der nächsten Bahn wieder zum Dom zufahren. Er fühlte sich heiter und leicht, voller Zuversicht. Gott hatte ihm diese Hexe geschickt. Das war ganz klar ein Auftrag an ihn. Morgen war der große Tag endlich da - und ihr zuliebe, allen Frauen zuliebe, würde er seine Pläne ändern ...

Auf der Fahrt ins Präsidium hatte sich eine Menge Wut in Susanne angestaut - Wut darüber, dass Antweiler offensichtlich bei der Vertuschung eines Verbrechens mitwirkte, Wut darüber, dass ihr wichtigster Informant nun tot war, und auch Wut auf sich selbst. Sicher waren ihre Schläge nicht der Grund für den Selbstmord, aber vielleicht hatten sie Hatheyer den letzten Anstoß gegeben. Sie fuhr mit dem Aufzug nach oben, stürmte durch den Flur und klopfte energisch an Antweilers Tür, öffnete sie, ehe irgendjemand »Herein« gesagt hatte.

Antweiler blickte hinter dem Schreibtisch auf, Tönsdorf saß davor. »Wie ich sehe, genießen Sie Ihren Urlaub«, sagte Antweiler und nahm seine Brille ab.

»Ach, lassen Sie das doch!«, rief Susanne. »Martin Hatheyer

hat Oster nicht ermordet! Er sollte nur als Sündenbock herhalten, um den wahren Täter zu schützen, da bin ich mir sicher! Wirklich praktisch, dass er sich jetzt umgebracht hat.« Sie schaute Antweiler herausfordernd an. »Was ist denn vorher mit dem Domkapitel und dem Generalvikar ausgekugelt worden, wenn ich fragen darf?« Aus den Augenwinkeln registrierte sie, wie Tönsdorf schmerzhaft das Gesicht verzog. Aber sie war einfach zu wütend, um auf ihn Rücksicht zu nehmen.

Antweiler setzte die Brille wieder auf. »Wenn Sie genug Dampf abgelassen

haben, können Sie sich vielleicht zu uns setzen und uns beim Nachdenken helfen. Dieses Gespräch heute Morgen beim Domkapitel war ... ziemlich sonderbar. Und Ihr Kollege hat mir eben noch etwas anderes berichtet.« Er nickte Tönsdorf zu, der nervös mit der rechten Hand auf dem Oberschenkel herumtrommelte. Er litt sichtbar darunter, im Büro seines Chefs nicht rauchen zu dürfen. »Der Pathologe hatte wohl Langeweile, daher hat er sich geradezu auf Hatheyer gestürzt und ihn sofort auseinander genommen. Der schriftliche Bericht ist noch nicht da, aber er hat mir gesagt, er hätte Blessuren im Gesicht gefunden - wie bei Schwester Hildegardis«, sagte Tönsdorf. »Jemand hat ihn ins Gesicht geschlagen. Allerdings ein paar Stunden vor dem Selbstmord, meint der Pathologe. Ein direkter Zusammenhang mit seinem Tod besteht also wohl nicht. Trotzdem ist das natürlich eine gewisse Parallele zum Tod der Oberin. Was hältst du davon?«

Susannes Körper war vor Wut angespannt gewesen, geradezu sprungbereit. Jetzt spürte sie, wie der Druck entwich. Erschöpft ließ sie sich auf den Stuhl neben Tönsdorf fallen. »Das ... war ich«, sagte sie leise. Tönsdorf schaute sie betroffen an.

»Scheiße, Wendland«, murmelte Antweiler. »Musste das sein?«

Sie zuckte die Achseln. »Ich hab plötzlich rot gesehen. Vielleicht, weil ich die verdammten frommen Sprüche nicht mehr ertragen konnte. Ich wollte einfach, dass er endlich den Mund aufmacht.«

»Na, Anzeige wegen Körperverletzung wird er nun ja kaum noch erstatten«, stellte Antweiler kühl fest. »Hat sich Ihre kleine Rambo-Aktion denn wenigstens gelohnt?« »Er war's nicht«, sagte Susanne. »Jemand hat ihn angerufen und unter einem Vorwand in die Krypta gelockt. Da hat er dann den toten Oster gefunden und ihn mit Scharenbroich nach draußen auf die Domplatte geschleppt. Ich glaube ihm seine Geschichte. Nachdem ich ... ausgerastet bin und ihn verprügelt habe, war er in einer Verfassung, in der Menschen die Wahrheit sagen.«

»Und wieso hat er sich umgebracht?«, fragte Antweiler. Dass er so rasch über die Sache hinwegging, machte es noch schlimmer. Ihr wäre lieber gewesen, er hätte getobt und ihr mit Innendienst gedroht.

»Sehnsucht nach seiner großen Liebe vermutlich. Herkenrath betrachtet es natürlich als Schuldeingeständnis«, brummte Tönsdorf.

»Habt ihr denn irgendwas in seiner Wohnung gefunden?« »Kein Abschiedsbrief. Auch sonst nichts Auffälliges. Er hat sich die Adern in der Leistenbeuge aufgeschnitten.« Tönsdorf verzog das Gesicht. »Ziemlich zuverlässige Methode, für immer von der Theke abzutreten.« »Und es steht

wirklich fest, dass es kein Mord war?« Tönsdorf wiegte bedächtig den Kopf. »Spricht eigentlich alles dagegen. Außer dem, was du mit seinem Gesicht angestellt hast, gibt es keine Spuren von Gewaltanwendung. Um Hatheyer den Schnitt an der Leiste beibringen zu können, hätte der Mörder ihn vorher entweder fesseln oder betäuben müssen. Oder sie waren zu zweit, und einer hat ihn fest gehalten. Aber dann müsste es an der Leiche irgendwelche Hämatome oder Kratzer geben. Hatheyer müsste doch gezappelt und sich gewehrt haben, wenn er nicht bewusstlos war. Und Betäubungs- oder Schlafmittel hatte er nicht im Körper.« Susanne atmete tief durch. »Ihr habt in der Wohnung nicht vielleicht irgendein altes Buch gefunden?« Tönsdorf stöhnte. »In seinem Wohnzimmer wimmelt es von alten Büchern!«

»Er hat von einem Geheimen Zunftbuch geredet. Das wollte er mir übergeben. Aber offensichtlich hat er es sich ja anders überlegt«, sagte sie mit rauer Stimme und räusperte sich. »Er behauptete, dass es in Köln eine Geheime Zunft gibt. Ihr sollen solche Familien wie die Vandenbergs, die Loewens und die Burmesters angehören. Sie arbeiten auf irgendeine Weise mit dem Domkapitel zusammen. Offenbar geht es um ein altes Geheimnis aus dem Mittelalter, was immer das sein mag. Und der Braunkohleabbau am Kloster Bischofsweiler soll eine Rolle spielen. Hatheyer meinte, Oster und die Oberin seien ermordet worden, weil sie den Abbau verhindern wollten. Und er hat Harald Terwegen beschuldigt der Mörder zu sein.«

»Terwegen?« Antweiler schaute sie erstaunt an. »Der personifizierte Kölsche Klüngel? Warum sollte jemand wie Terwegen so dumm sein zum Mörder zu werden? Der kann doch alles, was er will, durch seine Beziehungen erreichen.« »Das Domkapitel bemüht sich nach Kräften, den Mord Hatheyer in die Schuhe zu schieben ...« Antweiler hob die Hände. »Bisher haben wir keinen Beweis, dass er es nicht war.«

»Angenommen, er was es nicht.« Susanne schüttelte den Kopf. »Nein, ich bin sicher, dass er es nicht wahr. Wen versuchen sie dann zu decken? Oder geht es darum, dieses alte Geheimnis zu vertuschen? Aber ich verstehe noch nicht, worin der Zusammenhang mit dem Braunkohleabbau bestehen soll.« Etwas anderes kam ihr in den Sinn. Sie schaute Antweiler mit ihrem Falkenblick an und fragte: »Sie sagten, die Besprechung mit dem Domkapitel heute Morgen sei sonderbar gewesen. Inwiefern?«

Antweiler stand auf, ging zum Fenster und setzte sich auf die Fensterbank. Er nahm seine Brille ab und putzte sie. Anscheinend brauchte er etwas Distanz zu Susannes Blick. »Ich glaube, dass Sie Recht haben«, sagte er vorsichtig. »Da soll etwas vertuscht werden. Dieser Scharenbroich ist ein verdammt

schlechter Schauspieler. Man merkt ihm an, dass er Hatheyer auch nicht für den Mörder hält. Und Herkenrath ist mir eine Spur zu glücklich darüber, die Akte zuklappen zu können.«

»Ich bin heute Abend bei den Vandenbergs zum Essen eingeladen«, sagte Susanne. »Harald Terwegen kommt auch.« Antweiler blickte verdutzt, dann grinste er. »Nicht schlecht, Wendland. Wie haben Sie denn da den Fuß in die Tür bekommen?«

»Einer von diesen sonderbaren Zufällen. Roland Vandenbergs Frau hat sich mit einer Freundin von mir angefreundet.«

»Dann denken Sie um Himmels willen daran, dass Sie, wenn Sie wollen, durchaus diplomatisch sein können, Wendland! Wie Sie wissen, ist Herkenrath ein alter Freund der Familie Vandenberg. Und Harald Terwegen pflegt gelegentlich unseren guten Polizeipräsidenten in den Puff einzuladen.« Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: »Sie müssen mich morgen früh sofort anrufen und Bericht erstatten! Ich bin sehr gespannt.«

Tönsdorf rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Da ist noch ganz was anderes«, sagte er. »Du hast dich doch mit diesem Hauseinsturz beschäftigt« - mit einem raschen Seitenblick zu Antweiler fügte er hinzu: »Wovon ich natürlich offiziell nichts wissen darf. Na, jedenfalls bekommen die Kollegen auf der Leitstelle seit gestern häufig Anrufe von besorgten Bürgern, die sich über eigenartige Vibrationen in und an Gebäuden beklagen ...«

»Was denn für Gebäude?«, fragte Susanne. Sie musste an den Tod des dicken Rutengängers denken, Karlas Tod, Maggies Sohn, Chris' sonderbare Empfindungen, das Verschwinden der Tauben ... Sie hatte das unangenehme Gefühl, dass zwischen all diesen Dingen ein Zusammenhang bestand. Ein Vandenberg-Haus war eingestürzt. Die Vandenbergs sollten Mitglieder dieser Geheimzunft sein. »Ich meine, gibt es vielleicht irgendeine Ähnlichkeit mit dem Vandenberg-Haus? Sind es zum Beispiel alles ältere Gebäude? Und ... ist im Dom auch was bemerkt worden?«

Tönsdorf schaute sie erstaunt an. Er stand auf und zog sein Zigarettenpäckchen aus der Hemdtasche. »Ich werde mal nachfragen. Ein guter Grund nach draußen zu gehen.« Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. In der Tür blieb er stehen, nahm die Zigarette wieder aus dem Mund. »Das ist noch nicht alles: Die Putzfrau hat mir heute Morgen im Treppenhaus eine komische Geschichte erzählt. Ihr Schwager fährt für einen Getränkegroßhandel. Gestern Nachmittag hat er Messwein für Sankt Antonius ausgeliefert - und wohl noch einen besonders guten Tropfen für den Pfarrer dazu. Na, jedenfalls musste er die Weinkisten runter in den Keller unter

der Sakristei schleppen. Als er sie unten aufstapelt, vibriert plötzlich der Boden so, dass die Flaschen laut zu klirren beginnen. Sie sagt, ihr Schwager schwört, er hätte ein blaues Licht gesehen, das aus dem Boden kam. Es war so gespenstisch, dass er die Weinkiste fallen ließ, aus dem Keller rannte und sich weigerte noch mal hinunterzugehen. Was haltet ihr davon?«

Antweiler starrte aus dem Fenster. »Ich würde vermuten, dass dieser Schwager der Putzfrau ziemlich kräftig am Messwein genippt hat«, sagte er, »wäre da nicht Maggie Bertram, die steif und fest behauptet, sie hätte vor dem Einsturz des Vandenberg-Hauses ein blaues Leuchten gesehen, das aus dem Keller drang. Das steht wortwörtlich in der protokollierten Aussage, die sie unterschrieben hat.« Susanne überlief ein frostiger Schauer. Sie musste an Dieckmanns Metallrute denken, die blau leuchtend in der Grube der Hausruine gelegen hatte, vermutlich immer noch dort lag. Dieses kalte, bläuliche Leuchten war ganz sicher keine optische Täuschung gewesen. Aber was war es dann? Dieckmann hatte von Erdenergie gesprochen und gesagt, er hätte noch nie eine so starke Energie gemessen wie unter dem eingestürzten Haus. Sie musste unbedingt noch einmal mit Chris über diese Sache reden. Vielleicht hatte sie eine Idee.

Heike hob Chris ein Stück Kuchen auf den Teller und krönte es mit einer großen Sahnehaube. Sie stellte es vor sie hin und sah, wie ihre neue Freundin sich die Schultern rieb. »Was ist?«, fragte sie. »Ist dir kalt?«

»Nein«, sagte Chris, »ich musste an vorhin denken. Die Begegnung mit diesem Ermekeil unten in der Krypta. Dem möchte ich nicht noch mal über den Weg laufen. Sein Lächeln jagt einem irgendwie Angst ein. Und da ist was, das ich dir noch nicht erzählt habe: Auf dem Nachhauseweg hatte ich ein paar Mal so ein ganz komisches Gefühl. Als würde ein großer, dunkler Schatten über mir schweben. Hab ich noch nie erlebt.« Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. Trotzdem fiel sie mit sichtlichem Wohlbehagen über Frau Rundes selbst gebackenen Apfelkuchen her. »Verdammt«, sagte sie mit vollem Mund. »Ich habe einfach immer Appetit.«

Heike fragte sich, ob sie ihr den Schrank zeigen sollte. Sie musste es einfach irgendwann jemandem zeigen, und zu Chris hatte sie volles Vertrauen. Die Sache mit dem Schrank war der einzige Vorfall gewesen, bei dem Roland je wirklich wütend geworden war - so wütend, dass sie sich richtig erschrocken hatte. Am nächsten Tag war er dann rührend lieb gewesen, hatte sich entschuldigt und sie zum Essen ausgeführt. Aber sie hatte ihm versprechen müssen, den Schrank, die Dinge in dem Schrank, nie wieder zu erwähnen. Der

Schrank blieb seither zu, ja, sie hatte auch das Zimmer, in dem er stand, nie wieder betreten. Aber jedes Mal, wenn sie an dem Zimmer vorbeiging, war da so etwas wie ein kleiner, nagender Schatten in ihrem Herzen. Roland kam heute erst abends aus dem Büro. Er würde gar nichts bemerken. Heike wartete geduldig, bis Chris zwei große Stücke Apfelkuchen mit Schlagsahne verteilt hatte, dann sagte sie: »Kommst du mal mit? Ich muss dir was zeigen.«

Barnstett zog sich die Ohrenschützer an und setzte seinen gelben Helm auf. Er versuchte den Anblick noch ein letztes Mal ganz tief in sich aufzunehmen - die filigran gemauerte gotische Turmspitze; das elegante Strebewerk am Kirchenschiff; die Fenster, deren Hunderte bunte Bleiglasscheiben nie wieder in der Sonne leuchten würden. Ich werde mich wegrehen, dachte er, im Moment der Sprengung werde ich mich wegrehen. Ich will nicht mit ansehen, wie diese wunderschöne kleine Kirche in sich zusammenfällt. Jetzt musste er sich erst einmal das zufriedene Grinsen auf dem Gesicht der Glosowski ansehen. »Wir liegen hervorragend im Zeitplan«, sagte sie. »Ich weiß es sehr zu schätzen, dass Sie uns bis jetzt keine Steine in den Weg gelegt haben. Jede Verzögerung der Abrissarbeiten würde ein Schweinegeld kosten.«

Ein kleiner, kompakter Mann kam mit besorgtem Gesicht auf sie zu. Der Sprengmeister. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen befürchtete er ein Donnerwetter. »Wir können nicht sprengen«, sagte er unglücklich. »Die neue Funkfernsteuerung funktioniert nicht.«

»Funktioniert nicht?«, wiederholte die Ingenieurin. »Wissen Sie, was das verdamnte Ding gekostet hat? Sie muss funktionieren!«

Der Sprengmeister nahm seinen Helm ab und strich sich durchs kurz geschorene Haar. »Irgendetwas stört den Sender.«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber dieses Ding ist doch doppelt und dreifach abgeschirmt. Und Sendemasten oder Starkstromanlagen sind nicht in der Nähe.« »Ich verstehe das auch nicht«, sagte der Sprengmeister. »Entweder das Ding ist kaputt oder es muss ein sehr starkes statisches Feld in der Nähe sein, das die Frequenz überlagert. Keine Ahnung, was das sein könnte ...« Sie winkte ab. »Ach was, ich wette, der Scheißkasten ist kaputt. Morgen früh rufe ich bei Brandtner & Schmidt an und mache ihnen die Hölle heiß, dass sie uns einen solchen Schrott geliefert haben. Wie lange brauchen Sie, um Zündkabel zu legen?«

Der kleine Mann schaute auf die Uhr. »Eine halbe Stunde. Mindestens.«

Sie wedelte ungeduldig mit der Hand. »Na, dann los! Worauf warten Sie noch?«

Der Sprengmeister eilte davon. Während er seinen Leuten Anweisungen

zurief, drehte sich die Glosowski zu Barnstett um und sagte ärgerlich: »Da wird uns für teures Geld die neueste Technik aufgeschwatzt und dann funktioniert sie nicht!« Dass die Kirche noch eine kleine Gnadenfrist bekam, ließ Barnstett ein wenig aufatmen. Angenommen, dieser Zündsender war nicht defekt, welches statische Feld konnte dann wohl sein Signal stören? Ein heraufziehendes Gewitter? Doch sie hatten strahlend blauen Himmel, in dem nur einige wenige weiße Wölkchen schwebten.

Susanne stand vor dem Absperrgitter und zögerte. Ob die Rute tatsächlich noch dort in der Grube lag? Ich muss es mir noch einmal anschauen, dachte sie. Vielleicht finde ich ja doch irgendeine vernünftige Erklärung. Sie schob das Drahtgitter ein Stück zur Seite und betrat das Ruinengrundstück. Sie schaute sich um und es kam ihr so vor, als ob sich irgendetwas verändert hatte, seit sie sich mit Schmickler und Dieckmann zuletzt hier aufgehalten hatte. War es möglich, dass die Trümmer sich verschoben hatten? Als sie in die im Keller ausgeschachtete Grube hineinschaute, sah sie, dass an den Rändern der Grube Erdschutt abgerutscht war. Offensichtlich hatten weitere Erschütterungen stattgefunden. Dieckmanns Rute lag tatsächlich immer noch dort, teilweise von abgerutschter Erde bedeckt. Die Leiter stand auch noch. Susanne ignorierte den starken Impuls eilig davonzulaufen und stieg langsam die Leiter hinunter. Sie sah wieder Dieckmanns schmerzverzerrtes Gesicht, sah sich erste Hilfe leisten, sah wie Dieckmanns Körper zuckte, als der Notarzt die Elektroden des Defibrillators angesetzt hatte. Susanne konzentrierte sich darauf, den Boden sorgfältig abzusuchen. Doch da war nichts Ungewöhnliches. Langsam ging sie auf die Rute zu. Ihre beiden Griffenden ragten aus der Erde, die vom Rand der Grube abgesackt war. Sie leuchteten nicht, da war Susanne sicher. Einen Moment zögerte sie, kämpfte gegen ihre Angst an, schalt sich eine abergläubische Närrin, bückte sich und berührte einen der beiden mit Silberfolie umwickelten Griffe vorsichtig mit dem Zeigefinger. Nichts. Kein Kribbeln, keinerlei besondere Empfindung. Ein ganz normales Stück Draht, mit silberner Folie umwickelt. Sie packte den Griff und zog die Rute aus der Erde. Seltsamerweise schimmerte sie blitzblank, obwohl sie seit vorgestern auf dem feuchten Boden gelegen hatte. Eigentlich hätte das Metall in dieser Zeit doch ein bisschen anlaufen müssen, überlegte sie.

Ihr Handy klingelte. Tönsdorf berichtete, er habe noch einmal mit den Kollegen der Leitstelle gesprochen. Sie hätten die Anrufe gemeinsam überprüft. »Du hast mit deiner Vermutung Recht«, sagte er. »Die Anrufer meldeten diese Vibrationen aus älteren Gebäuden - Villen und Geschäftshäusern, die im neunzehnten

Jahrhundert oder noch früher gebaut wurden. Und auch aus einigen alten Kirchen. Hast du eine Idee, was dahinterstecken könnte?» »Bis jetzt nicht«, sagte Susanne. »Aber ich bin hier auf dem Grundstück des eingestürzten Vandenberg-Hauses und probiere gerade etwas aus. Ich rufe dich wieder an.« Nachdem sie das Handy weggesteckt hatte, atmete Susanne tief durch und nahm dann entschlossen die Rute in beide Hände, hielt sie sich so vor den Bauch, wie sie es bei Dieckmann gesehen hatte, die Spitze nach vorne ausgestreckt.

Heike hatte Chris in den ersten Stock geführt, in ein großes, sehr verstaubtes Zimmer. »Das alte Arbeitszimmer von Rolands Großvater«, hatte sie gesagt. Offensichtlich wurde dieser Raum schon seit Jahren nicht mehr benutzt. Eigentlich unverständlich, dachte Chris, denn er war hell und freundlich, mit zwei großen Fenstern und einer Veranda. Man hatte einen herrlichen Blick auf die alten Parkbäume. Nachdem Heike einen Moment unschlüssig vor einem alten, kunstvoll mit Schnitzereien und Intarsien verzierten Schrank aus dunklem Holz gestanden hatte, griff sie in ein Schubfach, zog einen Schlüssel hervor und öffnete damit die rechte Schranktür. »Roland wäre bestimmt sehr wütend, wenn er erfährt, dass ich dir das zeige«, sagte sie leise. »Dann solltest du's vielleicht besser nicht tun. Ich meine, wenn er dir vertraut und du ...«

»Es ist ein sonderbares Geheimnis. Ich muss es einfach mal jemandem zeigen.« Sie zögerte einen Moment und fügte hinzu: »Seltsam. Es kommt mir vor, als hätten die Sachen beim letzten Mal im unteren Schrankfach gelegen. Na ja, es ist lange her, dass ich hier dran war. Vermutlich erinnere ich mich nicht so genau.«

Sie nahm zwei schwere, in Leder gebundene Bücher aus dem oberen Fach. Sie waren so schwer, dass sie keuchte und sie schnell auf dem Tisch ablegte. »Im Grunde weiß ich überhaupt nichts über Rolands Familie. Seine beiden Schwestern habe ich kurz auf meiner Hochzeit kennen gelernt, aber wir sind nie wann miteinander geworden. Und Roland selber mag über seine Familiengeschichte nicht sprechen. Das ist das Einzige, womit ich ihn sauer machen kann: wenn ich ihn danach frage.«

Die beiden Ledereinbände hatten goldene Schnallen, deren Schlüssel sich ebenfalls in dem Schubfach befanden. Heike öffnete den einen Band und schlug ihn wahllos auf. Soweit Chris sehen konnte, handelte es sich um eine alte Handschrift, die sie nicht zu entziffern vermochte. »Die Bücher gehörten Rolands Großvater Carl. Eines Tages fiel das Zimmer hier mir auf. Es ist so

schön und ich fand es schade, dass es nicht benutzt wird. Ich fragte Roland, warum er nicht darin sein Arbeitszimmer einrichtet. Es ist viel heller und freundlicher als die Räume im Erdgeschoss. Da verzog er das Gesicht und sagte nur: »Das war das Arbeitszimmer meines Großvaters. Mit ihm ist etwas gestorben, dass ich nicht wieder zum Leben erwecken will und ich will auch nicht daran erinnert werden.« Heike setzte eine schuldbewusste Miene auf. »Von da an ließ mir das Zimmer natürlich keine Ruhe mehr. Irgendwann habe ich heimlich darin herumgestöbert und die Sachen hier gefunden. Als ich sie Roland zeigte und ihn bat mir von seinem Großvater zu erzählen, bekamen wir den einzigen ernsthaften Krach, den wir bisher hatten. Hinterher hat er sich rührend bei mir entschuldigt, aber ich musste ihm versprechen, die Sache nie wieder zu erwähnen. Das Versprechen habe ich gehalten. Bis heute.«

»Und was sind das für Bücher?«, fragte Chris neugierig. »Das ist es ja«, sagte Heike, während sie auch das Schloss des zweiten Bandes Öffnete. »Ich habe keine Ahnung.« Chris blätterte vorsichtig darin. Die Seiten waren etwas vergilbt, wirkten ansonsten aber gut erhalten. »Hier, das ist eine alte Karte«, sagte sie. Offenbar handelte es sich um eine Darstellung Kölns. »Was ist das für ein Liniennetz«, fragte sie, »das über die Karte gezeichnet ist?« »Ich weiß es nicht. Und da ist noch etwas.« Heike griff erneut in den Schrank und holte einen länglichen Gegenstand hervor, der in einem edel aussehenden Lederfutteral steckte. Sie zog ein Ding aus dem Futteral, dass für Chris auf den ersten Blick wie ein kurzer Degen aussah. Als Heike es ihr in die Hand drückte, sah sie, dass es sich nicht um eine Waffe handelte, sondern um einen Stab aus silbern glänzendem Metall, mit stumpfer Spitze und einem kunstvoll geschnitzten Holzgriff an der einen Seite. Chris betrachtete den Stab genauer und entdeckte, dass in das Metall kleine Buchstaben und Zeichen eingraviert waren, die sie nicht entziffern konnte. Die gleichen Symbole waren, etwas größer, auch dem Lederfutteral aufgeprägt. Sie schaute Heike verwundert an. »Was ist das?«

Heike zuckte die Achseln. »Als ich damals mit den Sachen zu Roland ging, wollte er, dass ich sie so schnell wie möglich wieder wegpacke. Er hat diesen Stab hier geradezu angsterfüllt angeschaut - jedenfalls kam es mir so vor. Dabei ist mein Roland sonst überhaupt nicht ängstlich. Er wollte ihn auf keinen Fall in die Hand nehmen.« Draußen fing Ahriman laut zu jaulen an. »Was hat denn der Hund?«, sagte Chris und lief zum Fenster. Ahriman rannte wie verrückt zwischen den Bäumen hin und her, bellte und jaulte. »Ich glaube, er fürchtet sich vor irgendwas.« Chris merkte plötzlich, wie ihr Körper sich versteifte. Sie musste an den Moment denken, wie sie unten in der Domkrypta vor dem Altarbild gestanden hatte. Dieses instabile Gefühl unter ihren Füßen

war wieder da, es war, als stünde sie auf einem unruhigen See aus Energie. Und da war auch wieder das unangenehme Ziehen in der Magengegend. »Heike«, sagte sie, »lass uns raus in den Park gehen.« »Aber warum denn?« Chris spürte, wie sie in Panik geriet. Da war plötzlich die Bärin, eine Gefahr witternde Bärin, die fliehen wollte. Chris griff nach Heikes Hand und zog sie hinter sich her. »Raus hier, schnell!« Sie rannten, Heike etwas zögernd, widerstrebend, hinaus auf den Flur und dann die breite Wendeltreppe in die lichtdurchflutete Eingangshalle hinunter.

Als der Sprengmeister das Signal gab, setzte Barnstett rasch seinen Helm wieder auf. Die letzte Gnadenfrist für die Kirche war abgelaufen. Er wandte sich ab, richtete den Blick auf das von den Baggern verwüstete Dorf, dann etwas höher auf den strahlend blauen Himmel, an dem ein paar Wolken träge dahinwanderten wie grasende Schafe. Er hörte das durch seine Ohrenschützer gedämpfte Dröhnen der Sprengung. Die Druckwelle zerrte an seinen Haaren und ließ den Boden unter seinen Füßen erzittern. Mauerwerk fiel polternd in sich zusammen. Dann war es still. Er nahm Helm und Ohrenschützer ab und drehte sich langsam um. Während er mit grimmiger Wut betrachtete, was Glosowskis Abriss-Barbaren von der Kirche übrig gelassen hatten, bewegte sich der Untergrund erneut.

Es war, als würden sie von einer einzelnen, sanften Welle geschaukelt, die unter ihnen durch den Boden floss. Barnstett spürte deutlich, wie seine Füße ein Stück angehoben wurden und dann wieder absanken. Der Wagen, an den er sich gelehnt hatte, schwankte in den Federn wie bei einer Windböe. Es dauert vielleicht eine Sekunde, dann war es vorbei, die Erde wieder ruhig. Barnstett starrte die Ingenieurin an. »Was um alles in der Welt war das?«, stammelte er.

Sie machte ein erschrockenes Gesicht, in dem aber sofort wieder die gewohnten harten Falten erschienen. »Die Sprengung und der Einsturz des Kirchturms - das hatte eine ziemliche Wucht. So eine Art Nachbeben wohl. Vielleicht liegt's an dem vielen Grundwasser.« Man sah ihr an, dass dieser Erklärungsversuch sie selbst nicht befriedigte. Dann schaute sie auf die Uhr und machte eine ärgerliche Handbewegung. »Ach, was weiß ich. Wir müssen weitermachen.« Mit raschen Schritten ging sie davon.

Susanne war mit ausgestreckter Rute ein paar Schritte in der Grube auf und ab gegangen, ohne irgendetwas zu spüren. Sie wollte die Rute frustriert wegwerfen, als sich plötzlich an der mit Silberfolie umwickelten Spitze etwas

bildete, das wie ein kleines blaues Flämmchen aussah. Susanne blieb erschrocken stehen und starrte auf diesen Lichteffect. Das bläuliche Feuer floss an der Rute langsam nach hinten, auf die Griffe zu. Und der Boden bewegte sich. Es fühlt sich an, als würden Susannes Fußsohlen massiert. Sie schrie auf. Vom Rand der Grube prasselte Erde herab. Das blaue Leuchten erreichte die Griffe und sprang auf Susannes Hände über. Sie spürte ein unangenehmes Prickeln und Ziehen und ihr wurde flau. Sie warf die Rute weg. Ihre Handflächen brannten wie Feuer. Der Boden vibrierte so stark, dass sie das Gleichgewicht verlor und hinfiel. Dann war ganz plötzlich alles wieder ruhig. Susanne stand kalter Schweiß auf der Stirn.

Vorsichtig stand sie auf. Immer noch rieselte von den Wänden der Ausschachtung Erde herab. Die Leiter war umgefallen. Susanne stellte sie wieder auf und sah dabei, dass die Rute immer noch bläulich leuchtete. Sie wagte nicht das Ding ein weiteres Mal anzufassen. Sie stieg die Leiter hoch, und während sie über die Trümmerhaufen zur Straße kletterte, hatte sie den Eindruck, dass auch hier Erde und Steine verrutscht waren. Ein Erdbeben, dachte sie, ein leichter Erdstoß. Sie hörte das klagende Heulen einer Sirene und die Martinshörner von Einsatzfahrzeugen. Was ist in der Stadt los?, fragte sie sich besorgt und zog ihr Handy aus der Tasche. Dabei merkte sie, dass sich auf ihren Handflächen kleine, schmerzhaft Brandblasen gebildet hatten.

Chris und Heike waren gerannt, bis sie draußen auf der Wiese standen. Eine Stoßwelle lief durch den Boden und hob ihn unter ihren Füßen an. Entsetzt sah Chris, wie die Türme der Villa schwankten und zitterten. Einige Steine fielen herab. Heike schrie, Chris schlug das Herz bis zum Hals. Das Ganze dauerte nur ein paar Sekunden, dann fühlte sich der Boden unter ihren Füßen wieder fest an. Ahriman sauste ängstlich jaulend herbei und drückte sich winselnd an Chris' Bein. Die nun folgende atemlose Stille empfand Chris als bedrohlich. Sie glaubte tief aus der Erde ein leises Grollen zu hören, als ob sich dort unten eine gefährliche Spannung aufbaute, die sich früher oder später entladen musste. »Ein ... richtiges Erdbeben!« Heikes Stimme zitterte. Sie war kreidebleich. »In den letzten Tagen hat es immer wieder kleine Erschütterungen gegeben, aber so schlimm war es noch nie.«

Vorsichtig gingen sie auf die Villa zu, blieben aber erschrocken stehen, als von der Außenmauer etwas Putz herabrieselte. Erst als sie keine verdächtigen Geräusche mehr hörten, wagten sie sich näher heran. Besorgt entdeckte Chris mehrere Risse in der Fassade.

»Ich rufe mal Roland an und höre, ob bei ihm alles in Ordnung ist«, sagte Heike

mit großen, ängstlichen Augen. »Mach das lieber vom Gästehaus aus«, warnte Chris. Sie liefen hinüber und konnten an dem kleinen Fachwerkhäus glücklicherweise keinerlei Risse entdecken. Entweder war es solider als die Villa oder der Erdstoß hatte sich nicht bis hierher ausgewirkt, was sich Chris aber kaum vorstellen konnte.

Als der Dom für eine Sekunde von einer unterirdischen Stoßwelle erschüttert wurde und sein altes Mauerwerk in allen Fugen ächzte, kniete er gerade vor dem Altarbild und betete. Er wusste, was dieser Stoß bedeutete: In Bischofsweiler hatten sie die Kirche gesprengt. Der große Moment war nicht mehr fern. Der Dom würde die Kräfte aushalten, denn die Kathedrale war von der göttlichen Vorsehung dazu ausersehen, Ausgangspunkt einer kirchlichen Erneuerung zu sein, deren Verkünder er sein würde. Das Kommen des Heiligen Geistes. Nein, es bestand kein Zweifel, dass der Dom standhalten würde.

Er stieg nach oben und hörte, wie die Panik der Menschen durch die Kirchengewölbe hallte - aufgeregt trappelnde Füße, Stimmengewirr, ängstliche Schreie. Wenn es den Menschen an echtem Gottvertrauen fehlte, gerieten sie leicht in kopflose Panik. Die Domschweizer hatten die Notausgänge geöffnet. Die Dombesucher drängten nach draußen, wobei einige umgerannt, getreten und verletzt wurden. Wenige Meter von der Treppe zur Krypta entfernt war ein älterer Mann, dem eine Videokamera um den Hals hing, von einem herabfallenden Stein erschlagen worden. Er sah, dass an mehreren Stellen einzelne Steine von den Kapitellen herabgestürzt waren. Doch für die Statik des Doms bestand keine Gefahr. Davon war er überzeugt. Immerhin hatte die Kathedrale sogar die schweren Bombenschäden des Zweiten Weltkriegs überstanden, ohne einzustürzen.

Er beugte sich über den Mann, um dessen zertrümmerten Kopf sich eine Blutlache bildete. Einer der Domschweizer rannte atemlos herbei. »Haben Sie Polizei und Feuerwehr verständigt?« Der Mann nickte. »Für den hier kommt wohl jeder Hilfe zu spät.« »Wo ist Scharenbroich?«

»In der Propstei. Ich habe ihn angerufen. Er hat die Sperrung des Doms durch die Polizei angeordnet und ist hierher unterwegs.« »Gut.«

Der Mann eilte wieder davon, um die Türen zu verriegeln. Nun war es still, bis auf das leise Stöhnen zweier Verletzter, die am Notausgang im Südquerhaus niedergerannt worden waren. Die Domschweizer kümmerten sich um sie, bis der Notarzt eintraf. Die Säulenfundamente des Doms reichten siebzehn Meter tief hinab. Sie würden standhalten, auch wenn hier und da ein leises Knirschen und Ächzen zu hören war, als erwache das Gebäude zum Leben wie ein Urtier aus der Zeit vor der Sintflut. Er blickte Scharenbroich entgegen, der durchs Hauptportal kam und im Seitenschiff nach vorn eilte. »Gott sei Dank bist du da, Ermekeil!«, keuchte Scharenbroich. »Ist das nicht furchtbar? Ein Toter und Verletzter im Dom!«

»Es gibt keine gravierenden Schäden«, sagte er. Er empfand tiefes Mitgefühl für den Toten und schloss ihm mit einer zärtlichen Geste die starren Augen.

»Offenbar hat es einen leichten Erdstoß gegeben.« Scharenbroich sprach hastig und abgehackt, tüpfelte sich Schweiß von der Stirn. Scharenbroich war wirklich eine gute Seele. Dumm und ängstlich, aber mit einem Herzen aus Gold. »In der Stadt hat es an mehreren älteren Gebäuden leichte Schäden gegeben. Aber warum nur an einzelnen Gebäuden? Das verstehe ich nicht!« Der Erfolg des großen Plans durfte nicht gefährdet werden, auch durch Scharenbroich nicht. »Hast du dich schon eingehend mit dem Geheimen Zunftbuch beschäftigt? Dort kannst du die Antwort auf diese Frage finden.«

Scharenbroich seufzte. »Ich hoffe, dass du mir dabei hilfst. Aber was hat dieser Erdstoß mit der Geheimen Zunft zu tun?« Leider war der Zeitpunkt ungünstig, um solche Fragen zu stellen und zu beantworten. Nur noch ein Tag. »Findest du nicht, wir beide sollten jetzt endlich nachschauen, was sich« - ein vorsichtiger Blick, aber es war niemand in der Nähe - »hinter der Geheimtür befindet?«

Scharenbroich machte ein ängstliches Gesicht. »Du würdest mit hinunter kommen? Das wäre eine große Beruhigung für mich.« »Hast du den Schlüssel bei dir?«

Scharenbroich nickte. »Ich denke, es ist am sichersten, wenn ich ihn ständig bei mir trage. So hat es Josef auch gemacht.« »Dann lass es uns jetzt gleich tun. Damit wir wissen, was sich dort unten verbirgt, ehe wir weitere Entscheidungen treffen.« Im Grunde waren alle Menschen wunderschön. Auch aus Scharenbroichs rundlicher Gestalt leuchtete das Licht Gottes. Fast kam es ihm so vor, als sei das blasse, ängstliche Gesicht des neuen Dompropstes von einer heiligen Aura umgeben. Ein kleines, furchtsames Zögern, dann seufzte Scharenbroich und nickte, geradezu gottergeben. »Also gut, bringen wir es hinter uns.« Sie stiegen die Stufen zur Krypta hinunter. Als sie an der Bischofsgruft vorbeigingen, blickte Scharenbroich mit traurigem Blick zu der Stelle, wo Oster gelegen hatte. »Josef war ein wirklicher Freund«, sagte er leise. »Ich wünschte, er wäre noch am Leben.«

Das war wirklich rührend. Scharenbroich hatte Oster ganz gewiss geliebt, auf eine unschuldige, freundschaftliche Weise. Während er die Tür zum Gebetsraum öffnete und Scharenbroich vorbeilief, musste er schlucken und spürte, wie sich seine Augen mit Tränen füllten, die er eilig wegwischte. Er dankte Gott für sein empfindsames Herz, ging zum Altarbild und schob es zur Seite. Scharenbroich stand unschlüssig vor ihm. »Worauf wartest du?«, fragte er und schenkte Scharenbroich ein sanftes, aufmunterndes Lächeln. Scharenbroich holte tief Luft und schloss die Geheimtür auf. Er keuchte vor Angst und Überraschung. Es musste ein beängstigender Anblick für ihn sein - die lange, spärlich beleuchtete Treppe, das blaue Licht in der Tiefe. Gewiss hatte Scharenbroich Erlösung verdient, göttliche Gnade. Der Kerzenständer traf Scharenbroichs Hinterkopf. Mit einem leisen Schrei, eigentlich kaum mehr als ein überraschtes Aufstöhnen, fiel er vornüber und

stürzte sich mehrfach überschlagend die Stufen hinab. Den Aufprall am Fuß der Treppe würde er schon nicht mehr spüren. Er schloss die Tür und schob das Bild wieder davor. Es war besser so. Man würde Scharenbroich vermissen und nach ihm suchen, aber nun war nur noch die Zeit bis morgen zu überbrücken. Hätte Scharenbroich die nächsten Stunden damit zugebracht, allen möglichen Leuten Fragen nach der Geheimen Zunft zu stellen, wäre dadurch möglicherweise ein weitaus größerer Schaden entstanden.

Er lächelte. Gewiss war Scharenbroichs Seele jetzt schon in Gottes Ewigkeit, wo es für ihn ein Wiedersehen mit seinem Freund Josef Oster geben würde.

Neun

Nachdem Heike im Gästehaus mit Roland telefoniert hatte, wirkte ihr Gesicht noch besorgter als zuvor. »Roland sagt, dass der Erdstoß im Vandenberg-Geschäftshaus auch zu spüren war«, berichtete sie.

Chris mochte nicht in die Villa zurück und der Hund sowieso nicht. Also setzten sie sich im völlig unbeschädigten Gärtnerhaus ins Kaminzimmer. Im Radio wurde gemeldet, Köln sei von einem leichten Erdstoß erschüttert worden. Warum davon nur bestimmte, ältere Gebäude betroffen gewesen seien, werde noch untersucht. Der Dom sei bis auf Weiteres für die Öffentlichkeit gesperrt, da Besucher von herabfallenden Sternen verletzt worden seien. Außerdem sei der Turm der alten Kirche St. Antonius eingestürzt, wobei es aber glücklicherweise keine Verletzten gegeben habe. Als Susanne eine halbe Stunde später eintraf, war Chris sehr erleichtert. Atemlos berichtete sie, was Chris und Heike bereits im Radio gehört hatten. »Was ist mit deinen Händen?«, fragte Chris. Susannes Handflächen waren mit Verbandsmull umwickelt. »Ach, halb so wild. Hab mich etwas verbrannt.« Sie schüttelte den Kopf und erzählte von ihrem Erlebnis mit der Wünschelrute.

Chris hörte gebannt zu. Plötzlich kam ihr eine Idee, was Heike ihr da vorhin möglicherweise gezeigt haben könnte. Dieses Liniennetz auf der Karte in dem alten Buch... Leylinien?

Sie musste an Susannes Begegnung mit dem Rutengänger denken, von der Susanne ihr am Telefon erzählt hatte. »Das war aber ganz schön leichtsinnig!«, rief Chris aus. »Ich meine, du hast doch miterlebt, wie dieser Dieckmann da in der Grube tot umgefallen ist!«

Susanne grinste und hob die Schultern. »Na ja, ich bin ja nicht übergewichtig und leide nicht unter Bluthochdruck wie er, da dachte ich, ich muss es einfach ausprobieren.« Chris verstand nicht viel von Geomantie. In den Büchern über Schamanismus, die sie gelesen hatte, war zwar gelegentlich davon die Rede gewesen, allerdings nur ganz am Rande. Die Indianer benutzten keine Hilfsmittel, um die Energien der Erde zu spüren, verließen sich bei der Suche nach geeigneten Lager- oder Bauplätzen völlig auf ihr Gefühl oder auf die sorgfältige Beobachtung der Tiere und der Vegetation eines Ortes.

Chris beschrieb Susanne die beiden Bücher und den sonderbaren Metallstab, die Heike ihr gezeigt hatte. Konnte dieses Ding im Lederfutteral womöglich eine *Wünschelrute* sein? Heike macht ein unbehagliches Gesicht. »Verratet bitte

nachher Roland nichts! Mir fällt gerade ein, dass ich die Sachen noch nicht wieder in den Schrank gelegt habe ...« Sie stand auf.

»Martin Hatheyer hat von einem alten Buch geredet, das er mir geben wollte«, sagte Susanne. »Und er hat gesagt, dein Mann sei Mitglied einer Geheimen Zunft. Weißt du etwas darüber?«

Heike machte ein unglückliches Gesicht. »Nein. Er spricht mit mir nicht über solche Dinge.«

»Dann werde ich ihn nachher beim Essen danach fragen«, sagte Susanne entschlossen. »Ich bin sicher, dass zwischen all diesen Dingen ein Zusammenhang besteht. Es *muss* ihn geben. Vielleicht kann dein Mann Licht in die Sache bringen.«

»Er wird bestimmt sehr wütend werden«, sagte Heike unsicher.

Chris blickte zwischen den beiden hin und her. Aus einem inneren Impuls heraus entschloss sie sich Susanne beizuspringen. »Es tut mir Leid, Heike, aber ich finde auch, wir sollten Roland zur Rede stellen. Es ist offensichtlich, dass er etwas vor dir verheimlicht. Das kann doch nicht immer so weitergehen. Wäre es denn nicht auch für dich besser, endlich Klarheit zu haben?«

Heike sah aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen. »Ja, schon. Aber ich liebe ihn so, und ich will nicht, dass ...« Chris stand auf und legte ihr den Arm um die Schultern. »Wenn er dich so liebt, wie du ihn, wird er's bestimmt verstehen.«

Chris spürte, wie Heike ihre zarten Schultern anspannte. »Also gut. Wenn er nachher kommt, zeigen wir ihm die Sachen und Susanne fragt ihn nach dieser Geheimen Zunft. Und ... dann werden wir ja sehen ...«

Kurz vor Feierabend kam Peter Koch, einer der jungen Bauingenieure, die der Glosowski assistierten, zu Barnstett. »Hören Sie«, sagte er. »Sie haben doch eine Kopie des alten Bauplans der Kirche. Ist darauf ein großes unterirdisches Gewölbe eingezeichnet?«

Barnstett schüttelte den Kopf. »Nein. Die Kirche hat keine Krypta, lediglich unter der Sakristei gibt es einen Keller.« Der junge Bauingenieur nahm seinen Helm ab und strich sich durchs Haar. »Kann ich Ihren Plan mal sehen?« Barnstett hatte seine Unterlagen bereits in den Kofferraum gepackt, den er nun seufzend aufschloss. Sie breiteten die große Papierrolle auf der Motorhaube aus. Es handelte sich um eine genaue Reproduktion der im Mittelalter benutzten Originalzeichnung. Barnstett fuhr mit dem Finger über die Darstellung der Fundamente. »Sehen Sie? Keine Krypta.« »So ist es auf unserer Zeichnung auch wiedergegeben.« »Und?«

»Wir sind auf eine mächtige gotische Gewölbedecke gestoßen. Die Ausdehnung dieses Gewölbes scheint größer zu sein als der Grundriss der Kirche. Die ganze Kirche hat praktisch auf dem Gewölbe gestanden.« Barnstett glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. »Kommen Sie«, sagte er. »Das kaufe ich Ihnen erst ab, wenn ich es mit eigenen Augen sehe!«

Die Bagger standen still. Barnstett wurde zwischen den Trümmern hindurchgeführt. Koch blieb stehen und zeigte dorthin, wo sich der Obergaden befunden hatte. Hier hatten die Bagger beim Wegräumen der Trümmer bereits das frühere Fußbodenniveau der Kirche unterschritten. Und tatsächlich - dort wölbten sich die Deckenkuppeln eines mächtigen gotischen Gewölbes. »Das gibt's doch nicht«, murmelte Barnstett.

»Wir haben auch schon den Eingang gefunden, glauben wir wenigstens.« Kochs Stimme klang aufgeregt. Offenbar hatte er ganz vergessen, dass sie als Abbruchunternehmen hier waren und fühlte sich wie ein Archäologe, der eine ungewöhnliche Ausgrabung gemacht hatte. Diese Entdeckung war in der Tat mehr als ungewöhnlich. Barnstett wusste überhaupt nicht, wie er sie einordnen sollte. Das Gewölbe war eindeutig mittelalterlichen Ursprungs. Es musste vor dem Bau der Kirche errichtet worden sein. Dass eine Krypta größer war als die über ihr liegende Kirche, kam seines Wissens sonst nie vor. Hatte man ursprünglich beabsichtigt eine erheblich größere Kirche zu bauen? Und wieso war diese Krypta in den alten Plänen nicht eingezeichnet? Barnstett wusste, dass die Historiker seit langem vergeblich darüber rätselten, wieso Konrad von Hochstaden seinerzeit ausgerechnet hier auf dem Land seines Erzfeindes Wilhelm von Jülich dieses Kloster hatte bauen lassen. Ein geheimes Gewölbe - Barnstett fühlte sich plötzlich ganz aufgeregt. Er konnte die Gefühle des jungen Bauingenieurs gut nachvollziehen. Vielleicht verbarg sich darin ein Schatz, den sie nun heben würden ...

Koch führte ihn zu den Trümmern der Sakristei. Tatsächlich sah man dort die Stufen einer Treppe, die allerdings weitgehend verschüttet war. Kochs Arbeiter bemühten sich mit spürbarem, gewiss von großer Neugierde getriebenem Eifer sie wieder freizulegen.

»Gut«, sagte Barnstett befriedigt. »Ich möchte dieses Gewölbe so schnell wie möglich in Augenschein nehmen.« »Ich komme natürlich mit!« Kochs Augen funkelten vor Begeisterung.

»Was ist hier los? Warum arbeiten die Bagger nicht?« Eine schneidende Stimme hinter ihnen, die Barnstett wahrhaft glühend vermisst hatte. Die Glosowski war damit beschäftigt gewesen, den Fortgang der Bohrungen hinter dem Kloster zu inspizieren, wo hintereinander zwei Bohrgeräte ausgefallen

waren.

»Wir haben dieses Gewölbe hier entdeckt«, sagte Koch und zeigte auf die freigelegten Deckenwölbungen und die Treppe. »Na und?«, erwiderte sie schroff. »Wir interessieren uns nicht für irgendwelche alten Gewölbe, sondern für die Braunkohle darunter. Sprengen! Los, holen Sie mir den Sprengmeister her.« Barnstett fühlte, wie ein wunderbares Gefühl des Triumphes in ihm aufstieg. Der Moment, den er herbeigesehnt hatte, seit er die Gegenwart dieser Ingenieurin und den unerbittlichen Fortgang der Zerstörung mit ansehen musste, war endlich gekommen. »Langsam«, sagte er und hoffte, dass ihr nicht entging, wie zufrieden seine Augen funkelten. »Von einer Sprengung kann keine Rede sein, solange dieses Gewölbe nicht geöffnet und sorgfältig auf seinen historischen Wert untersucht worden ist.«

Sie starrte ihn an und ihre Wangen verfärbten sich. Der Anblick ihrer Wut war eine Genugtuung. »Ich ordne hiermit an«, sagte er laut und nachdrücklich, »dass die Abrissarbeiten an der Kirche unterbrochen werden, bis dieses Gewölbe von meiner Behörde geprüft ist und zur Sprengung freigegeben wurde!«

Wenn sie mit ihren Augen tödliche Pfeile abschießen könnte, läge ich jetzt am Boden, dachte er. Aber sie konnte nichts tun. Es war genau der Fall eingetreten, wegen dem er die Arbeiten überwachte. Er erfüllte lediglich seine Amtspflichten, und das wusste sie. »Wie lange wird das dauern?«, fragte sie mit mühsam beherrschter Stimme. Barnstett schaute auf die Uhr. »Auf dem Amt erreiche ich erst morgen früh wieder jemanden.« Er schaute Koch an. »Und vorher dürfte der Eingang wohl auch nicht freigelegt sein. Ich denke, dass Sie frühestens morgen Nachmittag weitermachen können. Vorausgesetzt, wir finden in diesem Gewölbe tatsächlich nichts von Wert.« »Was soll dort schon zu finden sein, außer einem Haufen alter, nutzloser Steine?«, stieß sie wütend hervor. Barnstett hatte nicht die leiseste Ahnung, was sie dort unten erwartete. Aber denjenigen, die sich im Mittelalter die Mühe gemacht hatten ein derartiges Gewölbe zu errichten, war es wohl kaum darum gegangen, lediglich ein paar nutzlose Steine übereinander zu schichten. Ein Reliquienschatz vielleicht, überlegte er. Das wäre in der Tat eine Aufsehen erregende Entdeckung. Aber Reliquien waren normalerweise nicht versteckt, sondern offen zur Schau gestellt worden, um Pilgerströme herbeizulocken. Schließlich hatte man die Dreikönigsreliquien im Kölner Dom ja auch nicht schamhaft im Keller versteckt - ganz im Gegenteil. Eine geradezu fiebrige Neugierde erfasste Barnstett und er konnte es kaum erwarten, sich dort unten in Ruhe umzuschauen. Sollte die Glosowski in der Zwischenzeit so viel schäumen, wie sie wollte.

Chris hatte die Villa nur äußerst widerstrebend betreten. Drinnen spürte sie sofort wieder das unangenehme Ziehen in der Magengegend. Wenn das zum Dauerzustand würde, könnte mir glatt der Appetit vergehen, dachte sie. An mehreren Stellen war Putz heruntergerieselt, es fanden sich einige Risse in Decken und Wänden und in der Küche gab es etliche zu Bruch gegangene Gläser. Chris fühlte sich so unbehaglich, dass sie Heike und Susanne überredete, die beiden Bücher und den Metallstab mit hinüber ins Gästehaus zu nehmen und dort auf Roland zu warten. Heike hängte ihm einen Zettel an die Tür.

Heike kochte Tee in der Küche des Gästehauses, Chris und Susanne saßen im Kaminzimmer, mit Ahriman als leise schniefendem und winselndem Kaminvorleger. Der Hund schien durch die beunruhigenden Ereignisse regelrecht schwermütig geworden zu sein. Chris stand vom Sofa auf, setzte sich zu ihm auf den Boden und kraulte ihm sein zotteliges Fell, wofür er ihr dankbar einen feuchten Kuss auf den Hals druckte. »He«, sie musste kichern. »Dieser Hund verlangt wirklich nach intensiver Betreuung. Kein Wunder, dass Roland kein Kind will. Sie haben ja schon eins!«

Gerade als Susanne den Metallstab aus dem Lederfutteral gezogen hatte und ihn neugierig betrachtete, öffnete sich die Haustür, und Roland Vandenberg schaute, sichtlich erschöpft wirkend, in das Kaminzimmer. Sein Blick huschte verblüfft zwischen Chris und Susanne hin und her. »Wo ist... Heike?«

»Oh ... Liebling, ich bin in der Küche!« Er starrte Susanne an. »Sie sind doch die Kommissarin, die vor ein paar Tagen ...« Dann sah er, was sie in der Hand hielt. Eine steile Falte erschien auf seiner Stirn. »Woher haben Sie das?«, stieß er hervor. »Heike!« Er machte zwei rasche Schritte in den Raum herein und beugte sich vor, als wollte er Susanne den Stab aus der Hand reißen. Dann hielt er inne und drehte sich zu Heike um, die mit ängstlichem Gesichtsausdruck in der Tür stand. Chris sah, wie die Adern an schien Schläfen anschwellen. »Du hast ihnen die Sachen gezeigt! Warum? Du hast mir versprochen, mich nie wieder damit zu behelligen! Ich will nichts damit zu tun haben. Bring sie sofort dahin zurück, wo du sie hergeholt hast!« »Diese Sachen gehörten Ihrem Großvater, nicht wahr?«, fragte Susanne ruhig. Ihr Falkenblick ruhte auf Roland Vandenberg.

»Das geht Sie überhaupt nichts an!«, rief er wütend. »Was tun Sie eigentlich hier? Ihre Fragerei ist mir schon damals im Büro maßlos auf die Nerven gegangen!« Chris schluckte. »Sie ist die Freundin, die ich zum Abendessen mitbringen sollte«, sagte sie leise, vorsichtig. Im Grunde konnte sie seinen Ärger verstehen. Letztlich war es seine Sache, wem er seine alten Familienerbstücke zeigte und ob er darüber sprechen wollte oder nicht.

»Jetzt hören Sie mir mal gut zu, alle beide: Ich weiß nicht, was Sie hier bei uns wollen und wie Sie sich das Vertrauen meiner Frau erschlichen haben. Aber ich dulde nicht, dass Sie in meinen Privatsachen herumschnüffeln. Verlassen Sie auf der Stelle mein Haus!«

Plötzlich meldete sich Heike zu Wort. Ihre Stimme klang zittrig, war aber doch deutlich vernehmbar. »Hör zu, Roland. Die beiden sind *meine* Gäste. Chris und ich sind befreundet. Ich will nicht, dass du sie hinauswirfst. *Ich* habe ihnen diese Sachen gezeigt, weil ich endlich wissen will, was es damit auf sich hat. Susanne Wendland hat gehört, dass du Mitglied einer Geheimen Zunft sein sollst, die möglicherweise für die Ermordung des Dompropstes verantwortlich ist. Ich mache mir große Sorgen wegen der schrecklichen Dinge, die in der Stadt passieren, und ich möchte endlich wissen, ob du damit etwas zu tun hast. Ich liebe dich doch, und ...« »Wenn du mich liebst, dann musst du mir vertrauen! Und mit diesem ... diesem albernem mittelalterlichen Hokuspokus will ich nichts zu tun haben! Nie wieder!« Er stürzte hinaus und schlug so laut die Tür hinter sich zu, dass Heike heftig zusammenzuckte.

Chris betrachtete Heike, der jetzt Tränen übers Gesicht liefen, voller Anerkennung. Hastig wischte Heike die Tränen weg. »Was ... was machen wir jetzt?« fragte sie. Susanne ging zum Fenster und spähte hinaus. »Er stapft draußen zwischen den Bäumen herum. Man kann seinen Zorn richtig rauchen sehen. Offenbar denkt er nach.« Sie grinste. »Wahrscheinlich geht er jetzt in die Villa und holt die abgesägte Schrotflinte«, sagte sie grimmig. Heike stellte sich neben sie. »Ich kenne ihn. Wenn er auf diese Weise nachdenkt, ist das ein gutes Zeichen. Oh, er kommt zurück!«

In Erwartung eines neuerlichen Donnerwetters kuschelte Chris sich eng mit Ahriman zusammen. Wieder kam Roland herein und ließ, sich diesmal schwer atmend in einen Sessel fallen. »Also gut«, stöhnte er. »Es ist wohl zwecklos, dass ich immer weiter versuche vor meiner Vergangenheit davonzulaufen.« Er zeigte auf Chris und Susanne. »Wahrscheinlich muss ich deinen neugierigen neuen Freundinnen sogar dankbar sein.«

Zögernd streckte er die Hand nach dem geheimnisvollen Stab aus, der neben Susanne auf dem Sofa lag. »Es ist über zwanzig Jahre her, dass ich das verdammte Ding da zuletzt gehalten habe. Mein Großvater hat es mir in die Hände gedrückt. Wir standen im Dom, unmittelbar vor dem Vierungsaltar im Kreuzmittelpunkt, wo die Erdenergien zusammenfließen -jedenfalls wenn man daran glauben will, dass solche Energien überhaupt existieren.« Roland schloss die Augen. Die Erinnerung schien schmerzhaft für ihn zu sein. »Plötzlich hat das Ding in meiner Hand vibriert und gezuckt wie ein lebendiges Wesen, eine

Schlange aus Metall. Ich sah die Freude im Gesicht meines Großvaters. »Du hast die Gabe, Junge, ich wusste es!«, rief er aus. Doch ich habe nur laut geschrien, ließ das Ding fallen und bin aus dem Dom gerannt.« »Dann ist es tatsächlich eine Art Wünschelrute«, sagte Chris. Roland schaute sie an. Seine Wut war verflogen, ja, erwirkte geradezu erleichtert. »Es ist der magische Rutenstab der Vandenbergs. Dieser hier wurde im achtzehnten Jahrhundert gefertigt, aber unsere Tradition reicht noch viel weiter zurück ...«

»Dann waren die Vandenbergs *Rutengänger*!« Susanne schaute ihn erstaunt an.

»Nun, das Rutengehen war ein wichtiges Element der Kunst, die sie ausübten. Aber zu dieser Kunst gehörte noch einiges mehr dazu. Sie waren Geomanten, und zwar zweifellos die besten im ganzen Kölner Erzbistum, und vielleicht sogar weit über seine Grenzen hinaus. Darauf beruhte ihre Macht und ihr Erfolg.«

»Geomanten«, sagte Chris langsam. Plötzlich hatte sie den Eindruck, dass der Nebel des Unerklärlichen sich ein wenig lichtete. »Sie haben ihre Häuser und Kirchen auf Kraftorten gebaut, wo viel Energie fließt, richtig?« Roland nickte. »Natürlich waren sie auch ausgezeichnete Baumeister. Diese beiden Künste gehören zusammen. Und, wie ich schon sagte, reicht unsere Familientradition sehr weit zurück.«

Susanne kniff die Augen zusammen. »Wie weit?«, fragte sie, und Chris glaubte zu sehen, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete.

Roland nahm den Stab jetzt entschlossen in die rechte Hand, klopfte mit der Spitze in seine linke Handfläche. »Gott sei Dank. Er zuckt nicht und bewegt sich nicht. Zwanzig Jahre habe ich regelrecht Angst vor diesem verdammten Ding gehabt.« Er schaute Susanne an. »Ja. Sehr weit. Mein Urahn Gerhard Vandenberg war der Geomant des Erzbischofs Konrad von Hochstaden.«

Für einen Moment war es im Kaminzimmer so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören. Roland legte den Rutenstab auf den Tisch, nahm das alte Buch mit den Karten und schlug es langsam auf. Heike setzte sich links neben ihn, und er legte ihr den Arm um die Schulter.

»Ich weiß über all diese Dinge viel weniger, als ihr vermutlich denkt«, sagte er.

»Daran ist vor allem mein Vater schuld. Er hielt sich für einen durch und durch modernen Architekten und Bauunternehmer. Die alten geomantischen Methoden, nach denen mein Großvater noch gebaut hatte, waren für ihn finsterster Aberglaube. Er ließ keine Gelegenheit aus, sich darüber lustig zu machen, und er und Großvater hatten deswegen häufig Streit. Großvater versuchte, sein Wissen statt an seinen Sohn an mich weiterzugeben, aber ich war im Grunde noch viel zu klein dafür.« Roland schüttelte den Kopf und wirkte

plötzlich traurig. »Er hat wohl gespürt, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb.«

»Und dein Großvater hat dir also diesen Stab gezeigt«, sagte Heike.

»Ja. Hinterher hatten er und mein Vater einen sehr schlimmen Streit, und ein paar Tage später ist er gestorben. Da war ich erst elf. Wir sind abends in den Dom gegangen. Als Mitglied der Geheimen Zunft hatte Großvater einen Schlüssel und durfte den Dom jederzeit betreten.« Chris hörte gespannt zu. Dann existierte diese Geheime Zunft also tatsächlich! »Was hat es denn auf sich mit dieser Zunft?«, fragte sie und fühlte sich vor Neugierde ganz kribbelig. »Oder darfst du darüber nicht sprechen?« Roland zuckte die Achseln. »Es gibt ja niemanden, der es mir verbieten könnte. Ich denke, die Zeit ist über diese alten Geheimnisse hinweggegangen, sodass sich niemand mehr wirklich dafür interessiert. Sie passen wohl einfach nicht in die moderne Welt. Die Generation meines Großvater war die letzte, die das alte Wissen noch ernst nahm. Das gilt auch für die anderen Familien - die Burmesters, Loewens, Terwegens.«

»Die waren auch alle Geomanten und Baumeister?«, fragte Susanne.

»Ja. Die Kirche war es, die die Geomantie zur Geheimwissenschaft machte, da sie im Widerspruch zur offiziellen Kirchenlehre stand. Andererseits wollte der Erzbischof aber nicht auf die Dienste der Geomanten verzichten. Kirchen und Klöster sollten über Kraftorten gebaut werden, damit dort viel Energie floss und die Gläubigen reichlich zusammenströmten und den Klingelbeutel füllten. Die Kirche wollte sich das Monopol über dieses Wissen sichern, um damit ihre Herrschaft zu festigen. Letztlich war das der Grund für die Geheimniskrämerei. Damit sie Stillschweigen bewahrten, wurden die Geomanten, die im Dienst des Erzbischofs standen, reich entlohnt und gelangten zu Wohlstand und Ansehen. In den Augen der Öffentlichkeit galten sie lediglich als begabte, kühne Baumeister. Dass die Gebäude, die sie errichteten, nach geomantischen Prinzipien gebaut waren, wusste bald kaum noch jemand. Zugleich bauten die Geomanten ihren geschäftlichen Einfluss in der Stadt aus. In den Handelshäusern, die sie errichteten, florierten die Geschäfte. Und da diese Familien unter der besonderen Protektion des jeweiligen Erzbischofs und Kurfürsten standen, genossen sie viele Privilegien.«

»Hat du" dein Großvater das alles erzählt?«, fragte Heike. Chris spürte, wie erleichtert sie war, ihren Mann endlich über die Dinge sprechen zu hören, die er so lange vor ihr verborgen hatte. Wobei Chris allerdings noch nicht klar war, wieso er daraus ein solches Geheimnis gemacht hatte. »Wie gesagt, war ich erst elf, als er starb. Mein Vater verbot mir nicht, mich für das alte Wissen zu interessieren. Er tat etwas viel Schlimmeres. Er ließ keine Gelegenheit aus, die

alte Familientradition lächerlich zu machen. Kein Junge möchte gerne ausgelacht und verspottet werden. Also begann ich diese Dinge völlig abzulehnen und wollte ebenso modern und aufgeklärt werden wie mein Vater. Die Geomantie ist aber kein Handwerk, das man lernen kann oder auch nicht. Großvater legte immer Wert darauf, dass sie eine besondere Gabe ist, *eine Bestimmung*, für die man geboren wird. Darum war er so glücklich, als damals im Dom der Stab in meiner Hand zuckte. Er hat gehofft, ihn an mich weiterreichen zu können. Aber dazu kam es nie.«

Das konnte Chris gut nachvollziehen. War es mit ihrer eigenen Gabe nicht ähnlich? Hatte sie nicht auch krampfhaft versucht modern zu sein, um nicht ausgelacht zu werden? »Erst in den letzten Tagen habe ich mich wieder für meine Vergangenheit zu interessieren begonnen. Auslöser war, glaube ich, der Einsturz des Hauses.« Er schaute Susanne an. »Als du - ich darf dich doch duzen wie Chris? - in mein Büro gekommen bist und mir von dem blauen Leuchten erzählt hast, das Maggie Bertram gesehen haben wollte, fiel mir plötzlich dieser letzte, fürchterliche Streit ein, den Vater und Großvater hatten, wenige Tage vor Großvaters Tod. Ich habe sie belauscht - und mein Großvater tat mir so Leid. Danach habe ich meinen Vater nie mehr wirklich gemocht.«

»Wortüber haben sie gestritten?«

»Natürlich habe ich vieles nicht verstanden. Großvater warf Vater vor, sich nicht um die Verantwortung zu scheren, die unsere Tradition mit sich brächte.« Roland schloss die Augen. »Sie saßen in Großvaters Arbeitszimmer, und ich habe an der Tür gehorcht und Angst gehabt, dass jeden Moment der Diener vorbeikommt und mich kräftig an den Ohren zieht. Ich erinnere mich, dass Großvater sagte: »Durch die Manipulationen, die unsere Ahnen an den Netzknotenpunkten vorgenommen haben, fließt mehr Energie durch das Netz und davon profitieren wir seit Jahrhunderten. Dieser Energie verdanken wir unseren Reichtum und unsere Macht, das weißt du genau!< Vater war ein schrecklicher Choleriker. Er schrie: >Ich will, dass du den Jungen endlich mit deinem albernem Hokusfokus in Ruhe lässt! Das ist alles unwissenschaftliches Gerede. Kein seriöser Wissenschaftler glaubt heute noch, dass Leyliniennetze und irgendeine messbare Form von Erdenergie existieren. Wann wirst du endlich begreifen, dass das Mittelalter lange vorbei ist?<« Roland rieb sich das Kinn. »Es ist alles in meiner Erinnerung wieder völlig lebendig. Als Großvater antwortete, klang seine Stimme alt und müde. >Wir müssen für Ausgewogenheit sorgen, sonst bricht das Netz zusammen, was eine schreckliche Katastrophe heraufbeschwören könnte. Man darf mit diesen Energien nicht herumspielen, dazu sind sie viel zu gefährlich. Ihr müsst immer darauf achten, dass sich an

den Knotenpunkten kein blaues Licht zeigt. Hörst du? Wir haben immer für Ausgewogenheit zwischen dem Erdpol und dem Himmelpol sorgen müssen. Schau dir doch dieses Haus an -es hat zwei Türme, die in den Himmel weisen, es hat hohe aufstrebende Formen als Verkörperung der männlichen, aktiven Energie. Und es hat Pflanzenornamente, Fensterrosetten und runde Gewölbe als Gegenpol. Glaubst du, dass war einfach nur schöpferische Verspieltheit? Und was baut ihr heute für Häuser? Ihr huldigt ausschließlich dem männlichen Pol - kalte, rechteckige, nüchterne Formen. Ihr habt die Natur, das Weibliche aus der Architektur verbannt, aber das wird sich bitter rächen! < >Ich kann dein Gerede nicht mehr ertragen. Kein Kunde will heute solche Häuser, wie ihr sie früher gebaut habt. Wir würden Pleite gehen. Du ... du bist einfach nur noch ein seniler Greis!< Mein Vater stürzte aus dem Zimmer und ich presste mich neben der Tür an die Wand, damit er mich nicht sah. Als er weg war, schaute ich ins Zimmer. Mein Großvater saß an seinem Schreibtisch. Er weinte lautlos. Er saß stumm und starr da, und über sein Gesicht liefen Tränen. Der Anblick brach mir fast das Herz, aber ich brachte es nicht fertig, zu ihm zu gehen und ihn zu trösten. Stattdessen rannte ich hinaus in den Park.« Roland schüttelte bekümmert den Kopf. »Das ist das letzte Bild, das ich von ihm in Erinnerung behalten habe. Ein paar Tage später war er tot.« Chris schluckte. Sie sah den alten, gebrochenen Silver Bear vor sich, nachdem sein heiliger Wald gerodet worden war. »Dann war dein Großvater also der Ansicht, dass dieses blaue Licht gefährlich ist.« Susanne starrte nachdenklich auf ihre bandagierten Hände. »Aber, ehrlich gesagt, verstehe ich nicht, worin diese Gefahr bestehen soll. Wird es ein schweres Erdbeben geben?«

Roland wirkte ratlos und sehr nervös. Seine Augen wanderten unruhig hin und her. »Ich wünschte, er hätte länger gelebt oder ich wäre damals älter gewesen, um mehr von ihm lernen zu können. Ich habe in den letzten Tagen ein paar Mal mit Harald Terwegen darüber gesprochen, und ich habe versucht, aus diesen beiden Büchern hier schlau zu werden.« Er warf Heike einen etwas schuldbewusst wirkenden Blick zu. »Heimlich.«

»Deshalb haben sie im anderen Schrankfach gelegen!«, rief sie aus.

»Ich war hin- und hergerissen zwischen der modernen, *aufgeklärten* Identität, die ich mir in den letzten Jahren aufgebaut hatte, und dieser magischen Vergangenheit unserer Familie, die mich jetzt irgendwie einzuholen scheint. Wahrscheinlich bin ich deshalb vorhin so explodiert, als ich euch hier mit den Sachen meines Großvaters sah. Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, was geschehen wird. Aber Großvater hat vor dem blauen Licht gewarnt - und ich bin endlich bereit mir einzugestehen, dass sein altes Wissen kein Aberglaube

gewesen sein kann, denn ich *weiß*, dass der Rutenstab in meinen Händen gezuckt hat. Ich bin sicher, dass ich *mir* das damals nicht eingebildet habe!« Susanne rutschte unruhig auf dem Sofa hin und her. »Kannst du eigentlich Martin Hatheyer?« Roland schüttelte den Kopf. »Oberstaatsanwalt Herkenrath ist ein alter Freund unserer Familie. Er hat mich heute Nachmittag angerufen und mir berichtet, dass der Mord an Josef Oster aufgeklärt ist. Oster und mein Großvater standen sich sehr nahe. Oster war bei ihm, als er starb. Herkenrath sagte, dieser Hatheyer hätte den Mord begangen.« »Hatheyer hat von einem Geheimen Zunftbuch gesprochen.« Roland zeigte auf das Buch, das aufgeschlagen auf seinen Knien lag. »Ach, das ist das hier. Jede Familie besitzt ein eigenes. Und eines wird vom Domkapitel verwahrt. Aber ich kann wenig damit anfangen. Es enthält jede Menge alte Handschriften, die ich nicht entziffern kann. Und Zeichnungen, die ich nicht verstehe - wahrscheinlich versteht sie heute niemand mehr.«

Er blätterte einen Moment in dem Buch und Chris sah, wie er die Karte mit dem grobmaschigen Liniennetz aufschlug. »Hier«, sagte er, »dieses Netz soll die Leylinien darstellen. Außerdem sind die von den Vandenbergs bis« - er beugte sich suchend vor, um die Jahreszahl auf der Karte zu entziffern - »1810 errichteten Gebäude eingezeichnet. Sie stehen alle auf Kraftpunkten, wie ihr seht.« Chris beugte sich herüber und betrachtete die Karte. Was ihr auffiel, war ein besonders dick eingezeichneter Punkt an jener Stelle des Stadtgrundrisses, wo der Dom stand. »Dieser Hatheyer«, sagte Susanne und beobachtete Roland dabei sehr scharf, »hat außerdem behauptet, Harald Terwegen hätte den Domprobst ermordet.« Sofort schüttelte Roland energisch den Kopf. »Onkel Harald?

Das ist doch lächerlich! Ich kenne ihn von Kind an. Er wäre niemals fähig einen Mord zu begehen!« Heike sagte: »Wenn du Onkel Harald nachher kennen lernst, wirst du selber sehen, dass das ausgeschlossen ist. Er ist einer der sympathischsten Menschen, die ich kenne.« »Was hält denn Onkel Harald von der Geheimen Zunft und den alten Traditionen eurer Familien?«, fragte Susanne und sah immer noch sehr wachsam aus. Roland klappte den schweren Folianten zu und legte ihn auf den Tisch. »Für ihn ist das Nostalgie, glaube ich. Er interessiert sich für die Tradition und für das Mittelalter. Das ist sein Steckenpferd. Er ist ein bisschen ... einsam, seit seine Frau vor ein paar Jahren an Krebs gestorben ist. Und Kinder hat er ja keine. Er besucht historische Vorträge und hat diverse Geschichtszeitschriften abonniert. Aber ich würde sagen, dass er diese Dinge rein *historisch* betrachtet. Ich meine, er glaubt nicht, dass Geomantie wirklich funktioniert. Man kann sich ja auch, zum Beispiel, für

die Kultur der alten Griechen interessieren, ohne deshalb daran zu glauben, dass die griechischen Götter real existierten.« »Das leuchtet mir ein«, sagte Susanne nachdenklich. Heike schaute auf die Uhr. »Wo wir gerade von Onkel Harald sprechen - es wird Zeit, das Abendessen vorzubereiten. Chris, würdest du mir dabei helfen? Frau Runde habe ich ja vorhin nach Hause geschickt. Die Arme hatte sich so wegen des Bebens erschrocken.«

»Ich möchte aber nicht so gerne rüber in die Villa«, sagte Chris widerstrebend.

»Ach was.« Roland machte eine wegwerfende Handbewegung. »Es besteht ganz bestimmt keine Einsturzgefahr. Die Statik der Villa ist mindestens so solide wie die des Doms. Da habe ich vollstes Vertrauen in meinen Urgroßvater und« - er klopfte auf den Rutenstab - »seine geomantischen Fähigkeiten.«

Das überzeugte Chris zwar nicht sehr, aber sie wollte Heike nicht im Stich lassen. Sie gingen in die Villa. Roland und Susanne unterhielten sich in der Bibliothek, während Chris Heike in der Küche half. Zum Glück war das kostbare Porzellan -wunderschönes Geschirr aus Meissen - noch heil, lediglich Gläser waren zu Bruch gegangen. Chris glaubte aber immer noch, unter ihren Fußsohlen eine leichte Vibration zu spüren, und das Ziehen in der Magengegend war sofort zurückgekehrt, als sie die Villa betrat. Vermutlich werde ich heute Abend zum ersten Mal seit Wochen keinen Appetit haben, dachte sie.

Kurz vor acht war das Essen fertig. Susanne und Roland hatten inzwischen den Tisch gedeckt. Um zehn nach acht war Harald Terwegen noch nicht erschienen. »Komisch«, sagte Heike verwundert, »Unpünktlichkeit ist sonst nicht seine Art.«

Das Telefon kungelte. Heike meldete sich. »Oh«, sagte sie. Ihre Stimme klang enttäuscht. »Ich verstehe.« Sie hielt Roland den Hörer hin. »Hier. Onkel Harald möchte dich sprechen. Er hat abgesagt.«

Das war wirklich eine Enttäuschung. Nachdem so viel von ihm die Rede gewesen war, hatte Chris es kaum erwarten können, Terwegen kennen zu lernen. Nur deswegen hatte sie überhaupt hier in der Villa ausgeharrt, statt wieder hinüber ins Gästehaus zu flüchten.

Roland legte auf. »Sonderbar. Harald ist offenbar auf ein paar Dinge gestoßen, die er sehr Besorgnis erregend findet. Er sagt, er wolle noch ein paar alte Quellentexte studieren und kann daher nicht kommen. Aber er will mich morgen früh unbedingt sprechen. Er hat wörtlich gesagt: »Möglicherweise ist die Stadt in großer Gefahr. < Und er hat hinzugefügt: >Bring auch Frau Wendland mit, die Kommissarin. Vielleicht brauchen wir ihren kriminalistischen

Spürsinn. << Susanne blickte erstaunt. »Woher weiß er von mir?« »Ach, ich habe ihm heute Nachmittag am Telefon von Chris und dir erzählt«, sagte Heike.

»Na gut«, sagte Roland. »Dann essen wir eben ohne ihn.« Er blickte auf den gedeckten Tisch. »Was noch fehlt ist der Wein.« Er ging aus dem Zimmer. »Auf seinen Weinkeller ist er sehr stolz«, sagte Heike. Chris war sicher, dass der Boden unter ihren Füßen vibrierte, auch wenn die anderen davon keine Notiz zu nehmen schienen.

Roland blieb ziemlich lange weg oder jedenfalls kam es Chris so vor. Als er dann plötzlich wieder in der Tür stand, war sein Gesicht kreidebleich und seine Hände zitterten. »Kommt mal mit und schaut euch das an«, sagte er aufgeregt. Er führte sie die Treppe hinunter, die neben der Küche in den Keller führte. Chris folgte als Letzte und versuchte sich auf die Kraft der Bärin zu konzentrieren, was ihr aber nur sehr unvollkommen gelang. Sie hatte das Gefühl, dass das Ziehen im Magen mit jedem Schritt abwärts stärker wurde. Als sie im Keller standen, einem ausgedehnten Gewölbe, in dem auf der linken Seite, dicht bei der Treppe, viele Weinflaschen in hohen Regalen lagerten, schaltete Roland überraschend das Licht aus. Chris erschrak über die plötzliche Dunkelheit. Dann bemerkte sie, dass es gar nicht wirklich dunkel war. Der Kellerboden leuchtete. »Es ist das gleiche Licht, das aus Dieckmanns Wünschelrute gekommen ist!«, rief Susanne.

Aus den alten Steinfliesen drang ein kaltes bläuliches Licht. Es schien von unten in den Keller zu strömen wie Wasser nach einem Rohrbruch. Tatsächlich wateten sie in dem Licht, es reichte ihnen bis über die Knöchel und verursachte ein unangenehmes Ziehen und Prickeln in den Füßen. Chris hatte auf einmal das Gefühl, dass sich ihr der Magen umdrehte. Sie schrie laut auf, wirbelte herum und rannte keuchend die Treppe hoch, rannte durch den Flur, die Eingangshalle. Erst draußen im Park blieb sie stehen und ließ sich atemlos ins Gras fallen.

Als sie sich umschaute, merkte sie, dass der Himmel sich verändert hatte. Von Westen zogen tief hängende, dunkle Wolken auf, zwischen denen am Horizont ein letzter Rest gelblich-fahlen Lichts leuchtete. Die Luft schien ihr für Anfang April ungewöhnlich drückend, wie vor einem heftigen Sommergewitter. Und die Vögel in den Parkbäumen waren verstummt, obwohl die Sonne noch nicht lange untergegangen war. Eine schwere, lähmende Stille hatte sich über die Stadt gelegt.

Roland hatte daraufbestanden, in der Villa zu schlafen, und Heike blieb bei

ihm, obwohl man ihr die Angst deutlich ansah. Da sie am nächsten Morgen sehr früh zu Harald Terwegen nach Lindenhof fahren wollten, übernachtete Susanne bei Chris im Gästehaus, die darüber sehr erleichtert schien. Chris wirkte außerordentlich verstört. Nachts schrie sie plötzlich laut auf, kroch zu Susanne ins Bett und murmelte etwas von einem kalten, weißen Engel mit einem Schwert, der sie im Traum verfolgt hätte. Auch der Hund kam von unten aus dem Kaminzimmer hoch und legte sich leise winselnd neben das Bett. Als Susanne wie gerädert aufwachte, dämmerte draußen ein grauer Morgen. Eine dichte Wolkendecke schien über der Stadt zu hängen wie Blei. Susanne hatte die Verbände abgenommen. Ihre Handflächen sahen nicht allzu schlimm aus, juckten aber unangenehm. Sie kroch leise aus dem Bett, um Chris nicht aufzuwecken, und stieg mit einem großen Schritt über den schnarchenden Riesenhund hinweg.

Roland und Heike schienen ebenfalls nicht sonderlich gut geschlafen zu haben. »Immerhin steht die Villa noch«, bemerkte Roland trocken. »Und wenn der Dom eingestürzt ist, bringen sie's bestimmt im Radio.« Sie tranken eilig und schweigsam Kaffee und packten die beiden schweren Folianten in eine große Aktentasche. »Auch im Haus der Terwegens müsste es eine Abschrift des Geheimen Buches geben«, sagte Roland. »Aber wir nehmen sie trotzdem mal mit.« Susanne und er stiegen in seinen Porsche und fuhren Richtung Lindenhof. Er ist wirklich sehr attraktiv, dachte Susanne, als sie neben Roland im Wagen saß und sein Profil betrachtete. Bin ich deshalb so geneigt ihm zu glauben? Nein, was er gestern Abend erzählt hatte, klang überzeugend. Susanne telefonierte kurz mit Tönsdorf, erzählte ihm, dass sie unterwegs zu Terwegen waren und fragte, ob es im Präsidium etwas Neues gäbe.

»Inzwischen herrscht in der Stadt eine ziemliche Unruhe, wegen dieser komischen Vibrationen an verschiedenen Gebäuden«, berichtete Tönsdorf. »Offenbar bilden sich bereits Staus, weil viele Leute aus Angst vor einem Erdbeben die Stadt verlassen. Die öffentlichen Beteuerungen, dass Köln nicht in einem erdbebengefährdeten Gebiet liegt, helfen da wohl nicht viel. Kein Wunder, wenn den Leuten nachts die Hütte unter dem Hintern wackelt.« In der Tat kam es Susanne so vor, als sei der Berufsverkehr an diesem Morgen noch dichter als sonst. Aber Roland lenkte seinen Porsche souverän durch alle möglichen Schleichwege und Abkürzungen.

»Unser Geschäftshaus liegt fast am Weg. Ich will dort kurz nach dem Rechten sehen«, sagte er, bog in den Gereonswall ein, stoppte vor dem mächtigen Gründerzeitbau und sprang aus dem Wagen.

Seitlich von dem breiten Treppenaufgang blieb er stehen und untersuchte die

Hauswand. »Hier. Das war gestern noch nicht da.« Er zeigte Susanne die gezackten Risse, die den Putz durchzogen wie Blitze. »Wollen wir wetten, dass auch hier im Keller das unheimliche Licht leuchtet? Ich hoffe sehr, Onkel Harald hat auf all das eine Antwort!« Sie fuhren weiter. Roland nahm eine Hand vom Lenkrad und strich sich durch sein gepflegtes Haar. »Wenn ich nur wüsste, was mein Großvater damals meinte, als er meinen Vater vor dem blauen Licht warnte. Die Ausgewogenheit zwischen Himmelspol und Erdpol ist offenbar gestört. Aber wodurch? Allein dadurch, dass heute keine ausgewogenen Häuser mehr gebaut werden? Und wie haben meine Vorfahren das Energienetz manipuliert? Das hat mein Großvater nie erzählt. Oder jedenfalls kann ich mich nicht erinnern.« Susanne kam plötzlich ein Gedanke, der ihr völlig verrückt erschien. Jedem modernen Naturwissenschaftler musste sich bei solchen Gedankengängen der Magen umdrehen. »Alles hat mit diesem Konrad von Hochstaden begonnen, bei dem dein Urahn Gerhard Geomant war. Der hat den Grundstein für den Dom gelegt. Und für das Kloster in Bischofsweiler. Angenommen, diese beiden Pole, von denen dein Großvater gesprochen hat, befinden sich unter dem Dom und unter dem Kloster ...« Sie spürte, wie Angst in ihr hochstieg, eine irrationale, lähmende Angst.

Roland bremste heftig ab und hielt am Straßenrand. Er schnallte sich los und hob den Folianten aus der Tasche hinter den Sitzen. »Das müsste in den Karten eingezeichnet sein. Oder es gab Dinge, die selbst für das Geheime Buch zu geheim waren.«

Sie hielten das Buch zwischen sich, und Roland blätterte. Der staubig-vergilbte Geruch der alten Seiten stieg Susanne in die Nase. Es gab viele Karten und Pläne, in die rätselhafte Symbole eingezeichnet waren. Weder sie noch Roland konnten die offenbar teilweise in Latein, teilweise in mittelalterlichem Deutsch abgefassten Beschriftungen entziffern. Immer handelte es sich nur um Pläne des unmittelbaren Kölner Stadtgebietes, oft auch nur um Grundrisse einzelner Gebäude oder Straßenzüge.

Ein paar Seiten später stießen sie auf eine Zeichnung, die Susanne auf den ersten Blick völlig rätselhaft war. »Die habe ich vor ein paar Tagen schon einmal betrachtet«, sagte Roland, »ohne dahinterzukommen, was sie bedeuten könnte. Hast du eine Idee?«

Es handelte sich um eine Doppelseite. Rechts oben sah man die sehr sorgfältig und detailliert gezeichnete Seitenansicht einer großen Kirche, die unschwer als der Dom zu erkennen war. Darunter befand sich ein goldenes Sonnensymbol. Weiter unten, in der Mitte der Seite, stand ein bärtiger Mann in einem langen weißen Gewand, mit weit ausgebreiteten Armen. Um den Mann herum waren

schließlich kreisförmig mehrere Symbole angeordnet: ein Buch, ein Schwert, eine Pflugschar, ein Segelschiff und eine Kirche mit hohem Turm. Auf der linken Seite, dem Mann gegenüber, stand, ebenso die Arme ausbreitend, eine langhaarige Frau in einem nachtschwarzen Gewand. Auch sie war von einem Kreis aus Symbolen umgeben. Susanne sah ein schlafendes Kind, eine Harfe, ein Blumengebinde, eine Korngarbe und eine Eule. Über dem Kopf der Frau glitzerte eine silberne Mondsichel. Die Frau und der Mann und das Mond- und das Sonnensymbol waren durch blaue Linien miteinander verbunden. Die Schriftzeichen, mit denen diese Linien versehen waren, erinnerten Susanne an die Zeichen, die auf dem Runenstab der Vandenbergs eingraviert waren. Und sie erkannte die Seitenansicht jenes Gebäudes, das über der Frau und der Mondsichel eingezeichnet war, weil sie es erst kürzlich mit eigenen Augen gesehen hatte. »Ich weiß nicht, was die Zeichnung bedeutet, aber so sicher wie das dort rechts der Kölner Dom ist, zeigt die Darstellung links oben das Kloster und die Klosterkirche von Bischofsweiler.«

An diesem Morgen stand Barnstett sehr früh auf. Von seinem Haus in Jülich bis nach Bischofsweiler brauchte man mit dem Wagen nur eine Viertelstunde, sodass er bereits kurz nach Sonnenaufgang dort eintraf. Während er ausgerüstet mit einer starken Taschenlampe und einer Kamera mit Blitzlicht auf die Ruine zuing, fiel ihm auf, dass der Himmel eigenartig aussah. Über dem niedergerissenen Ort und dem Tagebau Hambach hingen dunkle Wolken, als braue sich hier ein gewaltiges Gewitter zusammen, was so früh im Jahr ungewöhnlich war. Es rührte sich kein Luftzug und für Anfang April und diese Tageszeit fand er es sehr schwül und drückend. Im Voralpenland hätte man denken können, es herrsche Föhnwetter. Aber in der Kölner Bucht gab es keinen Föhn. Der junge Bauingenieur Koch begrüßte ihn strahlend. »Wir haben schon heute Morgen um fünf mit der Arbeit begonnen, bei Scheinwerferlicht«, sagte er. »Der Eingang ist freigelegt. Eben sind wir fertig geworden.« Zu Barnstetts Erleichterung war die Glosowski noch nirgendwo zu sehen. »Gut«, sagte Barnstett zufrieden. »Dann sollten wir uns auf Entdeckungsreise in die Unterwelt begeben.« Sein Herz klopfte und er fühlte sich wie Heinrich Schliemann bei der Ausgrabung Trojas. Zum ersten Mal in seinem Leben begutachtete er nicht nur von Amts wegen Funde, die andere vor ihm entdeckt hatten, sondern war selbst Pionier. Er setzte den Helm auf, den Koch ihm reichte, und stieg als Erster die Stufen hinab.

Hinter ihm folgten Koch und der stellvertretende Bauleiter Schwedt, ein dünner, hektischer Mann, der stets sehr nervös auf dem Gelände umhereilte. Da

war ein zertrümmertes Türgewölbe. Barnstett stieg über einige Steine hinweg und schaltete seine Taschenlampe ein. Die Stufen führten steil hinab in die Dunkelheit. Es roch feucht und modrig, aber da war auch noch ein anderer Geruch, den er nicht sofort identifizieren konnte. Dunkelheit? Erstaunt blieb Barnstett stehen und schaltete die Lampe aus. »Was ist?«, fragte Koch hinter ihm. »Da ist... Licht«, sagte Barnstett unsicher. Ein Leuchten drang aus dem Gewölbe. Kalt, bläulich, seltsam unirdisch. Was um alles in der Welt war das? Barnstett unterdrückte den Impuls umzukehren und nach oben zu flüchten. Sein Verstand sagt ihm, dass vielleicht an irgendeiner Stelle ein Teil des Gewölbes eingebrochen war, sodass Tageslicht von oben hereinfiel - die einzige logische Erklärung für das Leuchten. Aber zugleich wusste er, dass dieses kalte Blau unmöglich Tageslicht sein konnte. Sein Mund fühlte sich plötzlich sehr trocken an. Er schluckte, schaltete die Taschenlampe wieder ein und ging weiter. Der Anblick, der ihn am Fuß der Treppe erwartete, war so unglaublich, dass er für einen Moment nicht wusste, was er sagen oder denken sollte. Hinter ihm schnappten Koch und Schwedt hörbar nach Luft.

»Mein Gott!«, stieß Koch hervor. »Was ist denn das?« Seine Stimme hallte schrill und klirrend durch das Gewölbe, dessen Ausdehnung Barnstett nur erahnen konnte.

Barnstett hatte geglaubt Experte für mittelalterliche Architektur zu sein. Im ganzen Regierungsbezirk Köln gab es keine Kirche und kein Kloster, die er nicht in- und auswendig kannte, vom tiefsten Keller bis zum Dachstuhl. Aber etwas Derartiges hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Auf dem Boden war mit frisch und leuchtend wirkender Farbe ein großer Kreis von vielleicht zehn Metern Durchmesser aufgemalt worden. Inmitten dieses Kreises, gewissermaßen in seinem Schoß geborgen, ruhte eine silbern schimmernde Mondsichel, die ebenso frisch und glänzend wirkte wie der Kreis - als sei sie erst gestern dorthin gemalt worden. Aber das war noch nicht das Erstaunlichste. Umgeben war der Kreis von drei symmetrisch angeordneten und völlig rätselhaften Gebilden, die drei, vier Meter hoch aus dem Boden ragten und Barnstett an überdimensionale Schiffsanker erinnerten. Von diesen Gebilden ging das gespenstische blaue Leuchten aus - und nicht nur das. Rings um sie erfüllte ein unheilvolles Knistern und Summen die Luft, als hätten sie eine Art mittelalterliche Trafostation betreten. Barnstett erkannte jetzt auch den Geruch, der ihm schon auf der Treppe aufgefallen war: Ozon.

»Das ... das ist ja vollkommen wahnsinnig.« Schwedts Stimme klang verzerrt und zitternd. Er drängte sich an Koch und Barnstett vorbei. »Das kann doch gar nicht wahr sein!« Ungläubiges Staunen zuckte in seinem Gesicht. »Gehen

Sie lieber nicht weiter«, sagte Koch. Die Luft schien förmlich vor statischer Spannung zu vibrieren. Barnstett nahm seinen Helm ab, strich sich durchs Haar und merkte, wie es sich knisternd aufstellte. Schwedt ging langsam auf das ankerartige Gebilde zu, das der Treppe am nächsten war. »Das kann doch unmöglich aus dem Mittelalter stammen ...« Er blieb stehen und streckte vorsichtig die Hände aus.

Barnstett spannte seinen Körper an. »Vorsicht!«, rief er. Etwas sprang von dem Gebilde auf Schwedt über, nicht eigentlich eine elektrische Entladung, eher eine kleine blaue Flammenzunge, die plötzlich an seinen ausgestreckten Händen leckte. In Sekundenschnelle krochen blaue Flämmchen an seinen Armen entlang und flössen von den Schultern aus an seinem Körper hinab. Er stöhnte und schwankte einen Moment hin und her. Koch wollte ihm zu Hilfe eilen, doch Barnstett hielt ihn zurück. Es gab ein hässliches, zischendes Geräusch, und plötzlich stand Schwedt lichterloh in Flammen, als sei er mit Benzin übergossen worden. Fassungslos starrte Barnstett auf die vor Schmerzen kreischende menschliche Fackel, die mit ausgebreiteten Armen nach vorn taumelte und gegen den riesigen Anker aus blau leuchtendem Metall fiel.

Ein greller Lichtblitz blendete seine Augen, Barnstett spürte die Hitze einer elektrischen Entladung auf seinem Gesicht. Schwedts Körper verglühte, und Koch schrie in panischem Entsetzten und stolperte die Treppe hinauf. Nach der Entladung leuchteten die Metallgebilde wieder so kalt und blau wie zuvor, als sei nichts geschehen. Von Schwedts Körper blieb nur ein rauchendes Bündel aus Knochen und verkohlten Hautfetzen. Erst jetzt bemerkte Barnstett den grauenvollen Gestank von verbranntem Fleisch, der ihm beißend in die Lunge drang. Er wandte sich ab und rannte keuchend hinter Koch die Treppe hinauf, zurück ins Tageslicht. Oben am Himmel über ihnen schienen die dunklen Gewitterwolken sich immer dichter zusammenzuballen und gleichsam auf die Ruinen von Bischofsweiler herabzusinken.

Das Terwegensche Haus im Stadtteil Lindenhof war deutlich kleiner als die Vandenberg-Villa, aber doch ein sehr imposanter Gründerzeitkoloss mit einigen Jugendstilelementen -buntes Glas und Schnörkel - und einem repräsentativen Säuleneingang.

»Jeder Geologe würde sagen, dass es wissenschaftlich völlig unmöglich ist.« Roland warf die Hände in die Luft, während sie die Stufen zu der schweren, mit Blumenornamenten verzierten Tür hinaufstiegen. »Ich bin Architekt, und ich verstehe etwas von Geologie. Der Braunkohleabbau dort am Flöz Hambach *kann* keine Erschütterungen in Köln verursachen. Herrje, das sind Luftlinie

mindestens dreißig Kilometer! Aber natürlich«, fügte er mit einem ratlosen Schulterzucken hinzu, »interessiert sich auch kein Geologe für Leylinien und Kraftorte!« Er drückte auf den goldenen, in edlem Marmor eingelassenen Klingelknopf. Susanne hatte immer noch Angst, auf einer Ebene, die sich durch den Verstand nicht beeinflussen ließ. Chris hatte ihr erzählt, dass Tiere instinktiv aus Gegenden flohen, in denen eine Katastrophe drohte. Vermutlich möchten die tierischen Urinstinkte in meinem Kleinhirn, dass ich mich ins Auto setze und so weit wegfahre wie möglich, dachte sie. Gewiss hielten moderne Geologen nichts von Geomantie, aber Dieckmann hatte erzählt, dass die Menschen Jahrtausende hindurch mit den Erdenergien gearbeitet hatten. Waren die Ahnen der modernen Menschen alle abergläubische Vollidioten gewesen? Wohl kaum. *Du hast das blaue Licht gesehen*, sagte eine leise Stimme in ihr - vielleicht der Marder, den es nach schulwissenschaftlicher Vorstellung eigentlich auch nicht geben durfte -, *du bist längst über das Stadium des Zweifels hinaus*. Die Tür wurde von einem stattlichen Mann mit grauem Vollbart geöffnet, dessen Gesicht Susanne schon das ein oder andere Mal in der Zeitung gesehen hatte - vielleicht als Karnevalsprinz oder als mit strahlendem Lächeln frisch in irgendein städtisches Ehrenamt Gewählter. Auch jetzt lächelte er breit und sagte mit voll tönender, jovialer Stimme: »Roland! Und Sie sind die Frau Kommissarin Wendland! Ich habe schon viel von Ihnen gehört. Bei der Staatsanwaltschaft hält man große Stücke auf Sie. Und Polizeipräsident Rütters, ein alter Freund von mir, hat Sie erst kürzlich in den höchsten Tönen gelobt. Ich denke, wir können hier in der Stadt froh sein, dass bei uns solche tüchtigen Beamten wie Sie für Recht und Ordnung sorgen.« Ziemlich dick aufgetragen, dachte Susanne, setzte aber ein einigermaßen freundliches Lächeln auf. Wie hatte Antweiler Terwegen genannt? Der personifizierte Kölsche Klüngel...

Übergangslos wurde sein rundes Gesicht ernst. »Aber ich habe euch natürlich nicht herbestellt, um Nettigkeiten auszutauschen. Die Lage ist wirklich ernst. Kommt, gehen wir in mein Arbeitszimmer. Ich habe euch selbst geöffnet, weil ich dem Schmitz heute freigegeben habe.« Mit einem Seitenblick zu Susanne und spürbarer Eitelkeit fügte er hinzu: »Das ist mein Butler. Ich wollte ihm Gelegenheit geben, den heutigen Tag im Kreis seiner Familie zu verbringen.« Was ist denn besonderes an dem heutigen Tag?, fragte sich Susanne. Es ist ein ganz normaler Werktag. Die Art, wie Terwegen den letzten Satz betont hatte, erschien ihr sonderbar. Sie wollte gerade eine Bemerkung dazu machen, als Roland fragte: »Wo ist denn die wunderschöne Aphrodite-Statue geblieben?« Er zeigte auf einen leeren Sockel im Treppenhaus. Susanne, die sich nur selten in

einem solchen Ambiente zu bewegen pflegte, fand Vorhalle und Marmortreppe übergroß. Diese Häuser schienen alle für mindestens zwölfköpfige Familien, deren sämtliche Onkel und Tanten und eine große Schar Dienstpersonal gebaut zu sein. Doch die Vandenberg waren nur zu zweit, und Terwegen lebte sogar allein. »Ach«, sagte Terwegen. »Ich habe einen guten Freund, der den Anblick nackter weiblicher Rundungen etwas ... unschicklich findet. Er meint, wir Männer werden dadurch von unserer göttlichen Bestimmung abgelenkt. Zugegeben, eine etwas altmodische Ansicht, aber vielleicht nicht völlig von der Hand zu weisen.«

Was sollte das denn? Mit jedem weiteren Satz, den er sagte, fand Susanne Terwegen immer merkwürdiger. Sie betraten ein Arbeitszimmer mit einem riesigen Schreibtisch aus dunklem, edlem Holz, vielleicht Mahagoni, Susanne kannte sich nicht gut mit Möbeln aus. Terwegen bat sie und Roland in den beiden Ledersesseln davor Platz zu nehmen. Er selbst ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder. Ein kurzes Schweigen entstand, während dem Terwegen sie, wie Susanne fand, sehr wachsam und forschend anschaute. »Ich vermute, euch ist inzwischen klar geworden, dass zwischen dem Dom und dem Nonnenkloster in Bischofsweiler ein, sagen wir, etwas unwissenschaftlicher Zusammenhang besteht. Wenn etwas unwissenschaftlich anmutet, bedeutet das aber keineswegs, dass es nicht existiert.« »Du glaubst demnach, dass das alte Wissen unserer Familien kein bloßer Aberglaube ist?« Rolands Stimme klang unsicher, so, als benehme sich sein Patenonkel heute anders als sonst.

Terwegen antwortete nicht sofort. Susanne ließ ihren Blick einen Moment durch das Arbeitszimmer schweifen, dessen hohe Wände von bis unter die Decke reichenden Bücherregalen verdeckt waren. In einer dieser Bücherwände gab es eine mit Leder gepolsterte Tür in ein Nebenzimmer. Die Tür war angelehnt.

Ein Gefühl drohender Gefahr ließ Susanne instinktiv wieder nach vorn schauen. Vielleicht hatte sie aus den Augenwinkeln eine beunruhigend schnelle Bewegung bemerkt. Das Geräusch ging dem visuellen Eindruck um eine Sekunde voraus. Ein metallisches Klicken, das Susanne schon oft gehört hatte und dass ihren trainierten Polizistenkörper in gespannte Alarmbereitschaft versetzte. Ihre Waffe lag zu Hause in ihrer Wohnung auf dem Nachttisch. Immerhin hatte sie Urlaub.

Terwegen hatte unerwartet und blitzschnell unter seinen Schreibtisch gefasst, und jetzt schaute Susanne in die Mündung einer automatischen Pistole.

Aus Rolands Gesicht wich alle Farbe. »Onkel ... Harald«, stammelte er.

»Ich bin froh, dass es so einfach war, euch beide in die Falle zu locken.«

Terwegens joviales Grinsen wirkte jetzt schmerzhaft fehl am Platze. »Sie können herauskommen«, sagte er laut.

Die nur angelehnte Tür zum Nebenzimmer öffnete sich und Domkapitular Ermekeil erschien. Dunkler, schlichter Anzug, kleines Holzkreuz an einem goldenen Kettchen um den Hals baumelnd. »Wir sind uns ja bereits begegnet, Frau Hauptkommissarin. Roland Vandenberg - es ist mir eine Ehre, dem Erben einer so großen Tradition gegenüberzutreten. Herr Terwegen hat mir viel von Ihnen erzählt.« Seine Stimme klang sanft, sein Lächeln wirkte liebenswürdig, aber in der Hand hielt er eine Pistole, auf deren Lauf ein Schalldämpfer aufgesetzt war. »Gut«, sagte Terwegen, »bringen wir sie in den Keller.«

Wenn es für Barnstett etwas noch Unbegreiflicheres gab als das, was er vor wenigen Minuten dort unten in dem geheimnisvollen Gewölbe gesehen hatte, dann war es die Reaktion seiner Vorgesetzten. Der Amtsleiter hatte sich seinen Bericht am Telefon angehört und lediglich gesagt: »In derartigen Fällen hat man mir nahe gelegt Oberregierungsrat Rolleplatz hinzuzuziehen. Ich schlage vor, Sie wenden sich gleich an ihn.« Rolleplatz saß bei der Bezirksregierung sehr weit oben. Barnstett erzählte die unglaubliche Geschichte von der geheimnisvollen unterirdischen Konstruktion und Schwedts schrecklichem Tod ein zweites Mal. Rolleplatz schwieg kurz, räusperte sich und sagte: »Ich bin von der Kölnischen Braunkohle AG bereits darüber in Kenntnis gesetzt worden, dass man beim Abriss des Klosters vermutlich auf ... ein geheimes Gewölbe stoßen würde, dessen Bau im dreizehnten Jahrhundert von Konrad von Hochstaden veranlasst wurde. Offenbar existieren darüber Aufzeichnungen, die sich teils im Privatbesitz namhafter Kölner Familien befinden, teils im Erzbischöflichen Archiv verwahrt werden. Aus diesen Aufzeichnungen geht zweifelsfrei hervor, dass dieses Gewölbe nichts enthält, was aus denkmalpflegerischer Sicht erhaltenswert wäre. Seitens unserer Behörde gibt es daher gegen die Sprengung keinerlei Einwände.« Barnstett suchte nach Worten, mit denen er Rolleplatz klarmachen konnte, wie erstaunlich seine Entdeckung war. Die Anlage dort unten musste von einem Team aus Historikern, Physikern und Ingenieuren sorgfältig untersucht werden. An eine Sprengung war in den nächsten Wochen überhaupt nicht zu denken! Genau das sagte er Rolleplatz. Dessen Antwort kam sofort, und zwar in schneidendem Tonfall. »Herr Barnstett, ich habe Ihnen soeben eine unmissverständliche Anweisung erteilt. Ich muss Sie wohl nicht erinnern, dass die Braunkohle AG im Bereich Bergheim und Jülich der größte Arbeitgeber ist. Der Abbau in Bischofsweiler ist seit Jahren genehmigt und politisch abgeseget. Ich ordne hiermit an, dass Sie das Gewölbe auf der Stelle zur Sprengung freigeben!«

Rolleplatz legte auf. Ich werde mich weigern, dachte Barnstett, wusste aber im selben Moment, dass er das nicht tun würde. Er hatte keine Lust in irgendein langweiliges Schreibbüro strafversetzt zu werden. Resigniert ließ er die Schultern hängen. Vielleicht ist es ja besser so, dachte er. Die Glosowski schaute ihn mit hoch erhobenen Augenbrauen an. »Und?«, fragte sie ungeduldig.

»Wenn es nach mir ginge, würde ich eine gründliche Untersuchung des Gewölbes anordnen. Aber ...« »Was immer dort unten ist, es hat meinen Stellvertreter das Leben gekostet.« Die Stimme der Ingenieurin bebte vor unterdrückter Wut. »Ich halte es für das Beste, wenn wir es von der Erdoberfläche tilgen.«

Koch wirkte immer noch sehr blass und mitgenommen. »Vielleicht bleiben manche Dinge besser unentdeckt und unerforscht«, sagte er leise.

»Wie lange brauchen Sie für die Vorbereitung?« »Zwei bis drei Stunden. Wir müssen tiefe Sprenglöcher bohren und werden sehr viel Sprengstoff benötigen. Und wir müssen das Gelände im Umkreis von zwei Kilometern abriegeln - wegen der Wucht der Explosion.« Barnstett blickte unsicher zu der Kirchenruine hinüber. Wenn er ehrlich war, verspürte er kein Verlangen noch einmal hinunterzusteigen. »In Ordnung«, seufzte er. »Ich gebe das Gewölbe zur Sprengung frei.« Aber, dachte er, ich werde den Rest meines Lebens darüber nachgrübeln, was ich dort unten gesehen habe.

Susanne hatte fieberhaft überlegt, ob sie ohne Waffe eine Chance hatte die beiden zu überlisten, aber es wäre zu gefährlich gewesen, nicht nur für sie selbst, sondern auch für Roland.

Sie mussten vor Terwegen, der ihnen mit der Waffe in der Hand folgte, in den Keller gehen. Ermekeil ging als Letzter. Während Ermekeil schwieg, redete Terwegen ununterbrochen, vielleicht um die Stimme seines schlechten Gewissens zu übertönen. »Niemand hat sich mehr für das Leyliniennetz interessiert. In den Zwanzigerjahren, als mit der Ausbeutung der Braunkohle im Bereich Hambach begonnen wurde, kauften dein Großvater Carl und die Oberhäupter der anderen alten Familien das Land um Bischofsweiler, um sicherzustellen, dass dort nie Braunkohle gefördert werden würde. Doch in der nächsten Generation wollte keiner mehr etwas von dieser ursprünglichen Absicht wissen. Die hoch subventionierte Förderung der Kohle versprach ein gutes Geschäft und das wollte man sich nicht wegen irgendwelcher Märchen aus dem Mittelalter durch die Lappen gehen lassen, an die im zwanzigsten Jahrhundert keiner mehr glaubte. So gaben die Vertreter der alten Familien im Aufsichtsrat der Braunkohle AG grünes Licht für den Abriss von Bischofsweiler. Dein Vater hat dem ohne alle Skrupel zugestimmt, nachdem Carl unter der

Erde war, und als du nach dem Tod deines Vaters dessen Sitz im Aufsichtsrat bekamst, hast du auch keinerlei Einwände geltend gemacht, stimmt's?« »Das ist wahr«, sagte Roland. »Keinem von uns war bewusst, was wir möglicherweise damit anrichten würden. Aber jetzt ahne ich es allmählich.«

»Aber was genau geschieht denn nun durch die Sprengung des Klosters?«, fragte Susanne. Momentan empfand sie mehr Wut als Angst. Sie musste sich beherrschen.

»Der weibliche Pol des Energienetzes befindet sich unter der Klosterkirche. Er wird durch die Sprengung zerstört. Dadurch wird die gesamte Energie des Netzes schlagartig freigesetzt und konzentriert sich im männlichen Pol unter dem Dom.« Bei diesen Worten wurde Terwegens Stimme schrill. Er schien dem Wahnsinn ziemlich nahe zu sein. »Wie kannst du dir da so sicher sein?«, fragte Roland. In seinen Worten schwebten Bitterkeit und Verachtung mit. »Dr. Ermekeil und ich haben in den letzten Jahren intensive Forschungen betrieben. Wir sind absolut überzeugt, dass es so kommen wird.«

»Na gut. Aber ich verstehe trotzdem nicht, was ihr euch davon verspricht. Wieso seid ihr bereit dafür zu morden?« »Ach, Roland«, sagte Terwegen, »obwohl du ein *Mann* bist, begreifst du es nicht? In dem Moment, wenn alle Energie sich im Sonnensymbol unter dem Dom konzentriert, werden Ermekeil und ich dort stehen. Die Energie wird uns zu Gott tragen!«

»Quatsch!«, sagte Roland. »Ihr werdet draufgehen, und vermutlich noch viele andere Menschen dazu!« Sie standen jetzt im Keller des Hauses. Wie Susanne vermutet hatte, drang auch hier das bläuliche Licht aus dem Boden. Unter der Terwegen-Villa befand sich also offenbar ebenfalls ein Knotenpunkt des Energienetzes. Terwegen führte zuerst Roland an einen Pfeiler des Gewölbekellers und fesselte ihn. »Möglich«, sagte er. »Aber dann wird es wenigstens ein grandioser Tod sein, der mich in eine neue Sphäre der Existenz schleudert. Was glaubst du, wie ich zuletzt mein bisheriges Leben gehasst habe? Alles war so sinnlos und leer geworden. Ich habe herumgekungelt, habe Leute geschnürt und bin ihnen in den Arsch gekrochen. Und wozu das alles? Um aus zehn Millionen elf zu machen, oder aus hundert Millionen hundertzehn. Es sind nicht einmal Kinder da, denen ich etwas vererben könnte! Ich bin vierundsechzig. Was bliebe mir denn noch? Ein paar Jährchen, in denen ich immer verkalkter und klappriger werden würde. Nein, Dr. Ermekeil hat mir einen neuen Weg gezeigt. Den Weg ins Licht!«

Er prüfte noch einmal Rolands Fesseln, dann kam er zu Susanne. Einen Moment überlegte sie ihn zu überwältigen. Er hatte seine Pistole auf ein Regal gelegt. Aber Ermekeils Waffe zielte die ganze Zeit auf Susannes Kopf und sie

war sicher, dass der verrückte Priester abdrücken würde, trotz seines ständigen, irrsinnigen freundlichen Lächelns. Terwegen führte sie zu einem anderen Pfeiler, ein paar Meter von Roland entfernt. Sie hatte das Gefühl, durch blau leuchtendes Wasser zu waten. Ihre Füße kribbelten unangenehm. »Wir" werden nicht sterben«, sagte Ermekeil mit dieser sanften Stimme, aus der dennoch die Gefährlichkeit eines Wahnsinnigen herausklang. »Wir werden Engel des Lichts sein.« »Wer von Ihnen hat denn nun diese Morde begangen?«, fragte Susanne, während Terwegen sie an die Säule fesselte und ihr die Stricke so fest um die Unterarme zog, dass sie ihr in die Haut schnitten und sie sich keinen Zentimeter bewegen konnte. »Jetzt können Sie es mir doch ruhig sagen.« »Das war ich«, sagte Ermekeil. »Die Morde waren leider notwendig geworden, weil der Dompropst und Schwester Hildegardis den Ministerpräsidenten einschalten wollten, um den Abriss des Klosters in letzter Minute zu verhindern. Herr Terwegen war so freundlich, für mich Herrn Oster anzurufen und ihn unter dem Vorwand in die Krypta zu bestellen, dass sie dort vertraulich über das Treffen mit dem Ministerpräsidenten sprechen wollten. Stattdessen habe ich dort unten gewartet und Herrn Oster mit einem Kerzenständer erschlagen.« Er verzog das Gesicht. »Ich habe ein paar Tropfen von seinem Blut gekostet. Es schmeckte widerwärtig süßlich -durch fleischliche Sünde verdorben.« »Und anschließend haben Sie mit verstellter Stimme Martin Hatheyer angerufen.« Nun band Terwegen ihr auch noch Stricke um Knie und Füße.

Ermekeil nickte. »Seinen Geliebten tot in der Krypta zu finden, war für den Jungen zweifellos eine ausgezeichnete Gelegenheit Buße zu tun. Es kostete mich große Überwindung, den Domprobst zu erschlagen. Schwester Hildegardis zu erlösen fiel mir leichter, denn sie war nur eine Frau, auch wenn sie ein ungewöhnlich heiliges Leben führte. Frauen verlangen eine feste Hand. Man muss ihnen die göttliche Gnade regelrecht aufzwingen. Aber Hildegardis war sehr fromm und fügte sich rasch. Ich musste sie nur ein klein wenig züchtigen, dann akzeptierte sie den Willen Gottes und nahm die Tabletten. Sie war sehr müde und alt.« Susanne schloss einen Moment angewidert die Augen, dann fragte sie: »Und Hatheyers Tod? Hatten Sie dabei auch die Finger im Spiel?« »Ich muss den göttlichen Willen erfüllen. Meine Mission darf auf keinen Fall gefährdet werden. Selbstverständlich hätte ich auch Hatheyer getötet, wenn das notwendig gewesen wäre. Aber er hat sich selbst gerichtet und damit eine weitere schwere Sünde auf sich geladen. Seine Seele wird lange in der Finsternis büßen müssen, ehe Gott sie gnädig bei sich aufnehmen wird.« »Oster und Hildegardis waren die Einzigen, die das alte Wissen noch ernst

nahmen«, sagte Terwegen, der Susanne inzwischen fertig verschnürt hatte.

Ich habe mein Handy in der Jacke, dachte Susanne, hoffentlich vergisst er das. Doch als hätte Terwegen ihren Gedanken erraten, durchsuchte er ihre Jackentaschen, zog ihr Handy heraus und steckte es ein.

»Von den alten Familien drohte uns ja keine Gefahr. Die waren alle scharf auf die Kohle, die sich mit der Braunkohle scheffeln ließ, nicht wahr, Roland?« Roland senkte betroffen den Kopf. Terwegen ging zu ihm und nahm ihm ebenfalls sein Handy ab, dann holte er die Pistole wieder vom Regal und schob sie sich in den Gürtel. »Ich war dafür zuständig, meine Beziehungen spielen zu lassen. Ich habe mit Herkenrath gekungelt und Polizeipräsident Rütters, diesem korrupten Arschloch, eine Nacht im Edelpuff spendiert. Einer meiner guten Freunde hat den kleinen Überfall dieser Schlägertruppe auf Hatheyer organisiert. Und ich habe sichergestellt, dass uns beim Abriss des Klosters der Denkmalschutz nicht in die Quere kommt.«

Terwegen schaute auf die Uhr. »So, es wird Zeit, Dr. Ermekeil. Wir sollten uns auf den Weg machen. Ich habe vorhin, ehe Sie kamen, noch einmal kurz mit der Bauleiterin Glosowski telefoniert.« Er grinste. »Vor Leuten, die bei der Braunkohle AG im Aufsichtsrat sitzen, hat sie einen Heidenrespekt. Die Sprengung des Gewölbes ist für elf Uhr angesetzt. Es bleiben uns also noch gut zwei Stunden.« »Warum erschießen Sie uns nicht einfach, statt uns hier in diesem Keller verrotten zu lassen?«, fragte Susanne böse. »Das hatte ich für einen Moment in Erwägung gezogen«, antwortete Ermekeil. »Aber wir sind keine skrupellosen Mörder. Wir sind Diener Gottes.«

Würde dieser Irre jemals aufhören zu lächeln? Susanne verspürte ein unbändiges Verlangen, ihm ihre Faust ins Gesicht zu rammen. Sie zerrte heftig an ihren Fesseln. Vergeblich. Terwegen hatte gute Arbeit geleistet. »Dir Leben liegt ganz in den Händen des Herrn«, fuhr Ermekeil fort. »Wenn die Energie freigesetzt wird, werden vermutlich einige der Gebäude, die auf den Netzknotenpunkten stehen, einstürzen. Möglicherweise auch dieses. Dann werden Sie unter den Trümmern begraben. Doch wenn es dem Herrn gefällt, Sie am Leben zu lassen, wird er Ihnen einen Ausweg aus Ihrer Lage weisen. Betrachten Sie diese Prüfung als Chance zum wahren Glauben zurückzufinden. Beten Sie. Gott, unser Herr, erhört alle aufrichtigen Gebete.« Er breitete die Arme aus, die Pistole immer noch in der Hand haltend. »Der Herr lässt sein Angesicht über euch leuchten und schenkt euch Frieden. Amen. Leben Sie wohl. Mein Segen und meine guten Wünsche begleiten Sie.« Er gab Terwegen einen Wink. »Kommen Sie, mein Lieber, hier gibt es für uns nichts mehr zu tun. Wir werden uns jetzt um diese Chris Adrian kümmern, die Freundin unserer Kommissarin. Die Seele dieser *Hexe* sehnt sich nach Erlösung.« Plötzlich klang seine Stimme nicht mehr sanft,

sondern eisig und hart wie bei einem Inquisitor, der vorhatte jemanden auf den Scheiterhaufen zu schicken.

Sie stiegen die Treppe hoch und schalteten das Licht aus. Jetzt gab es nur noch das gespenstische blaue Leuchten, das an Susannes Füßen zog und kribbelte. Chris! Diese Verrückten wollten Chris etwas antun! Susanne zerrte mit aller Kraft an ihren Fesseln, scheuerte sich die Haut wund, doch die Stricke gaben nicht nach.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Roland mit niedergeschlagener Stimme. Sein Körper war nur ein dunkler Schemen im bläulichen Zwielflicht.

Susanne biss die Zähne zusammen. »Beten«, knurrte sie. *Herrgott, ich glaube nicht, dass es dich gibt, aber falls doch, dann hilf Chris. Lass meinewegen dieses Gewölbe über mir zusammenstürzen, aber lass nicht zu, dass Chris Ermekeil in die Hände fällt*

Barnstett saß im Auto und wartete. Im Grunde könnte ich nach Hause fahren, dachte er. Es gibt hier nichts mehr für mich zu tun. Aber er konnte nicht. Wie gebannt verfolgte er die weiteren Ereignisse. Die Sprenglöcher waren gebohrt und die Ladungen vorbereitet. Bis auf den Sprengmeister und seine Leute hatten sich alle Leute einen Kilometer weit von dem Kloster entfernen müssen. Von hier aus wirkte das Wetter gespenstisch. Düstere Wolken ballten sich über dem ehemaligen Dorf und dem angrenzenden Tagebau. Barnstett hatte das Gefühl, dass die Wolken immer dichter wurden und immer tiefer hingen. Die Luft schien aufgeladen wie vor einem schweren Sommergewitter. Besorgt beobachtete er, dass an Autoantennen und anderen hochstehenden Metallteilchen kleine Flämmchen tanzten. Elmsfeuer. Woher kam diese starke elektrostatische Aufladung in der Luft? Die Glosowski schenkte dem Phänomen keinerlei Beachtung. Barnstett musste an die hohe statische Aufladung unten in dem Gewölbe denken. War es möglich, dass da ein Zusammenhangbestand? Er stieg aus, ging zu ihr und sagte es ihr. Sie winkte ärgerlich ab. »Haben Sie noch nie Gewitterwolken gesehen? Wir arbeiten mit Kabelzündung. Da kann nichts schief gehen.«

Barnstett zog sich wieder in den Faradayschen Käfig seines Wagens zurück. Er schaltete das Radio ein, doch der Suchlauf fand keinen Sender, nur lautes statisches Knistern und Rauschen. Er beschloss seine Frau anzurufen, musste aber besorgt feststellen, dass auch das Handy nur atmosphärisches Rauschen produzierte. Er bekam Angst, die ihm langsam und kühl an der Wirbelsäule heraufkroch und seine Nackenhaare aufrichtete.

Das Telefon klingelte und riss Chris aus einem bleiernen Schlaf. Die Nacht war unruhig gewesen. Erst verwirrte es sie, in Susannes Bett zu liegen, dann fiel ihr der Albtraum mit dem Flammenengel wieder ein, und dass sie kurz aufgewacht war, als Susanne aufstand.

Heike war am Apparat und fragte, ob Chris nicht hinüberkommen wolle, frühstücken. Es war schon halb zehn durch. Benommen zog Chris ihre Jeans an und schmuste einen Moment mit Ahriman, der vor dem Bett saß. »Na los, du tollpatschiger Knuffelhund, geh schon vor in den Park. Ich muss eben noch mal ins Bad.« Sie öffnete ihm die Tür, und er flitzte bellend hinaus auf den Rasen. Sie wusch sich das Gesicht und putzte sich die Zähne. Während sie sich die Haare kämmte, was bei ihrem neuen Kurzhaarschnitt nicht lange dauerte, warf sie einen Blick aus dem Fenster und sah zwei Männer durch den Park gehen. Den einen erkannte sie sofort, es war dieser Domkapitular Ermekeil. Der andere war schwerer, mit stattlichem Bauch und einem grauen Bart. Sie hörte Ahriman bellen. Er lief herbei, und der bärtige Mann bückte sich und streichelte ihn. Offenbar kannte ihn der Hund. Die Männer gingen weiter, auf die Villa zu, Ahriman lief bellend neben ihnen her. Dann verschwanden sie aus Chris' Blickfeld. Chris fühlte sich plötzlich sehr unwohl. War der bärtige Mann möglicherweise Harald Terwegen? Aber wo waren dann Roland und Susanne? Sie musste an Ermekeils unangenehm starrenden Blick unten in der Krypta denken. Was wollte er hier bei den Vandenbergs? Eilig zog sie sich Shirt und Jacke über. Als sie zur Tür ging, glaubte sie kurz hintereinander zwei kleine Geräusche zu hören, wie wenn ein Hammer auf einen Nagel geschlagen wird, leise und weit weg. Ahriman jaulte laut auf - und war dann sofort wieder still. Chris Herz jagte plötzlich. Was war mit dem Hund? Es hatte *gequält* geklungen. Sie rannte aus dem Gästehaus, hinüber zur Villa. Als sie um die Ecke zum Eingangsportal bog, blieb sie stocksteif stehen.

Da lag Ahriman starr auf der Seite. An seinem Kopf war eine Wunde, aus der Blut sickerte. Seine Flanke zitterte noch ein wenig, aber sein Blick war gebrochen. Chris schossen Tränen in die Augen. Ein paar Schritte weiter lag der bärtige Mann auf dem Bauch, das Gesicht zur Seite gedreht. Jemand hatte ihn in den Rücken geschossen, mit der Brust lag er in einer sich rasch ausbreitenden Blutlache. Einen Moment wollte Chris sich einfach auf den Boden fallen lassen und weinen oder sich zwingen aus dem Albtraum aufzuwachen. Dann regten sich ihre schamanischen Instinkte. Sie schaute sich um, sichernd. Wer hatte sie getötet? Ermekeil? Der Priester war nirgendwo zu sehen. Heike war allein in der Villa. Vorsichtig, wachsam, ging Chris auf den Eingang zu, stieg die Stufen hoch. Ich könnte weglaufen, dachte sie, vom Gästehaus die Polizei rufen. Dann hörte sie Heike schreien. »Chris! Lauf weg! Er ist hier drin!« Chris hörte einen Schlag und dann ging Heikes Rufen in lautes Schluchzen über.

Sie riss die Tür auf. Ermekeil stand mit Heike in der Halle, im bunten Licht aus den Fensterrosetten, das an diesem grauen Morgen nur matt leuchtete. Er

umklammerte Heike und hielt ihr eine Pistole mit Schalldämpfer an die Schläfe. Sie blutete aus einer kleinen Platzwunde über dem Auge. Dieses Schwein hatte sie ins Gesicht geschlagen! Chris spürte, wie der Zorn der Bärin in ihr erwachte. Sie richtete sich drohend auf. »Lassen Sie sie los!«, rief sie. »Sofort!« Gleichzeitig wurde ihr bewusst, wie lächerlich das war. Immerhin hatte er eine Pistole.

Er lächelte. »Wenn Sie mir gehorchen, werde ich Frau Vandenberg nichts tun. Ich will Sie.« Diese sanfte, weiche Stimme stand in einem geradezu perversen Gegensatz zu dem, was er tat. Er stieß Heike zur Seite und richtete die Pistole auf Chris. »Ich werde Sie erlösen. Das ist Gottes Wille. Sie werden mich jetzt zum Dom begleiten.« Wieso bin ich so ruhig?, wunderte sich Chris. Das muss wohl die Bärin sein, die mir Kraft gibt. »Was ist, wenn ich mich weigere?«

»Dann erschieße ich zunächst Frau Vandenberg und anschließend Sie, sodass Sie hinab in die Hölle fahren. Gott gibt Ihnen durch mich die Chance Buße zu tun, für Sie selbst und alle dämonisch verblendeten Frauen. Diese Chance wäre vertan, wenn Sie mir nicht gehorchen.« Gut, dachte Chris, wenn ich mitkomme, lässt er Heike leben, und ich gewinne Zeit. Aber wer garantiert, dass er Heike nicht trotzdem erschießt? Sein Gerede klingt komplett wahnsinnig.

»Sie werden jetzt Frau Vandenberg in den Keller sperren, dort kann sie im Gebet Trost finden und ihre Seele von den schmutzigen Versuchungen Ihrer Hexerei läutern.« »Nein, ich will nicht dort hinunter zu dem blauen Licht!«, schluchzte Heike.

»Es ist Gottes Wille!« Jetzt klang seine Stimme kalt und drohend und er richtete die Pistole wieder auf Heike. Chris nahm Heike bei den Schultern und führte sie behutsam auf die Kellertreppe zu. »Das ist unsere einzige Chance«, sagte sie. »Ich glaube wirklich, dass er uns sonst erschießt.« Ermekeil folgte ihnen in ein paar Schritten Abstand. Wahrscheinlich würde er mir genauso in den Rücken schießen wie dem Mann vor dem Eingang, dachte Chris. »Der Tote draußen, ist das Onkel Harald?«

Heike nickte schluchzend. »Ich ... ich stand an der Tür«, stammelte sie. »Ich habe alles mitangesehen. Ich war wie gelähmt, konnte nicht schreien. Als er die Pistole auf mich richtete, dachte ich, er erschießt mich auch.« Chris sah den bedrohlichen blauen Lichtschein auf dem Boden des Kellers. Das Licht schien seit gestern Abend intensiver geworden zu sein. Heike klammerte sich ängstlich an sie. Chris löste behutsam Heikes Hände und schob sie in den Keller. »Hab keine Angst«, sagte sie. »Ich werde alles versuchen, um dir Hilfe zu schicken.« Heike nickte zitternd. Dann drückte Chris die Tür zu und drehte den Schlüssel herum. »Was jetzt?«, fragte sie und schaute Ermekeil an, der immer noch die

Pistole auf sie richtete. »Zu meinem Wagen.«

Als sie die Treppe hochstiegen, fingen Chris' Knie an zu schlottern. Bärin, lass mich nicht im Stich, dachte sie. Das Zittern hörte auf. »Warum haben Sie den Hund erschossen?«, fragte sie. »Er hat Ihnen nichts getan!« »Sein Fell hatte die Farbe der Nacht und des Bösen und sein Blick war dämonisch. Die ganze tierische Natur ist dämonisch.«

Krank, dachte Chris, er ist vollkommen krank. Sie gingen durch den Park. »Glauben Sie mir, es ist mir nicht leicht gefallen, den guten Herrn Terwegen zu erlösen«, sagte Ermekeil plötzlich hinter ihr, mit angesichts seiner Tat grotesk wirkender Frömmigkeit in der Stimme. »Er hat mir wertvolle Dienste geleistet, jetzt eben noch, indem er Frau Vandenberg dazu brachte, das Tor zum Park zu öffnen, und weil der Hund ihn kannte. Doch ich kann nur allein im Zentrum der Energie stehen. So will es die Vorsehung. Das hätte er nicht begriffen, darum musste es sein.« Wenn er wenigstens nicht so schrecklich viel reden würde, dachte Chris. Erst jetzt bemerkte sie, wie sonderbar der Himmel aussah. Unheilvolle gelblich-graue Wolken ballten sich über der Stadt. Die Luft schien förmlich zu knistern, als wollte gleich ein gewaltiges Gewitter niedergehen, und es regte sich kein Windhauch.

Sie gingen zu einem in der Seitenstraße parkenden Mercedes. »Sie fahren«, sagte Ermekeil. »Denken Sie daran: Ich gebe Ihnen die Chance den Himmel zu sehen. Aber eine Frau in die ewige Verdammnis zu schicken fällt mir ebenfalls nicht schwer. Gehorchen Sie also! Die Engel des Herrn sind zugleich gütig und streng.«

Ermekeil setzte sich auf den Rücksitz, Chris fuhr los und reihte sich in den Verkehr auf der Rheinuferstraße ein. »Was haben Sie vor ... wenn wir im Dom sind?«, fragte sie. »Ich befinde mich im Gebet, stör mich nicht, Hexe! Ich stimme mich auf die göttliche Liebe ein.« Für eine Sekunde hoffte sie, er würde vielleicht mit geschlossenen Augen beten. Doch im Rückspiegel traf sie sein kalter, wachsamer Blick. Offenbar um seine Wachsamkeit zu unterstreichen, presste er den Pistolenlauf in die Sitzlehne.

Vor ihnen ragte nach kurzer Fahrt der Dom in den Himmel und Chris fragte sich, ob es sich bei dem Phänomen, das sie dort sah, um eine optische Täuschung handelte. Die Wolken über Köln schienen sich regelrecht um den Dom zusammenzuziehen. Über der Kathedrale waren sie am schwärzesten und hingen am tiefsten.

»Noch regiert die Finsternis«, sagte Ermekeil leise. »Aber die Ankunft des Lichtes ist nicht mehr fern.« Dann dirigierte er sie von der Rheinuferstraße durch einige enge Gassen bis zur Zufahrt auf die Domplatte. Hier gab es eine von

Polizisten bewachte Straßensperre. Ein Polizist beugte sich zum Fenster hinunter. Jetzt, dachte Chris, er muss die Pistole verstecken. Wenn ich aus dem Wagen springe - aber wieso spürte sie immer noch den Pistolenlauf im Rücken? Offenbar hatte er sie mit einer Jacke zugedeckt.

»Sie können hier nicht weiter, tut mir Leid«, sagte der Polizist. »Die gesamte Domplatte ist abgesperrt, wegen der Erdbebengefahr.« Das Gesicht des Polizisten wirkte besorgt und unruhig.

»Ich bin Domkapitular Dr. Ermekeil. Ich habe eine Verabredung mit dem Domprobst.«

Ein zweiter Polizist kam hinzu. »Lass den Herrn Dompfarrer durch, den kenne ich!«

Daraufhin wurde der Mercedes durchgewinkt. »Fahr nach links, zur Sakristei.« Dort musste Chris anhalten. Als sie ausgestiegen waren, sah Chris, dass Ermekeil die Waffe tatsächlich unter einem großen weißen Tuch versteckte. Mit der freien Hand zeigte er nach oben zu den Türmen, die geradezu in die sich drohend zusammenballenden schwarzen Wolken hineinzustechen schienen. »Siehst du die Kreuzblumen oben auf den Türmen und den goldenen Stern über der Vierung, Hexe? Sie weisen dir den Weg zu Gott, weg von aller irdischen, fleischlichen Gebundenheit!« Er versetzte ihr mit dem Pistolenlauf einen groben Stoß in den Rücken. Die Pforte am nördlichen Querhaus war nicht verschlossen. Sie betraten den Dom und gingen an dem Kerzenmeer vor der Schmuckmadonna vorbei. Der Dom war menschenleer, aber er war nicht still. Eine pulsierende Schwingung schien die ganze riesige Steinmasse erfasst zu haben, und ein leises, unheimliches Summen erfüllte die Luft. Ein paar Mal hörte Chris, wie Putz oder kleine Sternchen prasselnd von den Pfeilern herabrieselten. Und da war noch etwas. Chris fühlte sich magisch von der Treppe, die zur Krypta führte, angezogen, trotz der Vibrationen und des bedrohlichen Ächzens und Stöhnens des Mauerwerks. Da war wieder dieser Sog, den sie am Tag zuvor unten in dem Gebetsraum verspürt hatte und den auch Karla damals verspürt haben musste, ehe sie auf der Treppe zu Tode stürzte. Chris hatte das deutliche Gefühl gerufen zu werden -nicht von Ermekeil und seinem kalten, himmlischen Gott. Und die Bärenkraft in ihr schien plötzlich anzuschwellen wie nie zuvor. Kampfbereite Bärin, die sich auf die Hinterbeine aufrichtet und ihre Pranken schwingt. Sie fragte sich, ob Ermekeil klar war, *wen* er sich da hinab in sein geheimes Gewölbe holte.

Sie stiegen die Treppe zur Krypta hinunter. Vor der Tür des Gebetsraumes blieb Chris stehen und drehte sich zu dem Priester um. Er hatte sich das weiße Tuch über die Schulter geworfen und versteckte die Pistole nicht mehr. Seine

Augen funkelten und um seinen Mund zuckte es. »Geh nur weiter, Hexe!« Alles Sanfte war aus seiner Stimme verschwunden. Sie klang aggressiv und hasserfüllt. Als Chris den Gebetsraum betrat, stellte sich wieder der gleiche Effekt ein wie am Tag zuvor - ganz plötzlich schwand ihre Kraft, und ihre Knie wurden weich. Es war, als träfe sie der böse Blick des Mannes auf dem Altarbild. Aber diesmal war sie besser vorbereitet. Sie konzentrierte sich auf die Vorstellung einer Bärin, die hoch aufgerichtet auf einem Hügel steht, bereit ihr Junges gegen jeden Feind zu verteidigen. Das half. Die Kraft kehrte in ihre Beine zurück, und der Mann auf dem Altarbild wirkte nicht mehr bedrohlich, sondern nur noch hässlich.

Ermekeil warf plötzlich einen Schlüssel an ihr vorbei, der klirrend vor dem Altarbild landete. »Los! Heb ihn auf!« Dazu musste sie sich hinknien und unter den schrankartigen Altar fassen. Sie glaubte zu spüren, wie Ernekeil sie dabei von hinten anstarrte. »Schieb es zur Seite!« Chris stand auf. Das Bild ließ sich tatsächlich seitlich wegschieben. Sie steckte den Schlüssel in das Schloss der Tür dahinter und öffnete sie.

Eine lange, dunkle Treppe lag vor ihr, aber von unten drang blaues Licht herauf, so hell und intensiv, dass sie die Stufen gut erkennen konnte. Die Luft roch stechend wie bei einem Gewitter. Und der eigenartige Summton war hier noch deutlicher hörbar als oben im Dom. Sie stiegen hinab. Am Fuß der Treppe lag ein Mann, dessen Kopf in groteskem Winkel von seinen Schultern abstand. Chris erkannte den kleinen, rundlichen Priester wieder, den sie am Tag zuvor mit Susanne im Dom getroffen hatte. In dem kalten, blauen Licht wirkte sein verzerrtes Gesicht mit den toten Augen gespenstisch. Chris blieb stehen. Sofort spürte sie, wie Ernekeil ihr den Pistolenlauf unbarmherzig in den Rücken presste. Es kostete sie große Überwindung, sich von dem erschreckenden Anblick loszureißen und über den Toten zu steigen, wie über eine achtlos gewgeworfene Stoffpuppe. »Scharenbroich, diese gute Seele erlösen zu müssen, hat mich sehr traurig gemacht. Männer sind Gott so nahe.« Jetzt klang seine Stimme wieder sanft und fromm. Was Chris vor sich sah, konnte sie überhaupt nicht einordnen. Sie standen in einer gewaltigen Säulenhalle, auf deren Boden eine von einem blauen Kreis umgebene riesige goldene Sonne aufgemalt war. Von den drei monströsen Metallgebilden, die um diesen Kreis angeordnet waren, strahlte das blaue Licht aus. Die Luft summte und vibrierte, als stünden sie mitten in einem Kraftwerk. Aber dennoch verspürte Chris fast keine Angst. Sie hatte das deutliche Gefühl am Ziel angelangt zu sein. Hierher war sie geführt oder gerufen worden, ohne zu wissen, von wem und wozu. Eine sonderbare Ruhe erfüllte sie.

Wieder spürte sie den Pistolenlauf im Rücken. »Vorwärts, Hexe! Es ist nicht mehr viel Zeit. Bald wird das Gewölbe in Bischofsweiler gesprengt.« Langsam gingen sie zwischen den riesigen leuchtenden, knisternden und summenden Metallgebilden hindurch auf das Sonnensymbol zu.

Ich will nicht in diesem verdammten Keller sterben, dachte Susanne, und ich *werde* nicht in diesem Keller sterben. Sie und Vandenberg hatten schon ein paar Mal laut gerufen. Es gab einen Kohlenschacht, aus dem schwach Tageslicht herabfiel. Irgendjemand würde sie hören. Das blaue Licht war heller geworden. Susannes Füße juckten bis hinauf zu den Knöcheln, und ihre Fußsohlen brannten wie Feuer. Sie hatte verzweifelt versucht sich von den Fesseln zu befreien, und sich dabei doch nur die Haut blutig gescheuert. Immer wieder gab es Vibrationen, kleine Stöße, unter denen das Haus erzitterte. Ab und zu rieselte Putz von der Decke. Susanne hatte keine Ahnung, wie viel Zeit noch bis zu der Sprengung blieb, doch es kam ihr so vor, als sei bereits eine Ewigkeit vergangen.

Wenn nur Chris nichts geschah. Sie dachte an Chris' lustig baumelndes Zöpfchen, das sie sich um den Finger wickelte, wenn sie verlegen war, sie sah ihr Lächeln und hörte ihre wache, neugierige Stimme. Und sie versuchte krampfhaft sich nicht vorzustellen, was dieser irre Priester mit ihr anstellen würde. Offenbar hielt er sich für den letzten Großinquisitor. Chris ist stark, sagte sie sich immer wieder. Sie ist eine Schamanin. Sie wird dieses Monster besiegen. »Ich glaube, draußen hält ein Auto«, sagte Roland, der vom vielen Rufen ganz heiser war.

Wieder schrieten sie aus Leibeskräften, hielten zwischendurch inne, lauschten. Plötzlich hörte Susanne eine Stimme, von der sie nicht geglaubt hätte, dass sie ihr einmal so angenehm in den Ohren klingen würde. Tönsdorf! Ich werde Antweiler bitten, Mallmann in ein anderes Team zu versetzen, damit Tönsdorf mein fester Assistent wird, dachte sie. Ich werde ihm sogar erlauben in meinem Büro zu rauchen! »Susanne? Wo bist du denn?« Seine Stimme oben vom Kohlenschacht.

»Hier unten im Keller. Hol uns raus, schnell!« Sie hörten wie oben eine Glasscheibe zu Bruch ging, etwas später einen Schuss, nach dem die Kellertür krachend aufflog. Tönsdorf schaltete das Licht ein und rannte schnaufend die Treppe herunter. Unten blieb er stehen. »Verdammt!«, ächzte er. »Dieses blaue Licht gibt's also tatsächlich!« Dann eilte er zu Susanne und klopfte ihr unsicher auf die Schulter. »He, lebst du noch?« »Losbinden wäre keine schlechte Idee ...« Während er mühsam und fluchend die fest verknoteten

Stricke löste, fragte Susanne: »Wie hast du uns gefunden?« »Ich wollte dich anrufen, um dir zu sagen, dass Scharenbroich seit gestern Nachmittag spurlos verschwunden ist, aber du hast dich nicht gemeldet. Ich habe es immer wieder versucht, und irgendwann dachte ich mir, dass du immerhin Terwegen des Mordes verdächtigst. Also hab ich lieber mal nach dem Rechten gesehen.«

Susanne rieb sich ihre befreiten Handgelenke. »Scharenbroich ist also verschwunden«, sagte sie nachdenklich. »Dann hat Ermekeil den vermutlich auch auf dem Gewissen. Ermekeil ist übrigens der Mörder, Terwegen hat nur Beihilfe geleistet.« »Dieser Dompfarrer!«

»Und inzwischen haben die beiden vermutlich meine Freundin Chris in ihrer Gewalt!«

Tönsdorf steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen. »Scheiße, was machen wir denn jetzt?« »Ehe ihr weitere Schritte in Erwägung zieht, könnt ihr mich vielleicht erst einmal losbinden«, stöhnte Roland entnervt.

Chris kniete am Rand des blauen Kreises auf dem Boden, während Ermekeil ihr die Hände auf dem Rücken fesselte. Ja, fessele mich nur, dachte sie, aber es wird dir nichts nützen. Du hast doch selber gesagt, dass ich eine Hexe bin. Ich bin mit den Dämonen im Bunde. Chris wunderte sich, woher diese Gedanken kamen. Waren das wirklich ihre eigenen? Stammten sie von der Bärin?

»Bestimmt fragst du dich, was es mit diesen drei Metallgebilden auf sich hat? Nun, vermutlich wird es deinen beschränkten weiblichen Verstand überfordern, aber ich will es dir trotzdem erklären: Damals wurden sie Erdnadeln genannt. Sie reichen fast siebenzig Meter tief in den Boden und sind aus vielen einzelnen Eisenstücken zusammengeschnitten. Für das dreizehnte Jahrhundert war das eine unglaubliche Ingenieursleistung.«

Nun band er ihr auch die Fußknöchel zusammen. Die Pistole hatte er weggelegt. Ich könnte nach ihm treten, mich wehren, dachte Chris. Doch da war immer noch diese eigenartige Ruhe, die von ihr Besitz ergriffen hatte, ein Gefühl, dass alles am richtigen Platz war, alles so geschah, wie es geschehen musste.

Eine heftigere Vibrationswelle ließ den Boden erzittern. Ermekeil verlor das Gleichgewicht, musste sich einen Moment auf ihre Schulter stützen und Chris merkte, wie er regelrecht vor dem Kontakt mit ihrem Körper zurückzuckte. Prasselnd fielen irgendwo in den düsteren Weiten des Gewölbes Steine von der Decke.

Der Boden beruhigte sich wieder. »Heute würde man vielleicht von Erdakupunktur sprechen«, fuhr Ermekeil fort. »Diese Erdnadeln, deren Köpfe hier so blau leuchten, sind vermutlich die größten Akupunkturnadeln, die je geschaffen wurden. Damals wusste man natürlich nichts von chinesischer Akupunktur. Die Geomanten Konrad von Hochstadens nannten es *Die satanische Kraft des Erdleibes durch den Willen Gottes bändigen und knechten*. Die heidnischen Chinesen nennen die männliche Energie Yang und die weibliche Yin. Für unsere frommen Vorfahren war Yang die Christuskraft und Yin die Satanskraft. Der männliche Pol, der Christuspol des Leyliniennetzes, liegt hier im Osten unter dem Dom, der weibliche Pol, der Satanspol, befindet sich im Westen, unter dem Nonnenkloster von Bischofsweiler. Auch dort stecken drei siebzig Meter lange Nadeln in der Erde. Es gibt außerdem einen Süd- und einen Nordpol, aber die sind von untergeordneter Bedeutung.«

Nun endlich wurde Chris bewusst, was die Vorfahren der Vandenbergs und der anderen alten Familien der Erde angetan hatten. Seit Jahrhunderten steckten diese monströsen Nadeln in der Haut der Erde, reizten sie und bereiteten ihr Schmerzen, um sie dazu zu zwingen, mehr Energie abzugeben, als normalerweise durch das Netz von Leylinien geflossen wäre. Und mit ihren schamanischen Sinnen erhielt Chris plötzlich einen klaren Eindruck von der Wut und dem Schmerz, die sich während dieser Jahrhunderte unter der Stadt Köln und dem Umland angestaut haben mussten. Chris konnte diese enorme Anspannung in den Erdschichten unter dem Dom in ihrem ganzen Körper spüren. Wie hatten die Menschen hier jahrhundertlang so dumm und blind sein können? Vielleicht hatten sie die große Katastrophe verdient, die jetzt über sie hereinbrechen würde. Dann musste Chris an Heike und Roland denken, und an Susanne, die alle irgendwo dort oben waren und sterben würden, wenn die Stadt in einem gewaltigen Erdbeben unterging. Vielleicht kann ich es verhindern, dachte Chris. Mit aller Kraft zerrte sie an ihren Fesseln. Ermekeil hob den weißen Stoff vom Boden auf, und Chris erkannte, dass es sich um ein Messgewand handelte. Er zog es über und ging in die Mitte des Sonnensymbols. Erst jetzt sah Chris, dass dort ein großes Schwert lag. Er hob es auf, wandte sein Gesicht jenem Erdanker zu, der sich genau gegenüber der Stelle befand, wo er Chris gefesselt hatte. Er stellte sich breitbeinig hin, stützte die Schwertspitze auf den Boden und legte beide Hände um den Griff. »Ich wende mein Gesicht nach Westen!«, rief er. »Möge der verabscheuungswürdige Satanspol zerstört werden und alle Energie sich hier an diesem Punkt konzentrieren.« Die Worte schienen nicht Chris zu gelten, sondern ein Gebet oder eine Beschwörung zu sein. »Möge alles Niedere und Dunkle vergehen und nichts übrig bleiben als die

reine Liebe Christi und das gleißende Licht Gottes. Ich werde der Engel des Lichts sein, ich werde das Schwert sein, dass die Finsternis für immer vertreibt!« Dann schwieg er und stand reglos wie eine Statue, während das blaue Leuchten der Erdanker immer gleißender wurde und das von ihnen ausgehende Knistern und Summen zu einem Rauschen anschwell, das Chris betäubend laut in den Ohren dröhnte.

Heike fürchtete, die Villa würde über ihr zusammenstürzen. Fast wünschte sie, Ermekeil hätte sie erschossen, statt sie dieser Angst auszusetzen. Das Haus schien in allen Fugen zu stöhnen und zu ächzen. Ständig rieselte Putz von der Decke, legte sich ihr als feuchter Staub auf die Lungen und nahm ihr den Atem. Sie musste immer wieder husten. Und sie hatte das Gefühl, dass das blaue Leuchten ihr die Fußsohlen verbrannte, wenn sie zu lange an einer Stelle stand. Sehnsüchtig schaute sie zu dem kleinen Schimmer Tageslicht hoch, der durch eine alte Vorratsluke fiel, durch die früher Kartoffeln und andere im Keller zu lagernde Dinge herabgelassen worden waren. Vermutlich ließ sich die Luke von innen ohnehin nicht öffnen. War dort nicht außen sogar ein Vorhängeschloss angebracht? Sie wusste es nicht genau.

Wenn sie eines der Weinregale leer räumte und unter die Luke schob ... Wie in Trance zog sie die Flaschen aus dem Regal und stellte sie hinunter in das blaue Licht. Vermutlich war der Wein danach ungenießbar. Mühsam zog sie das Regal unter die Luke. Es schwankte gefährlich hin und her, als sie an ihm hochstieg wie an einer Leiter. Dann hockte sie auf dem obersten Brett und richtete sich unsicher auf. Es war sinnlos. Ihre Arme reichten nicht einmal bis zum Ende des Schachts, über dem sich die Luke befand. In diesem Moment ließ eine neue Stoßwelle den Boden erzittern. Heike verlor das Gleichgewicht. Ihre Füße rutschten von dem Regalbrett ab. Sie klammerte sich mit den Händen fest, riss sie sich an dem splintigen Holz blutig und kippte dann mit dem ganzen Regal um. Ihr Kopf stieß gegen etwas Hartes und sie wurde ohnmächtig. Als sie aufwachte, hörte sie, dass jemand ihren Namen rief. Roland! Entsetzt merkte sie, dass sie mit dem ganzen Körper in dem blauen Licht gelegen hatte. Ihre Haut brannte und juckte. Benommen rappelte sie sich auf, mit einem pochenden Schmerz in der Stirn. Erst gehorchten ihre Stimmbänder ihr nicht, doch dann rief sie immer lauter Rolands Namen.

Ein paar Augenblicke später stand er im Keller und schloss sie in die Arme. »Onkel Harald und Ahriman sind ...«, stammelte sie.

»Ich habe es gesehen.«

»Ermekeil hat Chris entführt. Er ist mit ihr zum Dom gefahren.«

Roland brachte Heike nach oben. Selbst er schien kein Vertrauen mehr in die Stabilität der Villa zu haben und eilte mit Heike in den Park. Ein bärtiger Mann wartete dort, der sich als Susannes Kollege vorstellte. Roland eilte noch einmal ins Haus. »Wo ist Susanne?«, fragte Heike. »Sie versucht mit dem Polizeiwagen nach Bischofsweiler durchzukommen, um die Sprengung des Gewölbes vielleicht noch in letzter Minute zu verhindern.« Als Roland wieder zu ihnen kam, trug er den Rutenstab der Vandenbergs bei sich. »Ich gehe jetzt zum Dom«, sagte er, »und versuche Chris zu helfen. Vielleicht kann der Stab mir dabei nützlich sein.« »Ich komme mit!«, sagte Heike.

Roland schaute sie erstaunt an. »Das wäre viel zu gefährlich. Die Polizei wird dich aus der Stadt bringen, wo du in Sicherheit bist, bis alles vorbei ist.«

Heike spürte eine tiefe Entschlossenheit und einen Mut, den sie bei sich nie vermutet hätte. »Ich will dir helfen. Und ich will nicht beschützt und behütet werden. Und außerdem ist Chris meine Freundin!«

Also zwängte Heike sich hinter Roland und Tönsdorf auf die enge Notsitzbank des Porsche und sie rasten über Bürgersteige und gegen Einbahnstraßen zum Dom, während die Ausfallstraßen mit den Autos derjenigen Kölner verstopft waren, die in Panik aus der Innenstadt zu fliehen versuchten.

Der Anblick, den der Himmel bot, jagte Heike einen Schauer über den Rücken. Die schwarzen Wolken bildeten eine Art Kegel über der Stadt, dessen tiefster Punkt sich genau über dem Dom befand. Die Spitzen der Domtürme waren bereits in der finsternen Wolkenmasse verschwunden, sodass es aussah, als seien am Dom Himmel und Erde miteinander verwachsen.

Dann sah Heike ein kleines Flämmchen an der Spitze der Autoantenne, und weitere kleine Irrlichter oben an den Fahnenmasten vor dem Regency-Hotel, an dem sie gerade vorbeirauschten. »Was ist das?«, rief sie erschrocken. »Elmsfeuer«, sagte Roland. »Normalerweise treten die nur bei Schiffen im Sturm auf oder manchmal, wenn Flugzeuge durch Gewitterfronten fliegen. Die Luft muss enorm statisch aufgeladen sein. Ich kann mir das gar nicht erklären ...« »O Gott«, stöhnte Tönsdorf. »Hoffentlich schafft es Susanne noch!«

Als Susanne sah, dass auch die Luxemburger Straße hoffnungslos verstopft war, wusste sie, dass es keinen Sinn hatte. Da nützte auch das Blaulicht nichts. Dennoch startete sie einen letzten Versuch. Sie scherte aus der Kolonne aus und fuhr über den Bürgersteig nach rechts in die Fußgängerpassage eines Einkaufszentrums, nahm einige Mülleimer und Fahrradständer mit und gelangte zu einer schmalen Einbahnstraße, die sie entgegen der Fahrtrichtung benutzte. Vielleicht schaffte sie es doch noch zur Autobahn. Die Leute hatten

allen Grund aus der Stadt zu fliehen, das ließ sich nicht leugnen. Entlang der Leylinien und an den Knotenpunkten des Netzes entstanden immer heftigere Vibrationen und Erschütterungen. Susanne sah ein altes Fachwerkhaus in sich zusammenstürzen, als sei es aus Streichhölzern, sie sah einen Kirchturm wild hin und her schwanken. Besonders schlimm waren die Gasleitungen, die über Leylinien verliefen oder sie kreuzten. Dort kam es zu Explosionen und Bränden. Und es gab sonderbare statische Störungen, die den Funkverkehr lahm legten, was für Feuerwehr und Rettungsdienste eine zusätzliche Katastrophe darstellte. Das Funkgerät im Wagen hatte sie längst abgeschaltet, da es einfach unmöglich war, zum Präsidium durchzudringen.

Susanne brauste mit fast siebzig Stundenkilometern gegen die Einbahnstraße, als der Wagen plötzlich heftig durchgeschüttelt wurde. Vor ihr barst ein Hydrant, und eine Wasserfontäne spritzte meterhoch in die Luft. Susanne verriß das Steuer und verlor die Kontrolle über den Wagen. Das Schaufenster eines Supermarktes kam rasend schnell näher. Trotz Vollbremsung durchbrach der Wagen die Scheibe, der Airbag sprang Susanne knallend ins Gesicht, und sie musste aus einem Berg von umgestürzten Lebensmittelregalen herausklettern, immerhin bis auf ein paar Schrammen unverletzt. Dann ließ eine gewaltige Detonation den Boden erzittern. Susanne rannte nach draußen. Ein Stück die Straße hinunter war offenbar eine Gasleitung explodiert, und ein Haus stand in Flammen. Sie hörte verzweifelte Schreie und lief hin, um zu helfen.

Tönsdorfs Dienstausweis und Rolands weithin bekanntes Gesicht halfen ihnen die Absperungen um den Dom zu überwinden. Heike blickte ängstlich zu den schwarzen Wolken empor und erwartete, dass jeden Moment gewaltige Blitze aus ihnen herabzuckten. Ein Summen und Brausen erfüllte die Luft, das tief aus der Erde zu kommen schien. Der Haupteingang des Doms war verschlossen. »Wollen Sie wirklich da hinein?«, fragte Tönsdorf. Einige Steinfiguren waren von den Sims herabgestürzt.

»Der Rutenstab wird uns schützen«, sagte Roland, und Heike wunderte sich, woher er diese Zuversicht nahm. Dennoch war sie fest entschlossen keinen Schritt von seiner Seite zu weichen. Die Tür am Nordquerhaus stand offen. Roland rannte hinein, Heike und der schnaufende Tönsdorf hinterher. »Woher wissen Sie denn, dass Chris hier drin ist?«, keuchte er.

»Ich kann mich wieder an alles erinnern«, antwortete Roland und blieb an der Treppe stehen, die hinab in die Krypta führte. »Mein Großvater hat nicht nur hier unter der Vierung den Rutenstab mit mir ausprobiert. Er war auch mit mir

unten in dem Geheimen Gewölbe. Was ich dort sah, hat mich so erschreckt, dass ich es völlig verdrängt habe. Ich bin sicher, dass Ermekeil mit Chris dort hinunter ist. Ich sehe alles wieder deutlich vor mir ... das riesige Sonnensymbol, die Erdnadeln ...«

Doch ehe er den Fuß auf die Treppe setzen konnte, schien plötzlich der ganze Dom in Bewegung zu geraten. Steine prasselten herab, Heike schrie laut auf und Roland warf sich über sie, um sie mit seinem Körper zu schützen.

Während der Kegel aus schwarzen Wolken sich immer tiefer über die Klosterruine hinabsenkte und überall Elmsfeuer tanzten und zuckten, hatte Barnstett seine Frau und seine Töchter im nur gut zehn Kilometer entfernten Jülich vor Augen gesehen und nur noch eines denken können: Sie dürfen nicht sprengen! Wie ein Wahnsinniger war er mit seinem orangen Wagen zum Kloster zurückgerast, wo der Sprengmeister nur dreihundert Meter von dem Gewölbe weg in seinem kleinen Betonunterstand hockte, um um Punkt elf Uhr den Kabelzünder zu betätigen.

Als Barnstetts Wagen mit über den Schotter rutschenden Reifen ein paar Meter neben dem Unterstand zum Stehen gekommen war, hatte der Sprengmeister ihn angestarrt wie eine Erscheinung. »Nicht zünden!«, rief Barnstett und wusste im selben Moment, dass er zu spät kam, sah, wie die Hand des Sprengmeisters abwärts glitt, den Hebel herunterdrückte, gerade als Barnstett zum Sprung ansetzte und sich gegen die Schulter des Mannes warf. Eine Druckwelle, weit stärker, als der Sprengstoff in den Bohrlöchern sie hätte verursachen können, packte wie eine Riesenfaust den Unterstand und die beiden Männer und schleuderte sie davon. Den gewaltigen Blitz, der aus dem Krater, wo sich eben noch das Gewölbe befunden hatte, hinauf in die schwarzen Wolken schoss, sahen Barnstett und der Sprengmeister schon nicht mehr.

Die Menschen, die sich am Rand der abgesperrten Domplatte versammelt hatten, um Kerzen anzuzünden und zu beten, hielten den Atem an, als ein gewaltiger Blitz aus dem finsternen Himmel herabzuckte, genau in die Vierung des Doms schlug und den goldenen Stern auf dem Dachreiter zu einem unförmigen Klumpen Metall zusammenschmolz. Er verwandelte sich tatsächlich in einen Engel. Chris starrte ungläubig auf die Gestalt im Zentrum des Sonnensymbols, die in einem unirdisch weißen Licht erstrahlte. Von den riesigen, grellblau aufstrahlenden Köpfen der drei Erdnadeln im Westen, Süden und Norden sprangen zischend und krachend Lichtbögen zum Zentrum des Sonnensymbols über und in diesem gewaltigen Energiestrom wuchs Ermekeils

Gestalt, und Chris erkannte schemenhafte Flügel. Als die Lichtbögen erloschen, stand ein großer weißer, in kaltem Licht leuchtender Engel vor ihr. Er drehte sich um, und die bohrenden, funkelnden Augen in seinem strengen Gesicht, das immer noch die Züge Ermekeils trug, waren ohne Gnade. Die Schneide seines Schwertes war wie weißes Feuer, und es zischte laut, als er es durch die Luft schwang. Er kam auf Chris zu.

»Ich bin der Engel des Lichts!« Seine mächtige Stimme hallte kalt und unbarmherzig durch das Gewölbe, übertönte das knisternde Rauschen der Erdnadeln und das Krachen und Ächzen der zitternden Mauern. »Ich bringe die strenge, gerechte Liebe Gottes! Ich töte die Dämonen und vertreibe Sünde und Laster!«

Er kam immer näher und schwang sein Schwert hoch über dem Kopf. Chris zerrte verzweifelt an ihren Fesseln. Dann fiel ihr plötzlich ein, wer sie war, und dass sie nicht allein war. Sie erinnerte sich an die Worte der Domführerin. Selbst hier in diesem Tempel, den die Christen für ihren fernab im Himmel thronenden Gott gebaut hatten, gab es Erdgeister, es wimmelte geradezu von ihnen, und sie sehnten sich danach, vielleicht seit Jahrhunderten, dass sie endlich wieder jemand um Hilfe bat, der an die Kräfte der Natur glaubte. Chris hatte ihre Bitte kaum ausgesprochen, die Geister leise flüsternd um Hilfe anrufen, als sie aus der dämmerigen Weite der riesigen Säulenhalle ein Raunen und Murmeln hörte, das rasch näher kam und immer mehr anschwellte. Von allen Seiten schwebten Schatten heran, lebendige Schatten. Chris glaubte Tierstimmen zu hören, Gelächter und spöttisches Gejohle. Die Schemen verdichteten sich zu grinsenden Koboldgesichtern. Grünlich wabernde, in Umhänge aus Blättern gehüllte Waldschraten wurden sichtbar, und Baumfeen, die als kleine gelbe Irrlichter umhertanzten. Mit lautem Gekreische stießen sie auf den Engel herab, und Chris konnte die Wut spüren, die sich in ihnen angestaut hatte, weil die Menschen sie schon so lange mit Missachtung strafen. »Ich töte die Dämonen!«, schrie der kalte, weiße Engel. »Ich bin das Schwert Gottes!« Und er schwang sein weißes Flammenschwert. Jeder Erdgeist, den er erschlug, löste sich zischend in Luft auf, doch jedesmal schlüpfte dafür zwei neue aus der Dunkelheit. Bald war der Engel in einen scheinbar endlosen Kampf gegen kreischende Kobolde und irrlichternde Baumgeister verstrickt, über den er Chris völlig zu vergessen schien. So heftig und geschickt er sein Schwert auch schwang, es gelang ihm nicht, die Geister zu besiegen. Chris musste an Karlas Worte denken: *Die Heiligen und die Engel haben Angst vor den Dämonen. Und die Dämonen wollen die Heiligen und die Engel vertreiben, weil sie schon viel länger hier sind und glauben, dass ihnen dieser Platz allein gehört. Die Kirche kann nichts machen gegen die Dämonen, sie sind viel älter und mächtiger. Aber die Dämonen können auch die Engel nicht*

vertreiben. Sie kommen einfach nicht voneinander los. Chris glaubte wieder die lallende Stimme der vom Alkohol gebrochenen kleinen Frau im Ohr zu haben. Karla hatte wirklich das zweite Gesicht besessen.

Und Chris wusste jetzt, warum sie hier unten war, und wer sie gerufen hatte. Die Kraft der Bärin durchströmte sie und pulsierte in ihr. Mit einem einzigen, mächtigen Ruck zerriss sie ihre Fesseln und stand auf. Die Geister trieben den wild und vergeblich mit dem Schwert um sich schlagenden Engel von ihr weg, drängten ihn zum Rand des Sonnensymbols. Der Weg war frei.

Vor ihr, im Westen, dort, wo Bischofsweiler lag, leuchtete der Kopf der Erdnadel in grellem Blau. Die Luft sumnte, dröhnte und knisterte. Der Boden unter ihren Füßen schien sich in ein lebendiges, zuckendes Tier verwandelt zu haben, rings um sie prasselten Steine von der Decke herab. Chris ging auf die Erdnadel zu und streckte die Arme aus. Sie hatte die Erde gebeten ihr den Weg zu zeigen, und dieser Weg hatte Chris hierher geführt. Seit Jahrhunderten litt die Erde Schmerzen, und der weibliche Pol des Netzes war nun völlig zerstört. Das Gleichgewicht musste wiederhergestellt werden. Nur eine Frau konnte, vielleicht, doch noch eine Heilung herbeiführen.

Das blaue Licht war heiß und blendete sie. Ich werde sterben, dachte Chris. Sie dachte an Heike und Roland, an Susanne, mit der sie gerne noch oft gelacht und herumgealbert hätte, an Jonas, den sie nie wieder sehen würde. Nie wieder würde sie unter hohen Bäumen wandern und den Duft von frisch gemähtem Heu riechen. Kleine, blaue Flammen leckten an ihren Fingerspitzen, schlängelten sich geradezu zärtlich an ihren Armen hoch. Das blaue Feuer hüllte Chris ein - und die Welt um sie herum hörte auf zu existieren.

Zehn

Susanne hatte mit aller Kraft geholfen, stöhnende, verletzte Menschen aus den Trümmern zu ziehen und nicht gedacht, dass es noch schlimmer kommen könnte. Aber es kam noch schlimmer. Eine gewaltige Schockwelle lief durch die Leylinie, über der die Straße mit den durch die Gasexplosion beschädigten Häusern lag.

Susanne wurde hochgehoben, fiel hin und schlug hart mit dem Kopf gegen die Steine. Sie sah zwei Blocks weiter den Turm einer Kirche in sich zusammenstürzen. Ein grässlicher, kreischender Summton erfüllte plötzlich die Luft und die Menschen hielten sich gepeinigt die Ohren zu. Susanne glaubte, weit weg, dort, wo der Dom stand, Blitze zucken zu sehen.

Dann war es vorbei. Von einer Sekunde zur anderen herrschte völlige Ruhe. Natürlich hing immer noch der Lärm von Sirenen und Martinshörnern über der Stadt, und die gepeinigten Mauern der Häuser stöhnten und knirschten. Aber der Boden war wieder vollkommen ruhig, da war keine Vibration mehr, kein Beben. Unsicher stand Susanne auf. Sie dachte an Chris. Mit angesengten, zerrissenen Kleidern und dreckverschmiertem Gesicht ging sie langsam durch die zerstörte Straße. War Chris noch am Leben? »Hat mein... Gebet etwas genützt?«, murmelte Susanne leise und wischte sich Tränen von ihren ruhigen Wangen. Als sie eine Weile gegangen war, fuhr plötzlich ein ramponierter, verbeulter Streifenwagen langsam an ihr vorbei. Sie winkte. Der Wagen hielt an. »Fahrt ihr in die Innenstadt?«, fragte sie und merkte, dass ihre Stimme heiser war von dem vielen Rauch und Staub, den sie eingeatmet hatte. »Wir versuchen es zumindest«, antwortete einer der beiden uniformierten Kollegen. »Dann nehmt mich mit.«

Ehe Susanne einstieg, warf sie einen Blick in Richtung Dom. Sie sah, dass die schwarzen Wolken sich aufzulösen begannen und erste Sonnenstrahlen über den Dächern der Stadt leuchteten.

Für einen Augenblick glaubte Chris im Nichts zu schweben. Dann erkannte sie, dass dieses Nichts gar kein Nichts war, sondern ein gewaltiger, lebendiger, atmender Körper. Der Körper der Erde. Und Chris war ein Teil dieses Körpers, eine Zelle in seinem Gewebe. Wälder waren seine Lungen, Bäche und Flüsse seine Adern. Chris spürte, welcher Schmerz sich in der Haut der Erde angestaut hatte, die seit Jahrhunderten durch die eisernen Erdnadeln gereizt

wurde; sie erkannte, wie sehr die ständig im Übermaß durch das Leynetz fließende Energie das Gleichgewicht gestört hatte, besonders seit die Menschen die geomantischen Gesetze missachteten. Überall hatten kastenförmige, rechteckige Gebäude, an denen es keinerlei Rundungen und pflanzliche, fließende Formen mehr gab, das Land überwuchert und blockierten die weibliche Erdenergie.

Chris spürte die Wut, unter der das Land erzitterte. Mit ihrem zweiten Gesicht sah sie, wie diese Wut in einer ungeheuren Katastrophe hervorbrach. Ein Erdbeben legte ganz Köln in Schutt und Asche, der Rhein verließ sein Bett und überflutete die Kölner Bucht, die Erschütterungen breiteten sich bis in die Eifel aus, wo die schlafenden Vulkane erwachten und das Land unter einem Feuer- und Ascheregen begruben. Den Ausbruch dieser Wut der Erde mitzuerleben war wie ein Rausch, eine gewaltige Befreiung, eine völlige Entfesselung aller Kräfte.

Du selbst bist die Träumerin des Traumes, sagte plötzlich eine leise Stimme aus dem Nichts. Wenn du dich dieser düsteren Untergangsvision hingibst, wird sie Wirklichkeit. Du bist eine Schamanin, das ist deine Bestimmung. Du bist Traumweberin. Du musst heilende Träume weben. Schenke der Erde gute, Segen bringende Träume.

In diesem Moment merkte Chris, wie ihr eigener Körper sich entspannte. Natürlich. Deswegen war sie hergerufen worden. Ich bin eine Abenteuer-Schamanin, dachte sie, ich gebe niemals auf, ehe ich nicht in der inneren Welt, die ich bereise, eine positive Veränderung herbeigeführt habe. Ich besitze die Kraft meiner Phantasie. Sofort konzentrierte sie sich auf die Vorstellung, dass sie den Körper der Erde mit riesigen, gefühlvollen Händen streichelte und massierte, bis die blockierte, aufgestaute Energie sich lösen und sanft abfließen konnte. Mit leiser Stimme sang sie dazu ein heilendes schamanisches Lied, das ihr Silver Bear vor Jahren beigebracht hatte. Irgendwann öffnete Chris die Augen. Sie sah den Steinboden des Geheimen Gewölbes und die verblasste Farbe des Sonnensymbols. Langsam setzte sie sich auf. Das grelle Licht der drei Erdnadeln war zu einem matten blauen Glimmen erloschen, das die schattenhafte Leere zwischen den Säulen des Gewölbes nur noch schwach erhellte. Völlige Stille herrschte. Chris schaute an sich herab. Sie fürchtete grausig verbrannte und entstellte Haut zu sehen. Aber da war nichts. Ihr ganzer Körper war heil und unversehrt. Vorsichtig stand sie auf. Sie fühlte sich etwas wackelig auf den Beinen, doch

es ging. Ein plötzlicher Schreck durchzuckte sie, als sie an den Engel mit dem Flammenschwert und die Dämonen dachte. Ängstlich blickte sie umher, aber sie war allein. Dann sah sie, dass etwas Dunkles am Rand des Sonnensymbols lag. Sie ging darauf zu und bemerkte zugleich, wie der goldene Glanz der auf den Boden gemalten Sonne immer mehr verblasste und dahinschwand, als sei der Farbe plötzlich ihr wahres Alter bewusst geworden. Auch das Glimmen der Erdnadeln wurde immer schwächer.

In dem fahlen bläulichen Lichtschein erkannte Chris, dass dort eine in mehrere Stücke zerbrochene Statue lag - die Statue eines Engels mit einem großen, zerborstenen Schwert. Das strenge, steinerne Gesicht trug die Züge Ermekeils. Da wusste Chris, dass die Naturgeister grausame Rache genommen hatten.

Schaudernd wandte sie sich ab. Erst jetzt fiel ihr auf, dass Teile des Gewölbes herabgestürzt waren. Während sie über die Trümmer zu der glücklicherweise unversehrten Treppe kletterte, hörte sie hinter sich ein lautes Krachen. Als sie sich umdrehte sah sie, wie ein großes Stück des Deckengewölbes herabstürzte und den zerbrochenen Engel und Teile des Sonnensymbols unter sich begrub. Chris fürchtete, das ganze Gewölbe werde einstürzen und rannte auf die Treppe zu. Feuchter Staub wirbelte hoch, nahm ihr die Sicht und reizte sie zum Husten. Obendrein erlosch das Licht der Erdnadeln nun völlig, sie waren nur noch schwarzes, totes Eisen. Mit klopfendem Herzen taumelte Chris durch die plötzliche Dunkelheit, erschrak, als sie am Fuß der Treppe über Scharenbroichs Leiche stolperte. Bärin, bitte hilf mir, dachte sie. Sofort schärfte sich ihr Blick. Sie hob den Kopf und sah, dass oben von der Treppe ein schwaches Licht herabdrang, in dem sie die Stufen schemenhaft erkennen konnte. Ein paar Augenblicke später stand sie keuchend hinter der Geheimtür. Die Tür war halb aus den Angeln gehoben, das hässliche Altarbild umgestürzt und zerrissen. In der Bischofskrypta blieb Chris erschrocken stehen. Auch hier waren Teile der Decke eingestürzt und hatten die Treppe nach oben in den Dom verschüttet. Sie war gefangen. Dann wurde ihr klar, dass das schwache Licht hier unten Tageslicht sein musste. Sie spähte nach oben und entdeckte in der Ecke des Trümmerberges eine kleine Öffnung. Keuchend kletterte Chris über die rutschenden, nachgebenden Steine. Der Spalt war so eng, dass sie sich gerade eben hindurchzwängen konnte. Als sie ihren Körper endlich mühsam aus der schmalen Öffnung hinaus in die lichte Weite des Domes gestemmt hatte, atmete sie befreit auf. Rasch lief sie ein Stück von dem eingestürzten Fußbodenteil weg, bis der Untergrund ihr wieder einigermaßen sicher schien. Der Dom war nicht eingestürzt. Seine mächtigen

Fundamente hatten standgehalten. Aber die Kathedrale hatte doch schwere Schäden davongetragen. Teile des Daches waren eingestürzt und Chris konnte den Himmel darüber sehen - strahlend blauen Himmel. Die bedrohlichen schwarzen Wolken waren verschwunden, Sonnenstrahlen fielen schräg durch das beschädigte Dach und ließen die Staubschwaden aufleuchten, die wie ein feiner Nebel zwischen den gotischen Säulen schwebten. »Chris! Chris!«

Da stand Heike Vandenberg, auf der anderen Seite der Vierung. Sie rannte zu Chris und fiel ihr um den Hals. »Wir dachten, du bist verschüttet, und jetzt kommst du einfach hier aus dem Boden gekrochen!«

Chris zuckte verlegen die Achseln. »Na ja, Bärinnen sind eben Höhlentiere.«

»Ermekeil hat dir also nichts angetan ...« »Mich kleinzukriegen ist gar nicht so einfach. Eine Schamanin hat mindestens so viele Leben wie eine Katze.« Chris sah, dass dort, wo Heike gestanden hatte, viele Steine herabgestürzt waren. Und sie sah eine Gestalt auf dem Boden liegen. Die Vision fiel ihr ein - ein Mensch, der von herabfallenden Steinen erschlagen wurde. »Scheiße! Roland! Ist er...?«

Doch dann hob die Gestalt den Kopf. Es war Roland, und er lächelte. »Keine Angst, Chris«, sagte er, »ich lebe noch, auch wenn diese Steine mein rechtes Bein ganz schön zugerichtet haben. Aber ich denke, ein guter Arzt wird es schon wieder hinkriegen.«

Chris sah, dass er den silbernen Rutenstab der Vandenberg in den Händen hielt. »Ich glaube, der Stab hat uns geschützt. Rings um uns prasselten Steine herunter, aber Heike und dem Polizisten ist nichts passiert.« Er zeigte auf sein Bein. »Und das hier soll vielleicht eine Mahnung sein, dass ich mich endlich dem Erbe meiner Familie stelle.« »Tönsdorf, der Polizist, ist nach draußen gerannt, um einen Bergungstrupp zusammenzustellen«, erzählte Heike aufgeregt. »Wir dachten, du wärest dort unten verschüttet und wir müssten dich herausholen.« Heikes Augen glühten. Sie wirkte tapfer und viel weniger ängstlich. »Was ist mit Ermekeil?«, fragte Roland. »Für alle Zeiten tot und begraben.« Die beiden Frauen halfen Roland auf und nahmen ihn in ihre Mitte. Er stützte sich auf sie und sie gingen langsam zum Ausgang. Chris ließ noch einmal den Blick durch den trotz der Beschädigungen anscheinend unerschütterlich dastehenden Dom schweifen und musste sich eingestehen, wenn auch etwas widerwillig, dass sie tiefen Respekt für Roland Vandenberg's Vorfahren empfand. Sie hatten mit ihren riesigen Nadeln der Erde schlimme Schmerzen zugefügt, vermutlich ohne recht zu wissen, was sie taten - aber nichtsdestotrotz waren sie großartige Baumeister gewesen. Draußen vor der Kathedrale standen und saßen die Menschen in Gruppen zusammen. Viele

hatten Kerzen angezündet und beteten. Erleichtert sah Chris, dass Köln nicht in Schutt und Asche lag, doch wie der Dom hatte auch die Stadt einige ernste Schäden davongetragen. An zahlreichen Stellen stiegen Rauchsäulen in den Himmel. Langsam gingen sie zwischen den betenden Menschen hindurch. »Weiß jemand, was mit Susanne ist?«, fragte Chris und war plötzlich ganz unruhig. »Leider nicht«, sagte Roland. »Sie wollte nach Bischofsweiler, um vielleicht die Sprengung dort noch zu verhindern, aber das ist ihr ja offensichtlich nicht gelungen.« Zwischen den vielen Menschen, die auf der Domplatte saßen, manche erleichtert und unversehrt, manche benommen und apathisch, mit notdürftig verarzten Verletzungen, stand eine schlanke, hoch gewachsene Gestalt und blickte suchend umher. Sie hatte Ruß und Staub im Gesicht und auf den Armen, ihre Jeans und ihre Bluse waren angesengt und zerrissen. Als sie Chris erblickte, strahlten ihre Augen und sie lief mit langen Schritten auf sie zu. Erst als Chris in Susannes Armen lag, schwand der letzte Rest der Bärenkraft aus ihrem Körper, ihre Knie gaben nach und sie konnte nur noch weinen.

Epilog

An einem warm duftenden Tag im August fuhr ein schon etwas altersschwacher Kombi durch die Eifel. Hinter dem Steuer saß eine ziemlich stattliche junge Frau mit kurz geschnittenen blonden Haaren und einem kleinen, geflochtenen Zöpfchen, das über ihrer linken Schläfe baumelte. Sie trug eine über den Knien abgeschnittene Jeans und ein mit bunten indianischen Mustern bedrucktes ärmelloses Shirt. Ihre runden Schultern und Arme waren tief gebräunt. Hinten im Kofferraum lag ein großer, aber noch nicht ganz ausgewachsener brauner Hund, eine strubbelige Promenadenmischung, auf einer alten Decke und schaute neugierig aus dem Fenster. Die Frau lenkte den Kombi hinunter ins Itzbachtal, in den kleinen Ort Buchfeld. Vor einem liebevoll renovierten älteren Haus hielt sie an und stieg aus. Es war später Nachmittag, und wie sie gehofft hatte, arbeitete Jonas im Garten. Sie freute sich einen Moment am Anblick seines schlanken und doch muskulösen, braun gebrannten Oberkörpers. Er rammte den Spaten in die Erde, kam zum Zaun und bemühte sich erkennbar, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen.

»Du wohnst jetzt also wieder in der Eifel«, sagte er. Chris hob überrascht die Brauen. »Das weißt du schon?« Er grinste und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. »Susanne hat es mir erzählt. Ich habe sie ab und zu angerufen, um zu hören, ob alles wieder in Ordnung ist.«

»Davon hat sie mir nichts erzählt!« Er senkte verlegen den Blick. »Das sollte sie auch nicht.« Dann zeigte er auf den Hund im Kofferraum, der bellend um Aufmerksamkeit bettelte. »Was ist das denn für ein Zotteltier?«

»Das ist Mister Brown. Ich bin gerade dabei, ihn zum Medizinhund auszubilden. Susanne war der Meinung, dass ich unbedingt einen Hund brauchte, wenn ich schon ganz allein draußen im Wald lebe. Wir haben ihn aus dem Tierheim geholt.«

»Susanne hat mir erzählt, dass du jetzt in Köln eine Berühmtheit bist. Dass du ihren Dom vor dem Einsturz gerettet hast, werden dir die Kölner bestimmt nie vergessen.« Chris wickelte sich ihr Zöpfchen um den Zeigefinger. »Ich mag nicht berühmt sein. Das ist mir peinlich.« Einen Moment schauten sie sich schweigend an, dann zog Chris einen Zettel aus der Hosentasche und gab ihn Jonas. »Da stehen meine neue Adresse und meine Telefonnummer drauf. Kannst ja mal auf einen Tee vorbeikommen.« Er betrachtete den Zettel. »Okay. Ich überleg's mir.« Sie winkte kurz, stieg wieder in den Wagen und fuhr los. Sie

war sicher, dass er kommen würde - so wie er sie angeschaut hatte. Nicht gleich morgen. Mit seinem Eifeler Dickschädel würde er mindestens eine Woche brauchen, vermutlich gar eher zwei oder drei.

Nach einer knapp zwanzigminütigen Autofahrt bog Chris in einen schmalen Schotterweg ein. Er endete vor einem gemütlich aussehenden kleinen Blockhaus, das allein auf einer Waldlichtung stand, oberhalb eines Baches. Vor zwei Wochen war sie hier eingezogen, und es kam ihr immer noch vor wie ein Traum. Chris fütterte den Hund, aß dann Brote mit Biowurst, Schafskäse und Radieschen und ließ sich zum Nachtschisch ein paar herrlich saftige Pfirsiche schmecken. Ihr Essen konnte sie auf dem benachbarten Demeter-Bauernhof kaufen, zu dem sie mit dem Rad nur zehn Minuten brauchte. Sie freute sich auf das Wochenende. Da kamen Heike und Susanne zu Besuch, mit denen sie durch den Wald spazieren und hinterher viel essen und erzählen würde. Heike war schwanger und wirkte sehr glücklich.

Die Abendsonne schien verlockend durchs Fenster und Chris ging nach draußen auf die hölzerne Veranda. Die letzten Tage hatte sie vor allem damit zugebracht, den völlig verwilderten Garten herzurichten. Sie war froh, endlich wieder draußen in der Natur zu sein, denn zur Städterin taugte sie nun einmal nicht.

Als sie es in Köln nicht mehr aushielt, hatte sie sich im Vandenberg-Park neben der von Baugerüsten umgebenen Villa unter einen Baum gesetzt und die Erde um Hilfe gebeten. Ein paar Tage später gaben Roland und Heike in der Villa ein Essen, bei dem sie um Unterstützung für die neu gegründete geomantische Stiftung warben. Roland war stolz darauf, dass die Villa allen Erschütterungen widerstanden hatte und deutlich weniger in Mitleidenschaft gezogen war als der Dom. Er hielt eine, wie Chris fand, wirklich gelungene Tischrede, in der er das Erdheiligtum und das geomantische Forschungsinstitut vorstellte, die in Bischofsweiler gebaut werden sollten, nachdem der Braunkohleabbau dort für alle Zeiten untersagt worden war. Anschließend beschrieb er mit Überzeugungskraft seine Vision einer neuen Architektur, in der alte geomantische Traditionen mit moderner ökologischer Technik zu einer harmonischen Synthese verschmolzen. Es komme darauf an, die Natur nicht zu vergewaltigen, sondern intelligent mit ihr zusammenzuarbeiten.

Wie zufällig saß Chris an diesem Abend neben einem älteren Kölner Geschäftsmann. Sie kamen ins Gespräch und er erzählte ihr, dass seine Familie aus der Eifel stammte und dass ihm dort eine große Jagd gehöre. Es sei ein ziemliches Stück Land mit großen, gesunden Waldbeständen, dazwischen einige Aufforstungsflächen und Viehweiden. Es gäbe mehrere Bäche und einen kleinen See. Er habe in den letzten

Jahren die Lust am Jagen verloren, sei jedoch sehr daran interessiert, dass die Natur dort geschützt und der Wald ökologisch bewirtschaftet werde. Er war von Chris' ökologischem Wissen sichtlich angetan, zeigte aber auch deutliches Interesse am Schamanismus. »Es gibt zwischen Himmel und Erde eben die erstaunlichsten Dinge«, sagte er und lächelte verschmitzt.

Ein paar Tage später bot er Chris an, sie als Verwalterin für sein Land einzustellen. Er war bereit ihr ein angemessenes Gehalt zu zahlen und überließ ihr sein Jagdhaus. Der Wald hier war groß, schön und still, und der kleine See darin leuchtete wie ein Juwel. Chris fand ihre neue Aufgabe außerordentlich faszinierend. Sie würde den Wald nur sehr schonend bewirtschaften und dazu keine Maschinen einsetzen, sondern ausschließlich Rückenpferde. Und da war noch etwas: Neben der Blockhütte gehörte zu dem Land ein kleiner Wirtschaftshof. Er war zwar renovierungsbedürftig, eignete sich aber ausgezeichnet für schamanische und geomantische Seminare. Das war das nächste Projekt, das Chris in Angriff nehmen würde.

Ich hoffe, Silver Bear, du bist einigermaßen zufrieden mit mir, dachte sie. Lächelnd hielt sie ihr Gesicht in die Sonne und lauschte den Vogelstimmen und dem sanften Flüstern des Windes.

Danksagung

Für ihre freundliche Hilfe bei der Recherche zu diesem Roman danke ich Dorothee Keib, Gerd Kaminski und Wolfgang Latz sehr herzlich.

Meinen Freunden und Familienangehörigen ein liebevolles Dankeschön dafür, dass sie geduldig zuhörten, mich immer wieder ermutigten und mir viele wertvolle Hinweise und Anregungen gaben. Besonderes Lob verdient mein Neffe Kevin, der während eines regnerischen Spaziergangs auf den Dresdner Elbhügeln gewissermaßen Geburtshilfe für die hier erzählte Geschichte leistete. Ebenso danke ich meinem Lektor Christian Buggisch und dem engagierten Team des Weitbrecht Verlages, Ines Geweyer und, last but not least, meinem Bruder und Agenten Michael.

Besuchen Sie Thomas Görden im Internet unter www.thomasgoerden.de.